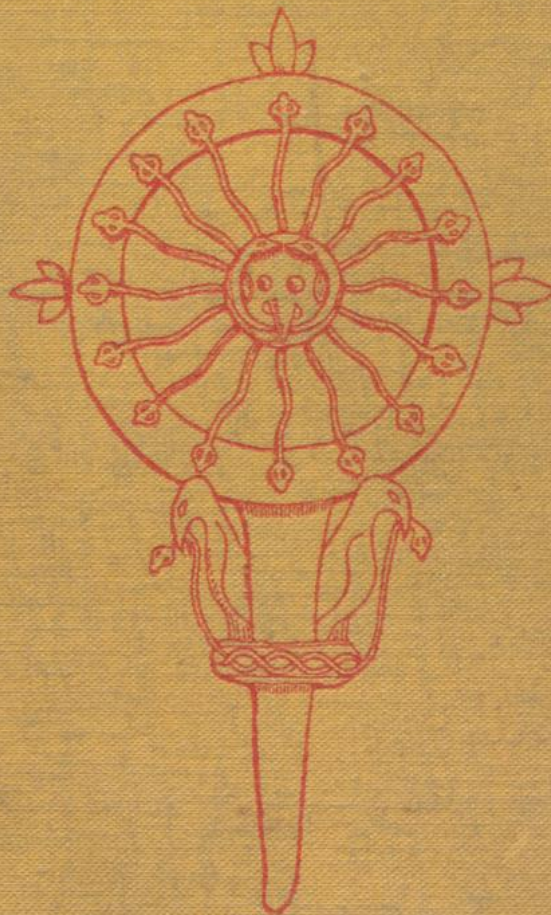
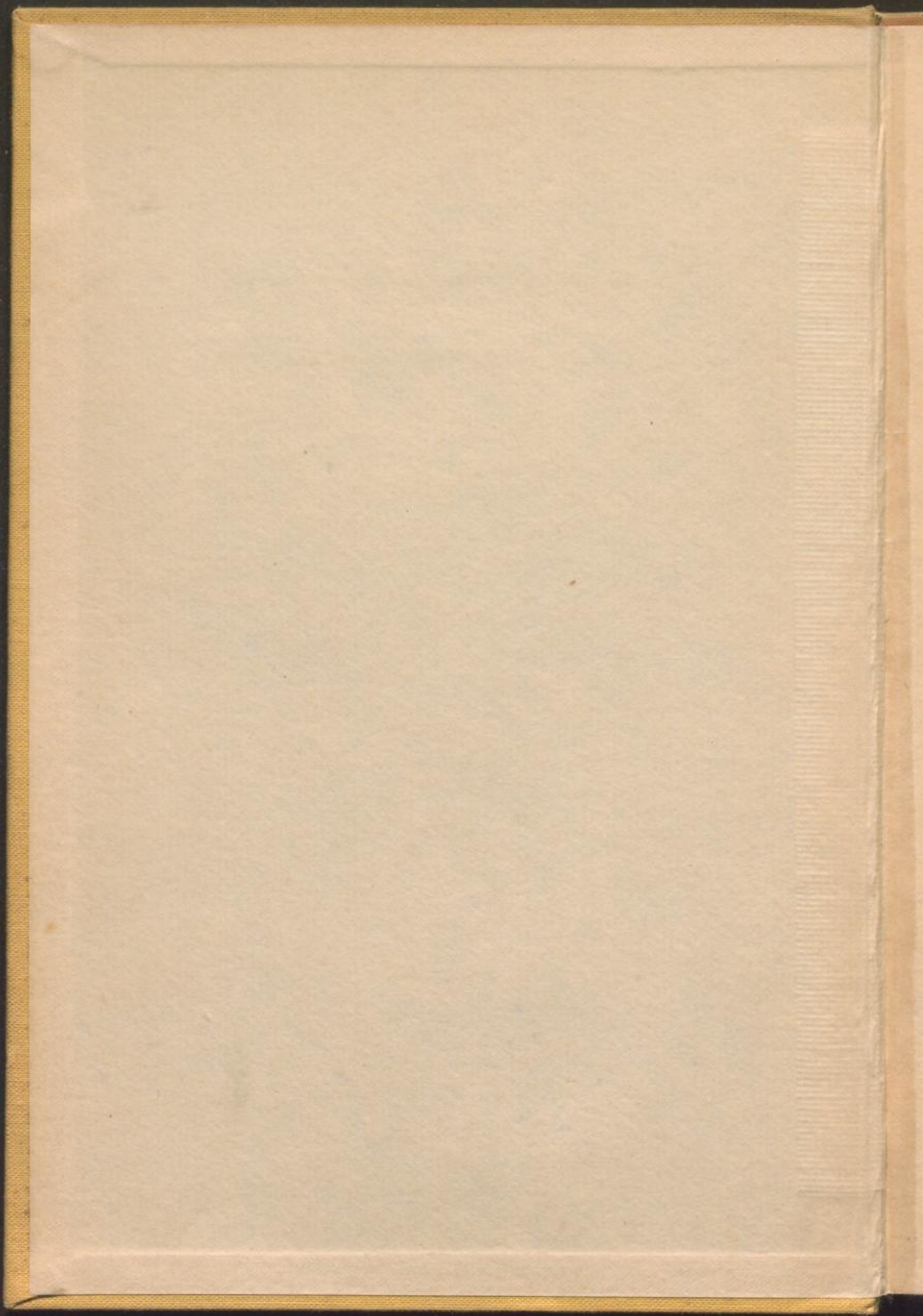
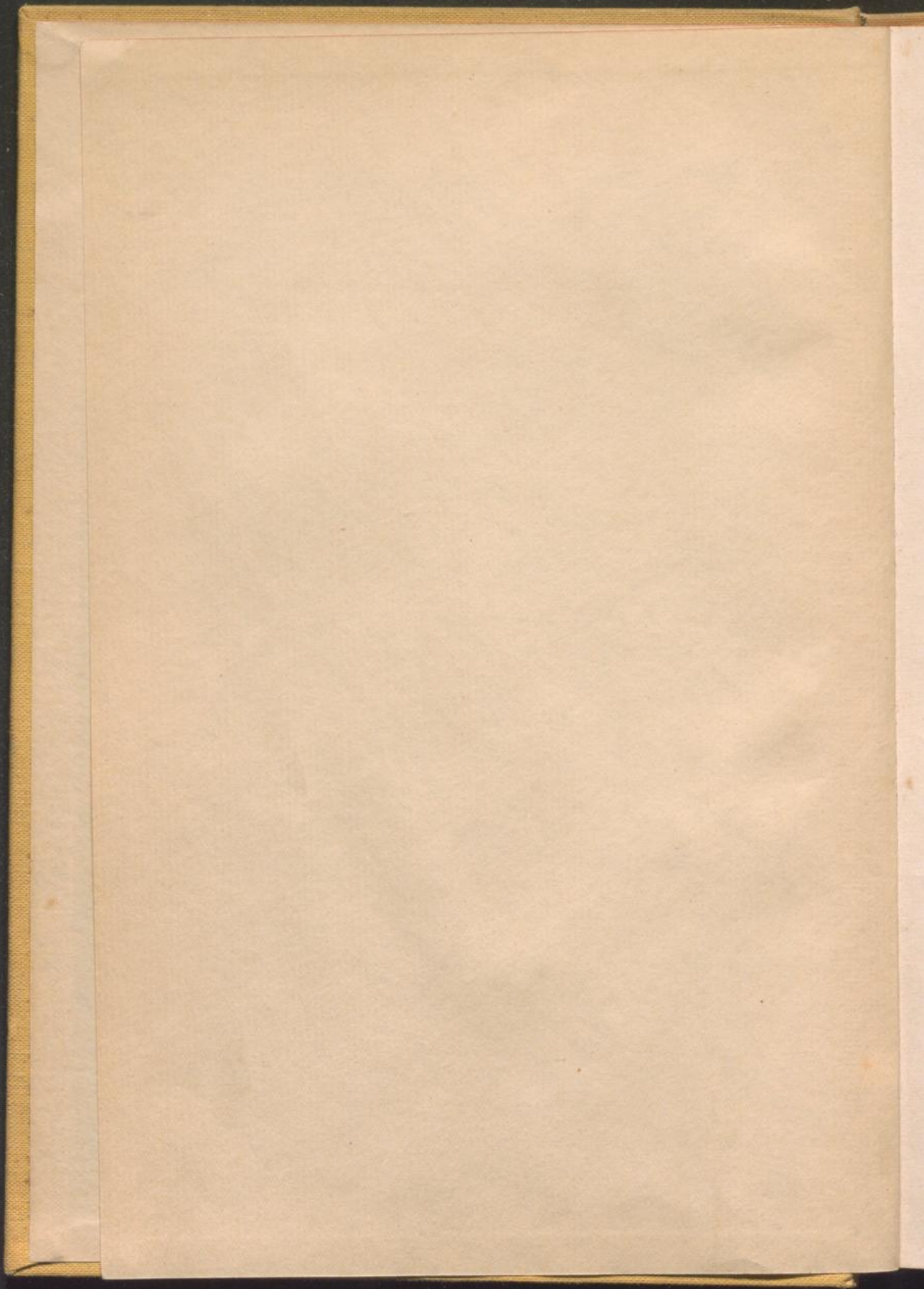


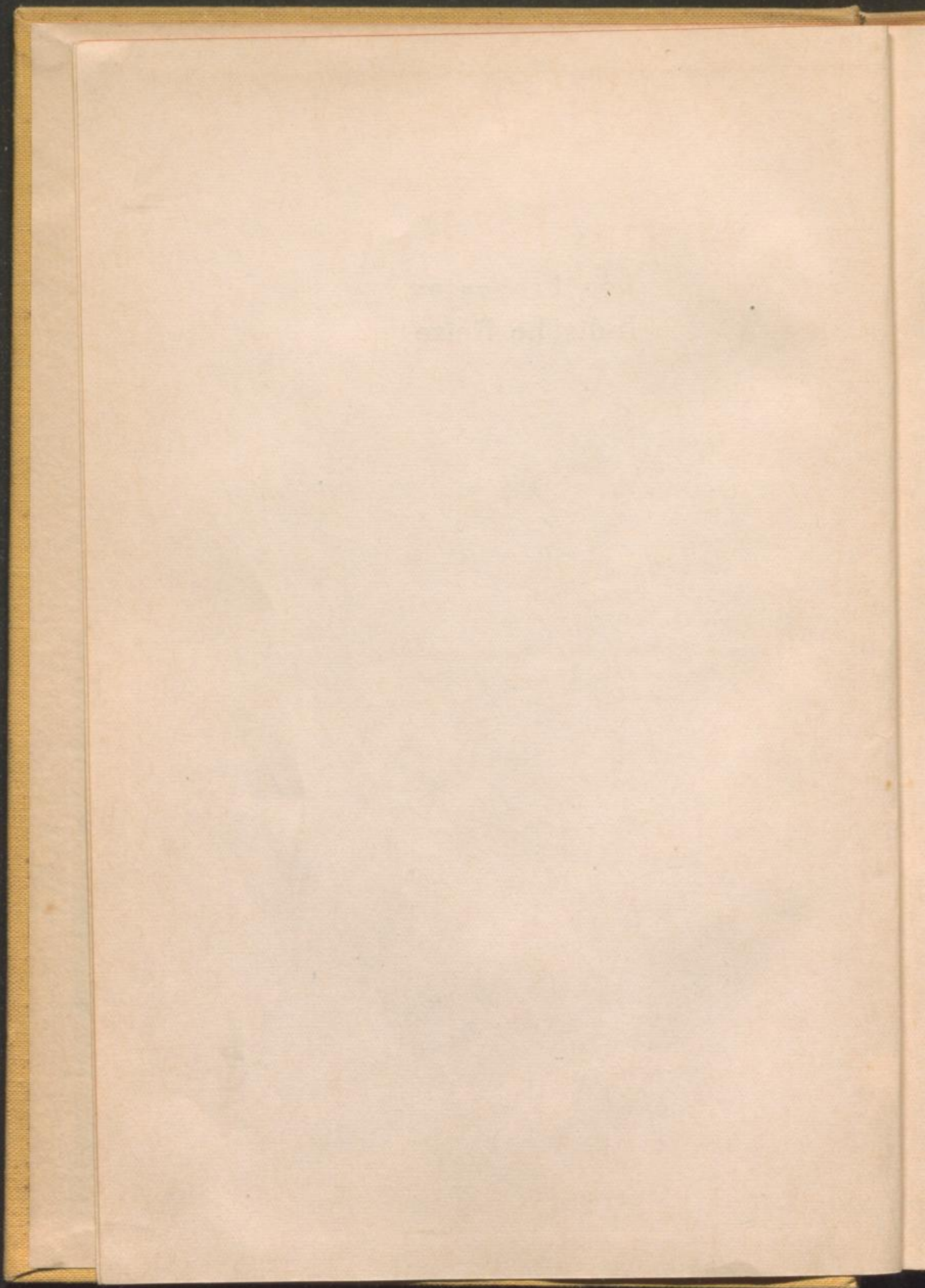
LEO FROBENIUS
Indische Reise







Leo Frobenius
Indische Reise



Indische Reise

Ein unphilosophisches Reisetagebuch
aus Südindien und Ceylon

Von

Leo Frobenius

Mit 32 Tafeln nach photographischen Aufnahmen
von Ruth Renate Frobenius und 56 Textfiguren,
zumeist nach Zeichnungen des Verfassers



Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW 61

00/17142

Der Verfasser widmet dieses Buch
der Gesellschaft zur Förderung des Forschungs-Instituts
für Kulturmorphologie e. V.,
als Zeichen der Dankbarkeit

Copyright 1931 by Reimar Hobbing, Berlin

53/2528x1

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

In doppeltem Dienst

(des Seienden und des Gewesenen).

Dieses möchte ich sogleich und ehe ich auf irgend etwas anderes zu sprechen komme, betonen: Indien ist in der Tat das Zauberland und die Heimat, die Schatzkammer und ein Born all der Herrlichkeiten des Orients, die wir uns von Kindheit und von dem Zeitpunkt an, in dem wir dem Wunderbuche „1001 Nacht“ verfallen waren, erträumen. Bekanntlich sendet unser Herrgott jeden Deutschen, dem er wohlgesinnt ist, in die weite Welt; nun ich also auch diese Fahrt nach Südindien unternehmen durfte, meine ich, daß eine Entsendung nach Indien ein Höhepunkt gnädiger Schicksalsbestimmung sein müsse. Dieses Buch verdankt sein Dasein meinem Wunsch, möglichst vielen Menschen das mitzuteilen, was ich dort sehen und erleben durfte, und einem jeden zuzurufen: Auf nach Indien!

Mir selbst wurde ein unermeßliches Bedürfnis und eine große Fähigkeit, glücklich zu sein, in die Wiege und außerdem der Wunsch in die Seele gelegt, möglichst viele Menschen am Genuß der Fülle des Daseins teilnehmen zu lassen. Deshalb veröffentliche ich das Tagebuch dieser Reise, eine Schilderung von Geschehenem, Gelebtem und Durchlebtem so schlicht und anspruchslos, wie es an Ort und Stelle niedergeschrieben wurde. Ich veröffentliche es, wenn ich mir auch der Unvollkommenheit meiner Federführung bewußt bin in der Überzeugung, daß auch das weniger geschickt Abgefaßte den Hauch des wahrhaft Erlebten übermittelt.

Lieber Leser, wenn du es wünschst nachzuprüfen, ob diese meine Vorstellung zu Recht besteht, so beginne dieses Buch mit Kapitel 2, Seite 35, zu lesen, studiere es bis zum 11. Kapitel und klappe es dann zu.

* * *

Nun ist es ja fraglos eine eigentümliche und bisher nicht gebräuchliche Aufforderung an den Leser, das Studium eines Buches nicht mit dem ersten, sondern erst mit dem zweiten Kapitel zu beginnen und es vor der Kenntnisnahme des letzten wegzulegen. Nun, so wunderbar diese Maßnahme auch erscheinen mag, so wäre sie doch sehr leicht damit erklärt, daß diese beiden Externen, das erste und das letzte Kapitel, nämlich nicht Teile des Reisetagebuches sind und auch erst während der Heimreise und in Europa geschrieben wurden.

Weshalb ich dieses Surplus geschaffen habe? —

Lieber Leser, es gibt natürlich mehrere Arten der Lebenserfassung. Die der wahrhaftigen Lebenskünstler beruht darin, das Gesehene als Tatsachen aufzufangen und sich seiner Auswirkung in Eingliederung in harmonisch geformten Bestand hinzugeben. Andere schon weniger träumerische Naturen werden gerade in Indien durch ein leidenschaftliches Interesse für theosophische und philosophische Probleme zur Formulierung eigener Anschauungen gedrängt und damit vom Genusse naiv-glückhaften Eindrucks abgelenkt. Solches liegt mir fern. Wieder anderen aber — und als Zugehöriger dieser Gruppe muß ich mich bekennen! — werden der angeborenen und beruflich ausgebildeten Einstellung gemäß die Augenbilder durchscheinend, so daß sie beim Durchschauen der Tatsächlichkeit Aussichten in weite, weite (nennen wir es hier „historische“) Ferne gewähren.

Solcher Art Sehweise kann und soll nicht jedermanns Sache sein. Aber kein Zweifel ist es, daß gerade Indien vielfach hierzu anregt. Diese eigentümliche Mischung grazil und graziös dahinfließenden Lebens mit schauerlichen Gebräuchen wie die der Witwenverbrennung, der Menschenopfer und des rituellen Mordes der Könige, diese öffentlich fanatischen Bekenntnisse zu Religionszugehörigkeiten, diese feierliche Durchführung der Tempelgeheimnisse — bis heute und in die Zeit, in der diese Kultur um Befreiung von europäischer Zivilisation und Fremdheit ringt — das alles fordert von einem Mann meines Berufes Aufmerken, Beachten, Bedürfnis zur Fernsicht; gewinnt eine zwingende Bedeutung.

So wird denn der Blick zur Schau durch das Werden im Laufe vieler Jahrhunderte veranlaßt. Dieses ist mir der Gedanke, daß das, was in der Geburtsstunde der hohen Kulturen gestaltende Gewalt besaß, heute und hier in Indien noch neben der Herrschaft der werdenden Zivilisation und im Beginne der Weltsymphonie lebt. Heute noch!

Wie ein Gespenst taucht die Gestalt dessen, was vor Tausenden von Jahren dem Zeushaupt der Menschheit entsprang, vor uns auf. Groß und gewaltig war das, was wir nicht mehr wissen können, aber jetzt erahnen dürfen.

* * *

So hängt also die Schilderung einer glückseligen Indienfahrt gleich einem buntfarbigen Teppich zwischen den Balken eines schweren Webrahmens. Und ebensowenig wie die meisten Menschen, obgleich alltäglich darüber hinschreitend und sich an der Pracht eines Teppichs erfreuend, danach fragen, wie die Webeinrichtung beschaffen war, an der er hergestellt wurde, ebensowenig brauchen meine Leser sich mit besagten beiden Kapiteln 1 und 12 zu befassen.

Und zwar dies um so weniger, als deren Aufgabefassung mit den Prinzipien der bisherigen Auffassung der Wissenschaft von der indischen Vergangenheit nicht übereinstimmt. Der Kulturmorphologe sieht und muß anders sehen als der fachmännische Indologe. Aber wenn der Autor in Dingen der indischen Literatur auch Laie ist, so darf doch andererseits betont werden, daß die Kulturmorphologie sich schon mehrfach (auch in Dingen der indischen Weltanschauung) mit ihren Hinweisen auf Irrtümer der Aktendeutung bewährt hat.

Aber darum handelt es sich hier nicht so sehr wie um die Kunst, sehen zu lernen und den Blick zu schärfen. Was dies aber anbelangt, so dürfen wir freudig sagen: größer und immer herrlicher werden die Bilder, die sich den Augen der in die Ferne Blickenden am Horizonte der Weltgeschichte zeigen. Bisher ungeahnte Welten steigen aus dem Nichts empor.

Der bunte Teppich der Gegenwart wurde am gewaltigen Webstuhle der Vorzeit gewebt — einem Webstuhl, dem mein Rahmen kaum (ach, nur zuwenig!) gerecht wird.

Biganzolo, 21. September 1930.

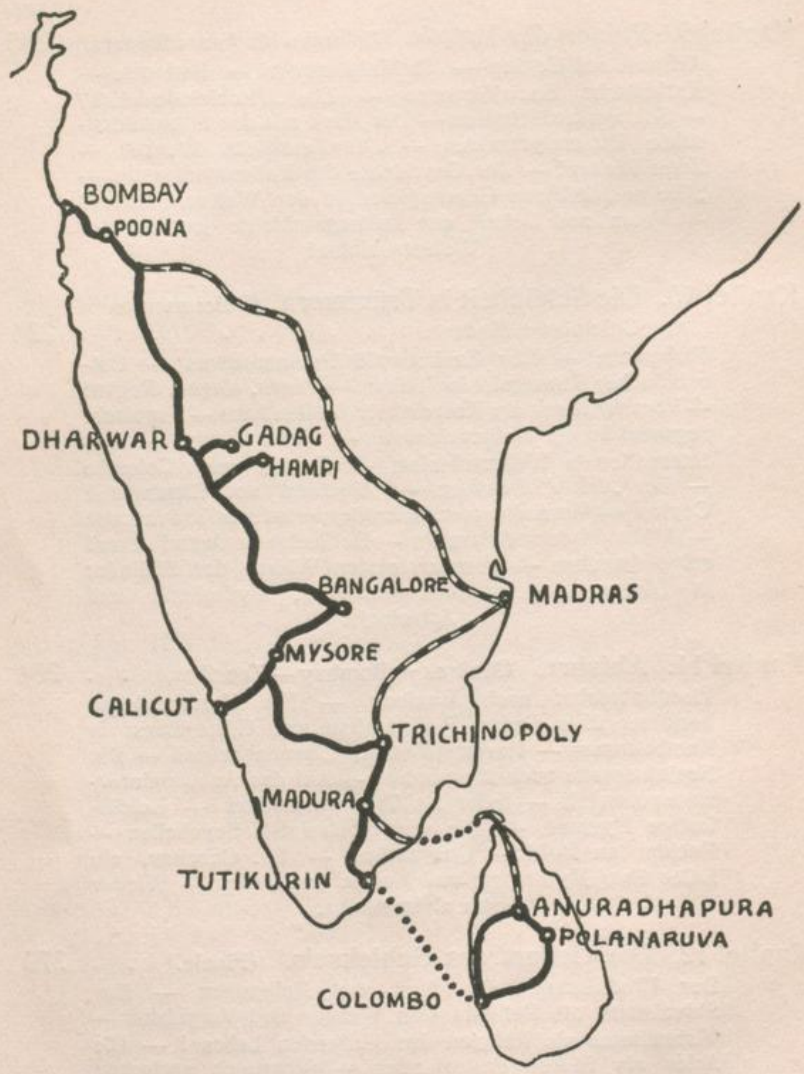
Leo Frobenius.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Kapitel 1. Schicksal im Kosmos! (Introduziona.) . . .	13
Der sakrale Königsmord in Süderythraea — Der Todesgang der Venusgöttin — Der Mondstier und die Heiligkeit der Zeugung — Die „Höllenfahrt der Ishtar“ und die jährliche Demütigung des Königs in Mesopotamien — Über Elam zu den Draviden Südindiens? — Das große Fragezeichen in bezug auf Herkunft der dravidischen Königsmorde — Es sei gewagt!	
Kapitel 2. Anfahrt. (Madras — Bombay — Gadag.) . . .	35
Ab Durban mit Indern als Rückwanderern — Das kolonialverträumte Madras — Das straffe Bombay — Gütige Helfer und „Citrus“ — Tempelleben — Durch Poona — Erste Autoerlebnisse — Indische Hilfsbereitschaft — Herrschen ohne Dienen? — Ein Vortrag und Ergriffenheit ohne Sprachverständigung — Auf der Suche nach bestimmten Ruinen — Dharwar und Gadag — Eine große Stadt ohne Europäer — Francis bewährt sich — Ruinen im alten Goldminengebiet.	
Kapitel 3. Eine Stadt von heute. (Gadag.)	55
Das Leben im Bungalow (Rasthaus) — Sammeln — Begrenzte Rundfahrten — Morgenstunden — Das indische Neujahrsfest — Altäre mit Geschäftsbüchern — Klosterbesuch — Diebstähle, gestrenge Sittenwächter und Inder unter sich — Durch Hubli — Bei Harrihar Eintritt in den Staat Mysore — Wegzoll.	
Kapitel 4. Trümmer der Pracht. (Hampi — Vijayanagar.)	78
Das vergessene Reich — In den Kessel mit Rändern aus Granit — Ein Meer von Ruinen — Das Rathaus im Tempel — Der kranke Citrus — Ein Bilderbuch auf Tempelwänden — Vorgeschichtliches Mauerwerk — Versteinerte Holzplastik — Königswage und Lebendgewicht in Gold — Fellboote — Angebot an Ruinenbrocken — Verleugneter Lingamdienst — Die Umfassungsmauer als Sinnbild des Meeres.	

Kapitel 5. Ein Staat von heute. (Von Bangalore bis Mysore.)	98
<p>Wege im Staate Mysore — „Unser Großvater“ — Wieder ein Hotel — Die Handelshauptstadt — Das Ministerium — Kapitel: Garagen — Im Basar — Der Nachtwächter — Die „lange Leitung“ der Dravida — In der Residenzstadt — Der Residenzton im Bungalow — Prof. Dr. D. M. Krischna Iyanagar — Elend der Kinderheirat — Die heilige Stadt.</p>	
Kapitel 6. Stätten höchster Opfer. (Ausflug zur Malabar-küste.)	131
<p>Auf der Straße vor dem Vizekönig — Elefantenjagdlager — Über eine schroffe Kultur- und Vegetationsscheide — „Haarnadel“-Schleifen — Der „uralte“ Holztempel — Der Schicksalsstunde der Gottkönige — Der Tempel, in dem Vasco de Gama vor den Götterbildern betete — Ein Schutzgott der Felder — Wandel in der Farmwirtschaft — Erlahmender Kolonialgeist — Die Göttin der Witwenverbrennung — Sabotierte Elefantenjagd — Ein Witwenverbrennungsplatz — Monddynastien und Sonnendynastien.</p>	
Kapitel 7. Gebirgsfahrt. (Über die Nilgiriberge.) . . .	160
<p>Durch die Ghats aufwärts — Europas Pflanzen- und Menschenkultur in Indien — Ein Höhenkurort — Der „Dom“ eines Naturvolkes — Hinsterbende Altkultur — „Rosenfinger der Morgenröte“ — Eine Sammlung von Kultursplittern — Abstieg — Heilige Riesenrosse aus Terrakotta (Ayyanar) — Todesschreck — Hinein in die Ameisenhaufen!</p>	
Kapitel 8. Durch Ameisenhaufen. (Via Trichinopoly über Madura bis Tuticorin.)	176
<p>Ein Lager auf der Bahnhofsveranda — Die Tempelstadt Srirangam — Eine Allee von Terrakottatieren — Ertrotzte Unterkunft im Rasthaus — Eine verlorene Driverlizenz — Der Karikaturist — Dravidische Geschäftstüchtigkeit — Geschäftstüchtige Priester im bilderreichen Tempel — Menschen, die sich selbst opferten — Menschenselbstopfer bei Dravida, Japanern und Altsumerern — Besuche und „Typen“ im Bungalow — Zur Südspitze Indiens — Citrus wird verladen — Aufklärung über die „Ayyanar“ während der Überfahrt — Alter und Verwandtschaft der neolithischen Terrakottakunst.</p>	

Kapitel 9. Ruinen der Hoheit. (Colombo bis Anaradhapura.)	205
Ankunft auf Ceylon — Rückfahrtsorgen — Badeorte — Katholische Sozialfürsorge — Ein „Tischleindeckdich“ — Schleierlandschaften — Der Park mit den altbuddhistischen Riesenpyramiden — „Verdienstliche Werke“ — Zwei Welten! — Zur Geschichte des Reliquiendienstes — „Die unsichtbaren Gegenspieler in der Weltgeschichte!“ — Raum und Gehalt der Kulturgeschichte jenseits der Weltgeschichte!	
Kapitel 10. Die Schönheit in Trümmern. (Polonnaruwa — Colombo — Madras.)	224
Fiebertage — Der Zauberwald Polonnaruwas — Ostasiatischer Kunstgeist in Indien — Regen, Regen, Regen! — Vorschriftsmäßige Korrektheit im Rasthaus — Tropisch-regenzeitliches Weihnachtsfest — Nach Candy — Das internationale Weihnachtsfest — Zurück nach Colombo — Der „dritte“ Feiertag — Abschied von Citrus und Ceylon — Venusdienst und Jupiterperiode in Travancore — Affen auf dem Bahnsteig — Der gelehrte Jagadisa und seine Angaben — Vom erstarrten Wissen der Südinder in Dingen der Weltbildvorstellung, Mythologie und Astrologie.	
Kapitel 11. Abfahrt. (Madras — Bombay — Zanzibar.) . .	254
Eisenbahnfahrt nach Bombay — Ein Reisebegleiter berichtet über Opfer, Periodenbau und Götterdienst in Kumbakonam — Haremsleben im Eisenbahnabteil — Die Neujahrswelle auch über Indien — Auf das Auswanderertransportschiff — Inder als Transportartikel — Leichtfertige Hygiene — Die vernachlässigten Seychellen — Pocken an Bord — Quarantäne — Dr. Chocksy, ein Inder über Mythologie und Kultur im Norden — Wieder im alten Afrika.	
Kapitel 12. Die Geburt des Schicksals. (Finale.) . .	270
Der Hinduismus, ein Bund von Religionen — Der Shivaismus als Religion von Werden und Vergehen! — Vishnuismus als Religion des fließenden Lebens! — Die Arier als Stifter des Bundes — Vergleich zwischen dravidischer, sumerischer und südeythräischer Religion — Die Geburt des Schicksals und seines Gehäuses!	
Verzeichnis der Textfiguren	291
Verzeichnis der Bildtafeln	294



 AUTO
 EISENBAHN

Kapitel 1.
Schicksal im Kosmos!

(Introduzione.)

Der sakrale Königsmord in Süderythraea — Der Todesgang der Venusgöttin — Der Mondstier und die Heiligkeit der Zeugung — Die „Höllenfahrt der Ishtar“ und die jährliche Demütigung des Königs in Mesopotamien — Über Elam zu den Draviden Südindiens? — Das große Fragezeichen in bezug auf Herkunft der dravidischen Königsmorde —
Es sei gewagt!

„Simbabwe!“

Der Name dieser inmitten der nördlichen Goldfelder Südafrikas aufragenden Ruine hat im Laufe der Jahre Welt-
ruf errungen. Der Bau verdient es. In herrlicher Monumentalität liegt er unnahbar inmitten von Hunderten anderer Ruinen, — inmitten von Tausenden alter, wieder verschlossener Gruben, in denen mit großem Erfolg dermal-
einst nach Gold, Kupfer, Zinn geschürft wurde, — inmitten unzähliger Felsbilder, die in einem eigenartigen archäologischen Stil gestaltet sind, — in einem Reiche, das in der portugiesischen Zeit (16./17. Jahrhundert n. Chr.) schon im Zerfall begriffen war.

Unnahbar — nämlich der Erschließung durch die Wissenschaft. Seitdem die Ruine — von der die Portugiesen schon als von einem „Werke des Teufels“ gehört hatten — Anno 1875 von dem deutschen Forscher Carl Mauch wiederentdeckt wurde, haben sich sehr viele darum bemüht, diesem Wahrzeichen afrikanischer Altgeschichte den Schleier der Unverständlichkeit zu nehmen. Es wurde gegraben und spekuliert. Gar mancher rief sein „Heureka!“ Der eine glaubte hier eine Niederlassung der goldsuchenden Königin

von Saba zu erkennen, der andere einen Tempel israelitischen Ursprunges, der dritte einen Bau der Phönizier, der vierte ein altägyptisches Werk, und einige auch lehnten das alles entsprechend der modernistischen Geistesrichtung unserer Zeit ab und erklärten Simbabwe als einfache Negerarbeit.

Aber nichts von alledem konnte befriedigen. Simbabwe verblieb unnahbar, ein mysteriöses Symbol afrikanischer Vorgeschichte.

Als ich nun im Jahre 1928 mit unserer neunten Expedition Südafrika betrat, wurde ein Versuch gemacht, dem Mysterium auf eine andere Weise nahezukommen. Wir untersuchten die Erzgruben, kopierten die Felsbilder und beschritten einen Weg der Forschung, der nur einmal vor uns begangen war, nämlich durch den Wiederentdecker Carl Mauch — und nachher nicht wieder. Wir begannen, die Eingeborenen nach den alten Sagen, nach der Art ihres Kultus, ihrer früheren Staatsform, ihrer Weltvorstellung auszufragen. Diese Arbeit war ungeahnt erschwert durch das geradezu fabelhafte Mißtrauen der Eingeborenen, aber nachdem dieses einmal überwunden war, auch unerwartet ergiebig. In dem Werke „Erythraea: Länder und Zeiten des heiligen Königsmordes“*) ist gezeigt, wie die Erforschung der Felsbilder, Gruben, Gräber, Ruinen und der Mythologie zuletzt das ungewöhnlich gut erhaltene Bild einer großen und einheitlichen Geisteskultur ergab.

Diese Geisteskultur nun, die heute noch viel mehr Ruine ist als Simbabwe, und ihre Hunderte von Geschwisterbauten weisen eine weltanschauliche Struktur auf, deren Auswirkungen von grauenvoller Monumentalität sind. Vor längst verflossenen Zeiten lag die Regierung des Landes in den

*) Atlantis-Verlag. Berlin 1930.

Händen eines königlichen Oberherrn und einer Priesterschaft. Man muß diesen Herrscher schon als König bezeichnen, denn er war Oberherr über eine große Anzahl von Gau- und Stadtfürsten, denen die Verwaltung des Landes angepaßt war. Die Macht dieses obersten Königs war eine solche über Leben und Tod der Untertanen und auch der Fürsten. Er war der Herr und Besitzer der Erde und jeglichen Besitzes. Und doch regierte er nur, lebte er das Leben der Herrlichkeit nur, um eines Tages von den Priestern — geopfert, und zwar durch ein als Strang dienendes Tuch getötet zu werden. Denn davon, daß dieses geschah, hing das Schicksal allen Volkes ab.

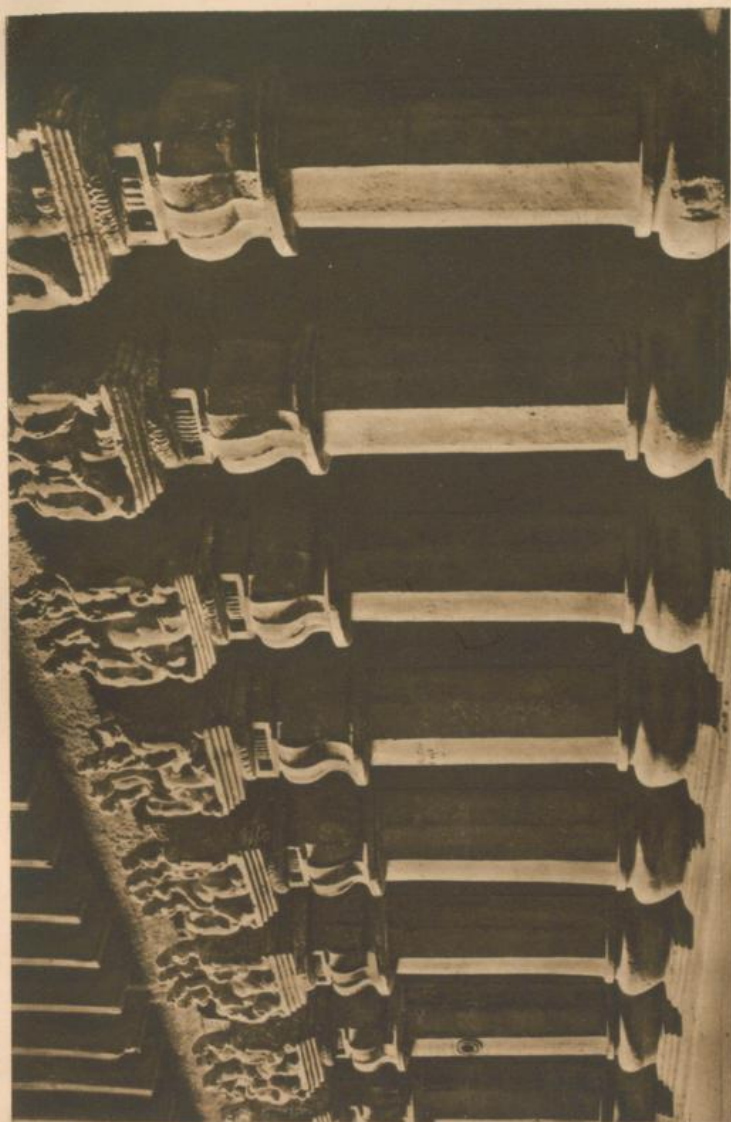
Aber dieser Opfertod wurde durchaus nicht etwa von irgendeiner Priesterlaune bestimmt. Seine Festsetzung wurde bedingt durch den für den Menschen in ewiger Gesetzmäßigkeit sich vollziehenden Lauf der Gestirne, d. h. von bestimmten Konstellationen. Ja, der Ablauf des alltäglichen Lebens dieses sonst mit unbegrenzter Macht ausgestatteten Herrschers war genau geregelt nach den Phasen des Gestirnes, dessen Namen die Herrscherwürde bezeichnete. Der König wurde angesprochen mit Mwuetsi, d. h. Mond. Wenn der Mond am Himmel mit dem letzten Viertel verschwand, mußte auch der König sich zurückziehen und unsichtbar für seine Umwelt sein. Mit dem ersten Erscheinen der feinen Sichel des jungen Mondes trat er wieder in die Öffentlichkeit, und bei Vollmond prangte er im Glanze höchster Herrlichkeit der Hofhaltung. Wie nun aber das Leben des Königs dem Ablauf des Mondes nachgebildet war, so das seiner zweiten Frau, der Murongo, dem des Venussternes. Sie war gleichzeitig seine Schwester, mußte mit dem König sterben. Seine Töchter, die Wasarre, durften nicht heiraten und lebten das Dasein der Hierodulen; sie wurden bei gewissen Gelegenheiten geopfert. — Derart war

also das Leben im „Simba-woye“, d. h. dem „verehrungswürdigen Hause“ (des Herrschers) ein mit dramatischen Effekten sich abspielendes Dasein, geordnet nach dem Ablaufbild der „ewigen“ Gestirne.

Das gesetzmäßige Leben im Simba-woye war Vorbedingung für ein Gedeihen der Felder des Landes, für das Glück seiner Völker. Es war mehr als Symbol. Es bedeutete Schicksal. Das Schicksal lag demnach begründet im Horoskop und im Wandel der die Familie der Opfer bedeutenden Gestirne.

* * *

Es ist sehr schwer, sich ein Lebensgefühl verständlich zu machen, das eine derart grandios-barbarische Gesittung zu gestalten vermag. Aber mehrere Volksüberlieferungen bringen sie dem Verständnis näher. So zunächst einmal eine Erzählung, die angibt, welches die symbolische Auffassung des Volkes von den großen Gestirnen ist. Sie ist heute noch ziemlich volkstümlich und lautet in vollständiger Fassung etwa folgendermaßen: Der Mond ist der große Herrscher. Er hat zwei Frauen. Die erste ist die Sonne, die zweite der Venusstern. Er bevorzugt die zweite, was die Eifersucht der ersten zur Folge hat. Wenn daher nun der Mond in der größten Fülle im Osten just aufgeht, d. h. in dem Augenblick, in dem die Sonne, gerade untergehend, dem Nachtgestirn für einige Minuten gegenübersteht, — in diesem Augenblick macht die Sonne den Mondgatten mit ihren Strahlen krank. Der Mond sinkt nun abnehmend dahin, bis er zuletzt verscheidet (Schwarzmond). Die zweite Frau, der Venusstern, folgt dann aber dem gestorbenen Mondgatten in den Tod. Sie errettet ihn. Er steigt nach einigen Tagen als noch zarte und schwache Erscheinung wieder am Horizonte empor. Hinter ihm folgt dann die



Säulen im Höhlentempel von Karle zwischen Bombay und Poona.

Tafel 2



Hampi; ein Stück der mittelalterlichen Festungsmauer.



Hampi; ein Ausschnitt aus der Umfassungsmauer
des Ramajandra-Tempels.

Venusgattin, die ihren Herrn und Gemahl in diesem Zustand am meisten liebt. —

Inwieweit nun in solcher Volkserzählung Erinnerung an große Mythen alter Zeit, andererseits aber auch Erklärungen für die entsprechend symbolische Dramatisierung geboten werden, hierfür möge die Wiedergabe des Inhaltes einer zweiten Erzählung als Erläuterung gelten:

Für einen der ganz großen Herrscher der Vergangenheit kam der Tag, an dem er der Stellung der Gestirne entsprechend getötet werden sollte. Er ließ die Priester die Würfel fragen, ob es noch nie einen Herrscher gegeben habe, der nicht geopfert worden sei. Die Würfel antworteten, daß es noch keinen Herrscher gegeben habe, der nicht geopfert worden sei, derjenige Herrscher aber, dessen Schwester den Tod auf sich nehmen würde, der werde wiederkehren. — Der Herrscher wurde getötet. Dann sollte seine Leiche (wie immer) ein Jahr lang durch die Priester zur Bestattung vorbereitet werden (Mumifizierung). Die Schwestergattin des Herrschers wies aber die Priester fort und vollzog alle Arbeit selbst, bis die Leiche nach einem Jahre trocken geworden war. Die Leichenträger nahmen dann den Leib und trugen ihn in die Grabhöhle zur Bestattung. Die Schwestergattin folgte und ließ sich mit der Leiche zusammen einschließen. Sie legte sich neben den Gatten. Die Grabwächter schlossen die Höhle mit Steinen und gingen von dannen. — Sowie die Wächter gegangen waren, fielen die Haare der Schwestergattin ab, fielen die Nägel von Händen und Füßen ab. Als die Grabwächter am anderen Tage die Höhle öffneten, sahen sie, daß die Leichen des Herrschers und seiner Schwestergattin zerfallen waren. Entsetzt eilten sie von dannen und berichteten den Priestern das Geschehene. Die von den Priestern befragten Orakel-

würfel antworteten: „Wartet vier Tage, dann werdet Ihr sehen.“ — Als es am vierten Tage dunkelte, sah man „zum ersten Male den jungen Mond aufgehen und den Abendstern ihm folgen“.

Hier ist also das Schicksal des Herrscherpaares dem der Gestirne gleichgesetzt. In mehreren anderen Bruchstücken großer Mythen fanden wir das gleiche, wenn auch nicht immer in gleich plastischer Deutlichkeit. So haben wir eine andere, welche die Geschichte des Geschwisterpaares behandelt, die nachher zum ersten Herrscherpaar wurden. Hier verliebt sich ein Bruder in seine Schwester. Er verlangt sie von den Eltern zur Gattin. Diese weisen sein Begehren entrüstet zurück. Der Bruder nimmt all seine Habe und geht in den See (= Dsivoa). Sein Besitztum wird zu Teilen der Umwelt. Dort unten singt er seinen tragischen Todesgesang. Die Eltern hören davon und wollen den Sohn bewegen, zurückzukehren. Sie gehen mit einem schönen Mädchen zum See und rufen ihn zurück, angehend, sie hätten ihm seine Schwester mitgebracht. Der Bruder fordert die Maid auf, zu ihm unter das Wasser zu kommen. Die fremde Maid erschrickt aber und flieht in das Dorf zurück. Ein zweiter gleicher Versuch scheitert in gleicher Weise. — Endlich gehen die Eltern, die unbedingt ihren einzigen Sohn erretten wollen, mit der Tochter zum See und bieten sie ihm als Gattin an. Der Bruder fordert sie singend auf, zu ihm unter das Wasser zu kommen. Das Mädchen legt das Kleid ab, legt die Fußringe ab, legt die Armringe ab, legt den Perlschmuck im Haar ab. Sie schreitet in den Dsivoa. — Sowie die Schwester in das Wasser gegangen ist, nehmen die Besitztümer des Bruders wieder ihre gegenständliche Form an. Er kommt aus dem Wasser. Seine Schwester folgt ihm. Am Ufer legt sie Perlschmuck, Armringe, Beinringe und Kleid wieder an. Das Geschwisterpaar

kehrt in das Dorf zurück. Der Bruder heiratet die Schwester. Er wird der erste König des Landes.

Der Leser muß die ungeheure Konsequenz, mit der hier immer wieder die Errettung des Gattenbruders durchgeführt ist, erkennen und desgleichen, daß augenscheinlich das Schicksal der Gestirne zum schöpferischen Motiv geworden ist; und zwar dies nicht nur für Mythenbildung, sondern auch für das sakrale Dasein dieses Lebens am Simba-woye. Wie weitgehend die sinngemäße Übereinstimmung zwischen Überlieferung und Kultushandlung war, das mag man an einer anscheinend wenig wesentlichen Einzelhandlung in den Bestattungsgebräuchen sehen: Wenn früher die zweite Schwestergattin dem König in den Tod folgen mußte — so berichtet die Tradition —, dann wurde sie erst „in peiniger Weise Stück für Stück aller Kleidungs- und Schmucksachen“ beraubt, so daß sie im Augenblick des Todes nackt war, und erst beim Einzug der Leiche in die Höhle wurde sie wieder bekleidet und geschmückt! — Hier also die Zeremonie im Kultus. In der zuletzt wiedergegebenen Mythe die Schilderung der Entblößung, in der vorher gebotenen der Abfall von Haar, Zähnen, Nägeln, Fleisch. Wir werden sogleich sehen, welche große Bedeutung dieses Zeremonial- und Mythenmotiv für die Beurteilung der Herkunftsbestimmung hat. —

Diese Darlegungen werden genügen, um dem Leser wenigstens ein skizzenhaftes Bild des Stiles und der Anlage von Weltanschauung und Staatsbau in dieser süderäträischen Kultur Südostafrikas zu geben. Wir haben hier wertvolle Belege eines Lebensbildes, einer kulturellen Daseinsform aus einer Periode der großen mythologischen Kultur der Vergangenheit vor uns. In dieser Zeit führte die Menschheit ein kalendarisches Doppelleben. Auf der einen Seite das der Landwirte, für die der regelmäßige Ablauf des

Sonnenjahres mit Regen- und Trockenzeiten maßgebend war; dieser Jahreszeitenablauf ist in diesen Ländern aber ein erstaunlich verschiedener. Jahre mit regelmäßigen Niederschlägen und dann vorzüglichen Ernten wechseln mit solchen unerhörten Regenmangels oder ebenso erstaunlicher Überflutungen ab, was in letzteren beiden Fällen stets Hungersnöte zur Folge hat. — Über dieser naturalistischen Profanjahresrechnung steht dann aber eine zweite nach Perioden, die durch die Konstellation der Gestirne gegeben ist. Also eine Rechnung nach sakralen Jahren, die anscheinend durch den Umlauf des Venussternes mit seinen zweimal 292 Tagen gegeben waren. Dieses sakrale Jahr war also ein anderes als das profane mit seinen etwa 365 Tagen.

Soweit wir es bis heute erkennen können, glaubten die Menschen dieser Kultur, aus dem Innehalten der Feste und Opfer des sakralen Venusjahres die Möglichkeit einer günstigen Beeinflussung der Launen des Sonnenjahres und damit günstigere Verteilung von Sonnenschein und Regenmenge gewinnen zu können. Das Schicksal verkörpert sich für sie also im Sinnbild der Konstellationen. In dem Wandel der Gestirne waren Mond und Venusstern, wahrscheinlich auch deren Stellung zum Sirius, entscheidend.

Der Vorstellung vom Sinn der Konstellationen der Gestirne entsprach das ihrem Vorbilde entsprechend sich abspielende Leben der Königsfamilie. Der König mußte unbedingt makellos und fehlerlos sein wie der Mond in seiner größten Fülle. Er mußte reiner Herkunft und deshalb Sproß aus Bruder-Schwisterehe der edelsten Familie sein. So allein war er würdig, die Rolle des höchsten Gottes, so seine Schwestergattin die der höchsten Göttin zu spielen und als deren Symbol den Opfertod zu erleiden.

Geburt des Dramas, Geburt des ersten Königstumes, Geburt des Horoskops — einheitlich in einer großen Gebärzeit der Kultur. —

Das sind Entfaltungen der längst dahingeschwundenen Kulturperiode der hohen Mythologie. Sie ist der zentral-äquatorialen Kultur ebenso fremdartig wie die Ananas der Borassuspalm e oder der Apfel dem Kameldorn. Solche Früchte hat der afrikanische Boden und Busch nie hervorgebracht. Aber wohl sind Boden und Steppe Afrikas geeignet, solche Kulturgebilde in unverfälschter Gestalt länger zu erhalten als andere Erdteile.

Als ich im September 1929 Afrika verließ, war es die Frage nach der Herkunft, dem Ursprungsgebiet und der Geschichte dieser großen Weltvorstellung, die mich auf die Suche nach Vergleichsmaterial gen Osten führte. —

* * *

Diejenigen meiner Leser, die den Wunsch haben, noch weitere Einblicke in die süderythrische Vorstellungswelt und damit weitere Anhaltspunkte für die Bedeutung des in Indien sich bietenden Vergleichsmaterials zu gewinnen, mögen hier nun noch einige weitere Angaben über dieses urtümliche Gedankenreich erhalten. Wenigstens soweit es sich um die Gestalt des Mondgottkönigs und seiner Gattin sowie die grundlegende Symbolik handelt.

Großartig sind die Bilder der „Legende“, die gelegentlich der größten Opfer gesungen wurde. Wir sehen den ersten Menschen (Mwuetsi = Mond) im Anfange im erdfernen Dsivoa (Unterwasserland). Er fleht Gott um die Gunst an, auf die Erde zu gehen. Er wird gewarnt, aber besteht auf der Erfüllung seines Wunsches. Gott gibt ihm als Genossen das Mädchen „Morgenstern“ mit. Er betritt mit ihm die Erde. Alles ist kahl. Mwuet si klagt. Aber in

keuscher Mystik wird das Morgensternmädchen zur Mutter aller Vegetation. Nach zwei Jahren nimmt Gott verheißungsgemäß das Morgensternmädchen zu sich. Mwuetsi erhält dafür als Gattin das Weib Abendstern, das, aus sinnlicher Hingabe Mutter werdend, erst Menschenkinder und dann alle Haustiere hervorbringt. Gott warnt das sich seligem Taumel hingebende Paar. Es hört nicht. Die Abendsterngöttin wird wiederum Mutter. Sie bringt diesmal wilde Tiere hervor, darunter die Schlange, die zum Geliebten der Göttin wird und die Mwuetsi beißt, als er sich wieder liebend seiner Gattin naht. Mwuetsi wird krank. Mwuetsi wird von den Menschen mit dem Strang geopfert, und die Abendsterngöttin kehrt mit dem Gemahl in den Dsivoa des Jenseits und des Ursprunges zurück. (Siehe „Erythraea, Räume und Zeiten des sakralen Königsmordes“, Kap. 13.)

Diese Symbolik der Weihe und Opfer im Dienste einer sakralen Zeugung und Fruchtbarkeit treffen wir fast auf allen Gebieten. Die Erweckung des Feuers mit Quirlen eines senkrecht gehaltenen männlichen Stabes in einem wagerecht liegenden weiblichen ist heiliges Sakralzeremonial; ebenso die Anfachung des Brandes im weiblich gedachten Hochofen mit männlich benanntem Gebläse. Heilig ist der Begriff des Geschlechtes. Wenn das Trommelfell mit dem männlichen Holznagel auf dem weiblichen Körper oder Holzbecken festgekeilt wird, so deutet die Sprache das als innige Verbindung und bei besonderen Gelegenheiten als sakrale, zeremonielle Bestätigung geschlossener Verträge. Daher auch die Bevorzugung eines Opferpaares, das aus Jüngling und Maid bestand. Aber daß solche Opferung so drastische Form angenommen habe, wie dies Peschual-Lösche an der Loangoküste (dem äußersten Ausläufer der süderythraischen Kultur nach N. W.) festhalten konnte, erfuhren wir nicht. — („Erythraea“ Kap. 12.)

Eine andere Gruppe von Erzählungen betrifft die symbolische Auffassung des Mondkönigs als Stier. Da ist eine Legende, derzufolge einmal ein Königssohn der Untersivoa- (Untersee-) Menschen sich in eine Prinzessin (der Menschen) verliebt, die am Seeufer badet. Der Königssohn verwandelt sich in einen Stier und kommt so aus dem Wasser. Er läßt sich von der Königstochter leiten und warten, überredet sie aber eines Tages, auf seinen Rücken zu steigen. So trägt er sie in den Dsivoa hinab, nimmt wieder seine Gestalt als Königssohn an und heiratet die irdische Prinzessin. (Wer denkt hier nicht an die Mythe vom Raub der Europa durch Zeus in Stiergestalt?) —

Ein anderes Mal sehen wir einen „törichten Burschen“ vom Vater ausgesandt, den Mond vom Himmel zu nehmen und ihn als Brustschmuck heimzubringen. Der Bursche wandert, wandert, wandert, bis er am Weltende unter das Wasser gelangt. Vom König dieses Landes erlangt er das Gewünschte. Der Unterwasserkönig gibt ihm als Reittier einen schwarzen Stier. Auf diesem kehrt er zur Oberwelt zurück und wird König. Als er stirbt, trägt der schwarze Stier ihn wieder in das Land unter dem Wasser. — Solchen Mythen entsprechen dann auch bestimmte Sitten. Bei einem der heutigen Geschlechter von Königen (bei jenem mit dem Titel Mtoko) ist es Sitte, daß die Königsleiche in einer Stierhaut aufgebahrt wird. Diesem Stier wird die Kehle durchschnitten. Vom Halsschnitt her werden Knochen, Fleisch und Eingeweide aus dem Innern herausgeschält, bis der Kadaver ausgehöhlt ist. In diese Höhlung wird die Leiche des Königs gebettet, und zwar so, daß die Beine in den Hinterschenkeln des Rindes, die Arme in seinen Vorderbeinen Platz finden; die Königsleiche liegt also mit zusammengebogenen Gliedmaßen auf dem Unterleib. Danach wird der Kehlschnitt des Bullenhalses wieder zugenäht und

dieser Tiersarkophag so aufgebahrt, als ob der Stier friedlich daliege. Ein paar Stöcke stützen sein Haupt. — (Siehe „Erythraea“ Kap. 10.) — —

Auch diese wenigen skizzenhaften Angaben werden genügen, um einen Einblick in den Reichtum einer augenscheinlich außerordentlich alten Weltvorstellung zu gewähren. — Wenden wir uns nun der Frage nach der Verwandtschaft dieser Vorstellungswelt zu.

* * *

Das Natürliche und fast „Selbstverständliche“ ist es, die nächsten Verwandten der süderythrischen Kultur an den Ufern des Indischen Ozeans zu suchen. Wie wir gleich hier vorgreifend sagen können, sind Reste der heiligen Opferung der Könige denn auch an allen Gestaden dieses Meeres nachweisbar. Hadramautleute Südarabiens haben eine märchenhafte Erinnerung. Vom Roten Meer aus drang der sakrale Brauch über Nubien in den Sudan ein. Von der Malabarküste kennen wir ihn; aus Ceylon hat ein altarabischer Schriftsteller Bestätigung geliefert. Aber für uns, die wir darauf eingestellt sind, in die ethnographische Tatsachenwelt soviel Perspektive zu bringen, daß sie durchscheinend werde — durchscheinend bis zum Sichtbarwerden der im äußersten Hintergrund gelagerten Geburtszellen der Kulturphänomene (hier des Gedankens vom Horoskop, dessen Symbolik die Weihe des Königsopfers bedingt) — für uns ist fürs erste alles dies zuletzt auch Mehrung an ethnographischem, d. h. wiederum ahistorischem Material.

Das Bild der Verbreitung des rituellen Königsopfers, wie es hier in Karte Fig. 1 gegeben ist, zeigt aber doch zum mindesten, daß wir es mit einem Raumzusammenhang, mit einer räumlichen Einheit zu tun haben. Da wird denn das Augenmerk besonders gefesselt durch die Tatsache, daß im

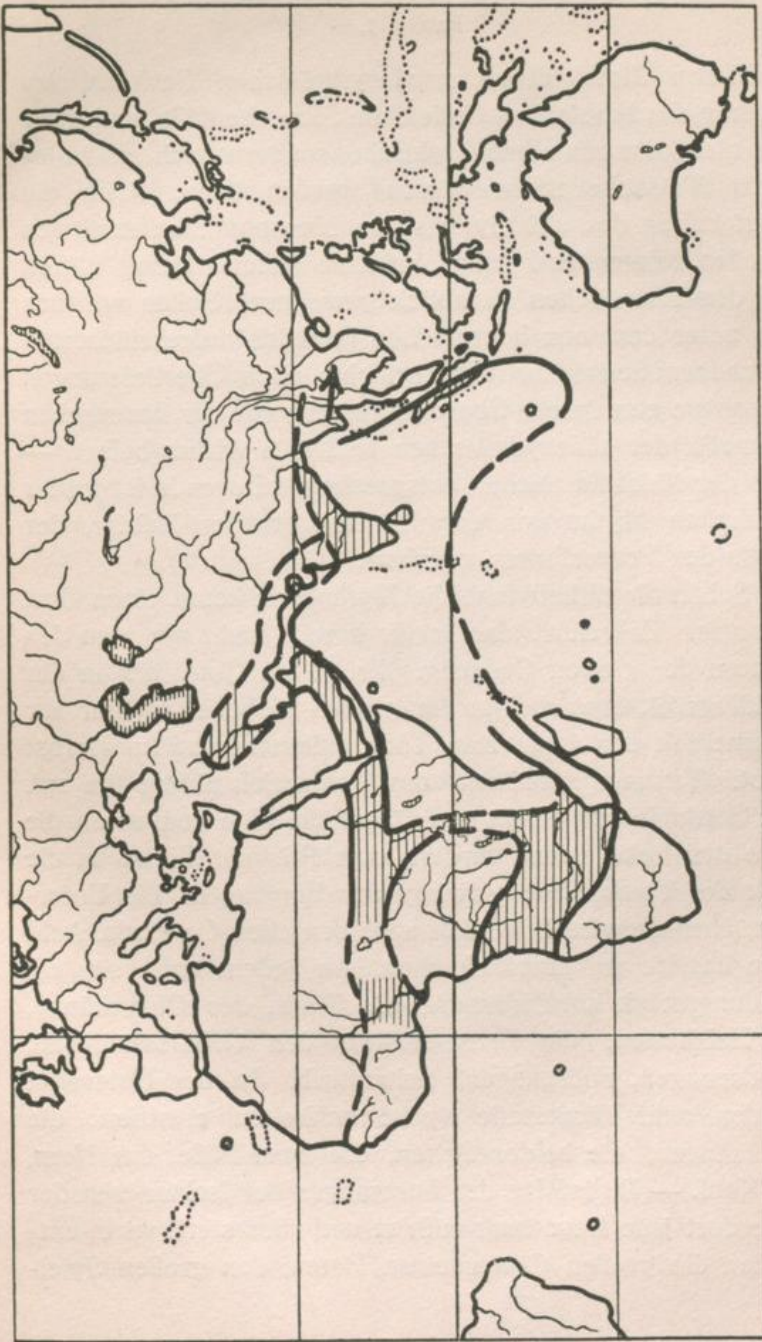


Fig. 1. Diese Karte zeigt mit ihren wagrecht schraffierten Teilen die geographische Verbreitung der Sitte des heiligen Königsmordes.

nördlichen Zipfel dieses großerythräischen Beckens, am Gestade des Persischen Golfes, die Sitte ebenfalls, und zwar hier nicht nur als ethnographische, sondern auch als historische Tatsache nachgewiesen werden kann. Auch die Städtkultur des altbabylonischen Mesopotamien muß den rituellen Königsmord schon gekannt haben. Damit hätten wir den historischen Fernblick gewonnen. Sehen wir uns also unter dem nun heute schon reichlich aufgeschichteten Urkundenmaterial zur Vorgeschichte nach Überlieferungen um, ob sie eine innere Übereinstimmung mit der kosmischen Dramatik der süderythräischen Kultur in Afrika belegt. — Eine der südafrikanischen entsprechende Legende ist in der berühmten Mythe von der Himmelfahrt der Ishtar, der Göttin des Venussternes, gegeben:

Schon die altbabylonische Mythologie kennt einen Gott Tammuz. Er gehört aber in ihr bereits nicht mehr zu den Göttern der großen Ordnung. Er ist ein Gott, der in der Frühlingszeit erwacht, in der großen Liebe zu Ishtar zur Sommerzeit den Keim zum Tode aufnimmt und im Herbst stirbt. Tammuz stirbt und das Totenreich nimmt ihn auf. Die Göttin Ishtar sucht den Geliebten. Sie kommt an die Tore des Lebens und fordert vom Pfortner Einlaß in die Welt der Toten. Sie erzwingt den Eingang in die Unterwelt, aber sie wird behandelt nach den alten Gesetzen. Acht Tore hat sie zu durchschreiten. An jedem muß sie ein Kleidungsstück zurücklassen: die Tiara, das Ohrgehänge, die Halsketten, die Brustschilder, den Gebärsteingürtel, Handspangen, Fußspangen, Schamtuch. In der Unterwelt werden acht Körperteile von Krankheiten ergriffen: die zwei Augen, die beiden Seiten, die zwei Füße, das Herz, der Kopf. — Da infolge des Fortganges der Ishtar von der Erde dort jede Begattung aufhört und alles steril wird, entsenden die großen Götter einen Boten, den großen Spiel-

mann, der die Unterweltgötter mit Flötenspiel bezwingt. Tammuz steigt empor. Die mit dem Lebenswasser besprengte Ishtar folgt ihm. Auf dem Rückwege werden Ishtar alle acht Kleidungsstücke wieder zugestellt. —

Wolle der Leser nun freundlichst diese Venussternmythe mit den aus Süd-Erythraea stammenden und oben wiedergegebenen Mythen vergleichen! In der afrikanischen Gestirnbetrachtung folgt die Venussterngattin dem Mondgatten in die Unterwelt und bringt ihn zur Welt zurück. — In der Bestattungssage läßt sich die Königsschwester gattin (die später als Venusstern erscheint) in der Grabhöhle niederlegen. Vier Körperteile (Haare, Nägel, Zähne, Fleisch) fallen ihr ab, wie Ishtar in der Totenwelt acht Körperteile durch Krankheit verliert. — In der afrikanischen Mythe von der Geschwisterliebe legt die Schwester vier Kleidungsstücke ab, ehe sie in den See schreitet, zurückkehrend, alle vier wieder an. — In der babylonischen Ischтарыthe sind es wiederum acht Kleidungsstücke. Da wir nun aus Alt-Babylonien sowohl wie aus Süd-Erythraea wissen, daß die entsprechende Göttin den Abendstern verkörpert, so ist bis auf eine Kleinigkeit die Identität erwiesen. Diese Kleinigkeit ist der Unterschied in der Zahlensymbolik, die in Südafrika in der vier, in Mesopotamien aber in der acht gipfelt. Jeder, der sich mit Mythologie beschäftigt hat, weiß, daß beide Zahlen gleichwertig sind, und daß in Ostafrika die Zahl vier fast stets an die Stelle der asiatischen acht getreten ist.

Die afrikanische Version dieser Höllenfahrtsmythe kann als eine Hintergrundsdeutung des heiligen Königsmordes gelten. Im Mythos Südafrikas stirbt der König als Symbol des Mondes. Wie verhält es sich nun hiermit in dem altbabylonischen Weltanschauungsdrama? —

An dem großen Neujahrsfeste, dem Nisanfeste, und zwar am fünften Tage, wurde der König zum Tempel Marduks geleitet. Der Priester kam ihm entgegen, nahm ihm die vier Insignien seiner Macht (Szepter, Hirtenstab, Waffe, Königsmütze) ab und legte sie vor dem Bilde des großen Gottes nieder. Dann schlug der Priester den König auf die Wange. Der König mußte sich bis zu Tränen erniedrigen und hatte eine Bußerklärung auszusprechen. Bei der Rückkehr aus dem Tempel wurden ihm die vier Insignien seiner Macht wieder zurückerstattet. — Gleichzeitig mit dem Erniedrigungszeremoniell des Königs im Tempel erfolgte in der Stadt eine allgemeine Anarchie. Die Standesunterschiede hörten auf; Knechte und Mägde spielten die Rolle ihrer Herren. Ein Verbrecher wurde gekrönt. Alle Rechte des Königs wurden ihm eingeräumt; er durfte prassen und schwelgen, ja sogar die Kebsweiber des wahren Königs gebrauchen. Danach ward er aber durch den Strang getötet — wie die Könige in Süd-Erythraea.

Kein Zweifel kann über Sinn, Natur und Alter dieser festlichen Symbolik der sumerisch-babylonischen Kultur bestehen. Auch hier vertritt der König den Gott und spielt dessen kosmisches Drama. Der Gott starb, zieht in das Land, den Berg des Jenseits ein und kehrt wieder. Es muß natürlich ein ursprüngliches Modell gegeben haben. Ob dies Tammuz war, wissen wir nicht. Aber indem die jeweils herrschenden Völker ihren Gott an die Spitze schoben, übernahm der König die Rolle des jeweils herrschenden Gottes, der seinerseits den Mythos vom Gotte des entsprechenden Vorgängers übernahm. Der Gott Enlil starb so, Marduk starb so, Bel starb so. Aber als die Zeremonie am Neujahrsfeste zu der Form, wie wir sie hier geschildert haben, herangereift war, mußte sie schon alt gewesen sein. Kein Zweifel,

daß auch hier der König anfänglich selbst den Opfertod starb. Die Form, daß der König selbst lediglich gedemütigt, an Stelle seiner also ein Verbrecher inmitten des Volkes als Spottkönig gekrönt, gefeiert und geopfert wurde, ist eine sekundäre, eine wohl aus anderer Kultur übernommene.

Was aber heißt das, daß eine Institution von so majestätischer Großartigkeit wie die des sakralen Königsmordes, wie die erhabene Opfergröße oder Preisgabe der höchsterhobenen aller Menschen zur Zeit der Vorherrschaft der sumerischen Kultur (also mindestens etwa 3000 v. Chr. Geburt) schon eine alte, in sekundäre Form gewandelte, war?

* * *

Als Wolley vor einigen Jahren die ersten Königsgräber aus dem alten Sumerien in Ur ausgrub, fand sich die Leiche des Königs nicht. Wohl an seiner Stelle stand das Bildnis eines Stiers, dessen goldenes Haupt aus reinem Gold mit prachtvoll dunkelblauem Bart aus Lasursteinen mit zu den herrlichsten Kunstwerken des Altertums gehört, die wir kennen. (Für die königlichen Frauen stand dort das Bild einer Kuh.) Kunstvoll und in ausgereifter Schönheit ist alles, was aus diesen Königsgräbern geborgen wurde: die goldenen Gefäße, ein reich mit Intarsien geschmücktes Spielbrett, der goldene Blätterkranz einer Königin, eine wundervolle Gitarre — alles, alles bis zum kleinsten Schmuckstück aus legiertem Edelmetall vollendet.

Und das aus der Zeit vor dem dritten Jahrtausend!

Aber nicht nur dies: auch die räumliche Gliederung der Kultur in städtische Anlagen entsprechend dem Kultus der einzelnen Götter, die Bauweise (wie sie jetzt Andrae in Uruk ausgrub), die Prinzipien in der Anlage der Tempel —

alles in diesem Zeitpunkte bereits in der Üppigkeit vollendeter Reife. Dem Kulturmorphologen will es mehr noch als dem Philologen so erscheinen, als ob all die Niederschriften über Liturgien und Festordnung, Opfer und Prozessionen, die wir aus späterer Zeit besitzen, gleichsam

ängstlich und fürsorglich aufgezeichnete Erinnerungsmomente sind —, Monumente der Erinnerung an eine vergangene Zeit, die eben die Blüte Altsumeriens bedeutete.



Fig. 2. Jogi.
Pfeilerbild aus dem Bazar. Hampi.
Bildhöhe 33 cm.

Aber hierin finden sich nicht nur Belege hohen Alters, sondern auch der Herkunft aus anderen Ländern. Ich meine hiermit besonders den Kalender. Hüsing und Bork haben, wie mir jüngere Philologen versichern, bis zu allergrößter Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß sich in der altsumerischen Jahresgliederung Reste eines Kalenders

nach Venusjahrperioden (zweimal 292 Tagen) nachweisen lassen. Dies alte Venusjahr war aber ursprünglich nicht sumerisch. Es stammte aus dem östlich Mesopotamiens und zwar am Plateaurand gelegenen Elam.

Wenn nun dieser sakrale Venusjahrkalender aus Elam stammte, — sollte dann nicht vielleicht auch der große Mythos des Venussterns, die Legende von der „Höllenfahrt der Ischtar“ aus Elam stammen? Und mit der Mythe vielleicht auch der sakrale Königsmord?

Weit, unermessen weit nach Raum und Zeit will uns das erscheinen, was eine künftige Wissenschaft in jenem Teile des Orients zwischen Mesopotamien und dem südöstlichen Asien zu erforschen hat! Sicherlich ist hier vorerst nichts zu entscheiden. Aber alle Möglichkeiten gilt es, ins Auge zu fassen, nicht nur die der Sprachforschung.

* * *

Jedoch auch die Sprachforschung eröffnet uns hier einen Ausblick. Schon seit Jahren ist der Nachweis erbracht, daß die elamische Sprache zur Gruppe der kaukasischen zu rechnen ist, und G. Hüsing hat es wahrscheinlich gemacht, daß diese Sprachverwandtschaft vom Kaspischen Meer aus bis über den ganzen Iran herrschte, ja, sich vielleicht noch bis in die dravidischen Sprachen, die heute nur noch in Südindien heimisch sind, erstreckte.



Fig. 3. Darstellung des Varuna-dienstes. Pfeilerbild aus dem Vit-talatem-pel. Hampi. Bildhöhe 57 cm.

Eine Kulturbeziehung zwischen dem alten Elam, dem Erbfeinde der mesopotamischen Reiche und den Dravida Südindiens? — Vom Standpunkt der vergleichenden Kulturforschung aus ist gerade im Hinblick auf den grundlegend wichtigen Vorstellungskreis, aus dem der sakrale Königsmord geboren wurde, nichts einzuwenden. Denn auch die Staaten der Dravida kennen das heilige Königsopfer! Ja,

dieses muß als heute dravidische Kulturinstitution angesehen werden. Ich betone heute. Aus den Berichten englischer Reisender und aus den Archiven von Calicut



Fig. 4. Hirte. Pfeilerbild aus dem Malayantempel. Hampi.

kennen wir ihn. Ich habe die Berichtsammlung Frazers in den „Monumenta Africana“ (S. 332 ff.) wiedergegeben. Also soweit wäre gegen eine uralte elamisch-dravidische Kultureinheit und die Herkunft des sakralen Königsopfers aus Elam nichts einzuwenden.

Aber:

Es kann nun, besonders nach den im nachfolgenden geschilderten Erkundungen von Volksüberlieferungen kein Zweifel darüber sein, daß der rituelle Königsmord auch hier im Zusammenhang mit der Beobachtung der Gestirne des nächtlichen Himmels steht. Das Leben der Könige stand stets in Frage, wenn der Jupiter seinen zwölfjährigen Umlauf voll-

endet hatte. Außerdem aber mit einer Götterlehre, in deren Mitte Shiva, der große Zerstörer und Jogi und seine Gattin Durga stehen! — Und weshalb „aber“? — Nun, diese Götter gelten der Sanskritwissenschaft zufolge durchaus als nachbuddhistische Schöpfungen der arischen



Gott Vishnu in der Löwengestalt, die Göttin auf dem Knie. Slg
des Verfassers. (Der Göttin ist in der mittelalterlichen Zeit der
islamischen Bilderzerstörung der Kopf abgeschlagen worden.)
Metallguß. Höhe 13 cm.

Tafel 4



Hampi; die steinerne Wage, auf der vordem die Könige im Falle bedrohlicher Konstellation ihr Gewicht feststellen ließen, dessen Gegengewicht in Gold den Priestern als Opfergabe zufiel.

Brahmanen. Die indogermanische Altwelt kannte bis in die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausend noch keinen Shiva. Und die Brahmanen sollen diese Götterlehre erst geschaffen haben, um auf diesem Wege der Ausbildung einer sinnlich greifbaren Götterlehre die sonst fast unzugängliche Tiefe priesterlicher Weisheiten dem Volke verständlich zu machen. Solche Annahme wird aber bestärkt durch die Tatsache, daß es wirklich brahmanische (d. h. ursprünglich arische!) Priester sind, in deren Händen der Dienst dieser Götter liegt. Das also würde heißen, daß eine Vorstellungswelt, die im dritten Jahrtausend in Mesopotamien schon Altgut war, in Indien im ersten Jahrtausend neu geschaffen wurde.

Ein ungeheurer und zunächst unüberbrückbar erscheinender Widerspruch. Er macht den Versuch der Erschließung einer kaspisch-elamisch-drauidischen Kulturverwandtschaft so gut wie aussichtslos.

* * *

Und dennoch habe ich die Fahrt zu den Dravidas angetreten. Unsere Wissenschaft befindet sich im Zustand einer Jugend, die auch vor gewagten Unternehmungen und wenig aussichtsvollen Versuchen nicht zurückschrecken darf. Zumal, wenn die Beantwortung so bedeutungsvoller Fragen, wie der hier genannten in Betracht kommt. Denn hier liegt ein grundsätzlich entscheidender Fragenkomplex vor. Nämlich:

Es handelt sich nicht nur darum, daß ein ungewöhnlich klar umrissener Raum wie der Indische Ozean und seine Küstenländer Monumente klassisch klar konturierter Kulturinheit aufweist. (Der rituelle Königsmord als Symbol sakralen Horoskops und Kalendariums; ein Hauptgott in Stierform dargestellt durch den König; seine Gattin, die

Venus, als Göttin des Morgensternes keusch und Herrin des Krieges, als Abendstern Allmutter und Allliebende usw.)

Es handelt sich vielmehr um ein prinzipiell Entscheidendes; nämlich um die Bedeutung ethnographischer Tatsachen für die Archäologie und Geschichte überhaupt. Was aus Mesopotamien nur in uraltem Dokumentenmaterial zu uns spricht, lebt und webt im süderythrischen Afrika noch heute. Was Mesopotamien vielleicht einst aus Elam erhielt, ging möglicherweise in der arischen Kultur Indiens auf (?). Gelingt es, auf so schwankendem Boden Verständigung unter den alten Wissenschaften zu erzielen, dann würde einer Gemeinsamkeit archäologisch-ethnographischer Arbeit nichts mehr im Wege stehen. Das Skelettdasein archäologischer Monumente würde aus ethnographischer Tagesbeobachtung in blutwarme Lebendigkeit übergeführt werden können.

Eine bedeutende Möglichkeit.

Mir jedenfalls bedeutend genug erscheinend, um im September 1929 meine Expedition in Afrika zu verlassen und die Fahrt nach Indien anzutreten.

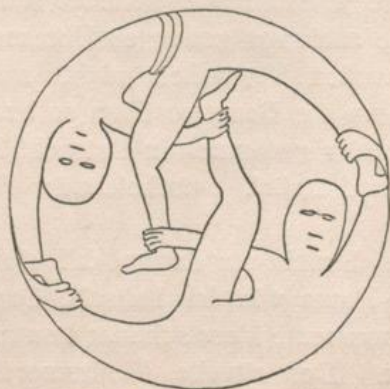


Fig. 5. Pfeilerbild im Ramachandratempel. Hampi. Bildhöhe 29 cm.

Kapitel 2.

Anfahrt.

(Madras — Bombay — Gadag.)

Ab Durban mit Indiern als Rückwanderern — Das kolonialverträumte Madras — Das straffe Bombay — Gütige Helfer und „Citrus“ — Tempelleben — Durch Poona — Erste Autoerlebnisse — Indische Hilfsbereitschaft — Herrschen ohne Dienen? — Ein Vortrag und Ergriffenheit ohne Sprachverständigung — Auf der Suche nach bestimmten Ruinen — Dharwar und Gadag — Eine große Stadt ohne Europäer — Francis bewährt sich — Ruinen im alten Goldminengebiet.

S. S. Umzumbi, Dienstag, den 8. Oktober 1929.

2,45 mittags. Depesche angelangt; Nachricht vom Konsul in Bombay, daß meine beiden Damen in guter Gesundheit in Bombay angekommen sind. War in großer Sorge. Denn ich hatte vor vier Tagen schon via Colombo mit Rückantwort depeschiert und keine Antwort erhalten. — Aber nun bin ich froh, froh, froh! Morgen früh Madras! Das ist Mittwoch. Wenn am Donnerstag früh der Mailzug geht, kann ich am Freitagabend bei den Meinen sein. — Eine arbeitsame Zeit liegt dann hinter mir. Auf der neunzehntägigen Fahrt konnte ich alles, was noch an kleinen Notizen in den Tagebüchern der afrikanischen Reise verstreut war, ins Reine übertragen!

* * *

Poona, Montag, den 21. Oktober.

Zwei Stilepisoden liegen nun wieder hinter mir: das Leben auf dem kleinen Kohlenkasten Umzumbi und der Einmarsch durch die Reisevorbereitungen in der Küstenstadt Bombay.

3*

Umzumbi, ein Kohlenkasten, denn er schafft Kohlen von Afrika (Durban) nach Burma. Außerdem bringt er so viele Inder wie nur möglich aus Afrika in ihr Heimatland zurück. In Afrika wurden es nachgerade ein wenig viel der guten Leute, und so sendet die Regierung der südafrikanischen Union alles, was sich durch ein Geschenk von

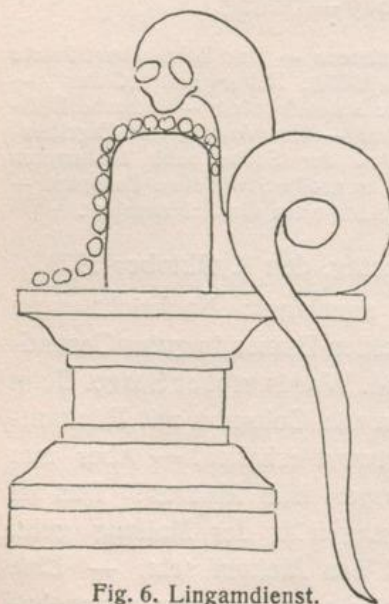


Fig. 6. Lingamdienst.
Pfeilerbild vom Bazareintrittspfeiler.
Hampi. Bildhöhe 50 cm.

20 Lstrl. dazu bewegen läßt, „freiwillig“ bei freier Fahrt nach der alten Heimat zurück. Auf unserem Schiff waren es ihrer nur 118*). Es gab aber schon „Ladungen“ von mehreren Hunderten. Die Leutchen nehmen das Hinterdeck ein und sind natürlich Zwischendeckler. Ein nicht sehr angenehmer Geruch stieg aus diesem Gewimmel zu uns auf. Von den Europäern der achtzehntägigen Fahrt ist nicht viel zu sagen. Sehr freundliche Menschen. 13 Fahrgäste. Unter ihnen ragte einer als besonders angenehmer

Unterhalter hervor. Mr. D. T. Mitchall, der den südafrikanischen Dienst quittiert und ein Engagement nach Burma (Civil Veterinary Department) übernommen hat.

Am Mittwoch, den 9. Oktober 1929, landete die Um-

*) So erlebte ich auf der Hinfahrt den künstlichen Rücktransport eines Volkselementes, auf dem Rückwege nachher die massenhafte und natürliche Einströmung des gleichen (siehe Kapitel 11).

zumbi in Madras, 8 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens. Um 9 Uhr abends führte der Mailtrain mich fort in der Richtung Bombay.

Den Eindruck, den diese Stadt Madras als erste indische auf mich machte, war um so stärker, als ich aus dem Bereiche der südafrikanischen Kolonialstädte kam. In der Richtung des Stils europäischer Kulturausbreitung wirkte sich ein schroffer Gegensatz aus. In Afrika alles solide und jung, zukunftsstark, auch schmuck, sauber. Hier in Madras alles Europäische im

Stadtbild alt, morsch, überlebt, veraltet. In Afrika erkennt man das Eingeborene nur als Hinschmelzendes, Versiegendes, Geopferetes und als Naturform schon kaum mehr Seiendes. Das Indische aber ist hier lebendig, unbeirrbar indisch, vital. Die europäische Kultur marschiiert in Südafrika wie ein

Garderegiment — im Paradeschritt. In Madras wirkt die europäische Kultur wie ein Elefant, der in einen riesigen Ameisenhaufen gerannt ist und nicht mehr herauskommt. Gulliver unter den Liliputanern!

Über das indische „Gewimmel“ selbst möchte ich heute noch nichts sagen. —

Die Fahrt quer durch Indien (I. Klasse!) war angenehm. Von Anfang an mußte ich allerdings die Stations- und Zugleute bestechen, um allein in meinem Abteil zu bleiben. Es gelang. — Um 6,20 morgens lief der Zug in Bombay ein. Dann standen beide vor mir. Gesund und strahlend.

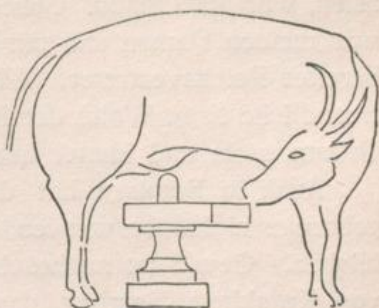


Fig. 7. Lingamdienst.
Pfeilerbild vom alten Bazar. Hampi.
Bildhöhe 30 cm.

* * *

In Bombay war das Hotel Taj Mahal unser Wohnplatz. Meine Frau und meine Tochter waren schon seit acht Tagen hier und konnten mir genaue Beschreibung der Lebensform geben. Dies Hotel, ein Riesenkasten für 500 oder mehr Menschen, herrlich am Meer gelegen. Im übrigen Kaserne mit orientalischem Betrieb. Alle Gänge voll schmarotzender Privatdiener.

Konsul Kapp, der ausgezeichnete Landeskenner in Westasien, war auf Urlaub. Geheimrat Karlowa vertrat ihn und war meinen Damen und mir stets ein sehr guter und hilfsbereiter Reichsvertreter. Alle Menschen im Konsulate, die freundliche Frau Wolff, der Kanzler Herr Ludwig und Herr Grimm, stets und immer herzlich aufmerksam.

Auch in Bombay hat die europäische Kultur die eingeborene nicht überwunden, sondern ist fremdländisch geblieben. Gewiß ist zu beachten, daß Madras eine Kloake von Krankheit, Bombay dagegen verhältnismäßig gesund gelegen ist. Fernerhin liegt Bombay als Hafen Europas vor dem mächtigen Norden Indiens, während Madras seine Haupteinfuhr aus ostasiatischen Ländern empfängt und als Hinterland Südindien hat, dessen Kultur eine schwach profilierte Masse darstellt.

Bombay ist ein Platz, dessen Charakter durch den Begriff „Wirtschaft“ bestimmt wird. In der Innenwirtschaft stehen die Parsi an erster Stelle. Eine ganz merkwürdige Kultur und Menschenart. Äußerlich wirken sie wie selbstbewußte Juden. Sie haben alle großen Geldverhältnisse in Händen. Sie herrschen. Auch heute noch liegen ihre schauerlichen Türme des Schweigens mit der Geierwirtschaft auf dem Malabarhügel inmitten des „Villenviertels“. Sie sind die Wohltäter der Stadt und anscheinend die einzigen, die etwas gegen das Elend des Volkes tun. Ich lernte ihrer zwei kennen; D. J. Modii, ein Greis, der das große Parsi-Institut

leitet und die Kama-Gesellschaft gegründet hat, und Herrn Treasurival, ein Mann in mittleren Jahren, der ein begeisterter Kunstsammler ist. Beide wundervolle Typen, die kaum vergessen werden können.

An Universitätsleuten machten wir vor allem die Bekanntschaft Professor Schah's, des Nationalökonomien, und Dr. Thoothis, der eine herrliche Sammlung alter Bronzen und Messinggüsse hat. Schah war sehr aufmerksam und hat uns drei auch eines Abends bewirtet. Es gab ein indisches Essen. Auch zwei Indierinnen nahmen daran teil. Erfreuliche Typen indischer Frauenemanzipation. Außerdem hatte mich Sir Bose an den Vizepräsidenten der Asiatic Society, Mr. Kaidya empfohlen. Ein würdiger Mann. Mit ihm und nachher auch mit Dr. Modii erörterte ich zuerst die Frage, ob eine festere Verbindung mit unseren Forschungen durch Entsendung eines Frankfurter Fachkollegen erreicht werden könne.

Vor allem galt es, einen geeigneten Kraftwagen zu chartern. Keine einfache Angelegenheit, denn er sollte außer uns dreien noch einen Fahrer und all unser Gepäck aufnehmen. Dies umfaßte unsere Ausrüstung mit Handwerkszeug (Photographie, Kinematographie, Zeichnerei usw.), die Betten, Kleider und gesamte Küchenausrüstung. Dem Einflusse zweier deutscher Herren, Neuenhofer und Müller (Dr. phil.)



Fig. 8. Lingamdienst.
Pfeilerbild aus dem unterirdischen
Tempel. Bildhöhe 35 cm.

mit Namen, beide Leiter der großen Schweizer Firma Volkert Brothers, gelang es, uns sehr preiswert einen Minervawagen zu beschaffen, der zwar schon 50 000 Meilen gelaufen war, der aber genügend Raum und Kraft aufwies. Die bauchige Gestalt und gelbe Farbe des Wagens trug ihm deshalb den Namen Citrus alias Zitrone ein. — Außerdem erhielt ich in der Garage den Führer Francis.

Um nun zu verstehen, was für einen Indien-Autofahrer der Chauffeur oder Diener überhaupt bedeutet, muß man sich der unheimlichen Kompliziertheit des indischen Kastenwesens bewußt werden. Der Koch kocht nur, der Trockenboy säubert nichts Feuchtes, der Stiefelboy putzt nur Schuhe und sonst nichts. Einen Hinduisten-Diener zu finden, der alle Arbeiten einer so kleinen Expedition verrichtet, halte ich für ausgeschlossen. Unser Francis war aber Christ und ein gefälliger Mensch, somit weder sozial noch psychisch behindert, überall und in allem mit anzugreifen. Nur wer diese ungeheuren Schwierigkeiten überwindet, vermag zu ermessen, daß für eine Autofahrt durch Indien die Beschaffung eines geeigneten Dieners ebenso wichtig und entscheidend ist wie die eines entsprechenden Wagens.

Mr. Vyner von der „Westindien Automobil-Association“ erwirkte uns Karten, allerhand Bequemlichkeiten und Empfehlungen.

Am 18. Oktober hielt ich in der Universität durch Vermittlung von Prof. Schah einen Vortrag mit Lichtbildern. — Am 17. nachmittags Besuch des Fellentempels von Elephanta.

Die Zeit ging mit viel Besorgungen hin. Am Sonnabend besuchten wir noch einmal Wolffs. Herr Wolff hatte für einen Spediteur gesorgt, der die ersten Sammlungen nach Europa und unser großes Gepäck vor uns her nach Mysore

sandte. Am Sonntag, den 20. Oktober 1929, fuhr die vollbepackte „Zitrone“ um 7 Uhr aus Bombays Toren in einen kühlen Morgen hinaus.

Die Loslösung von dem Küstenlandungsplatz ist stets etwas Herrliches. — * * *

Poona, Dienstag, 22. Oktober 1929.

Unsere Ausfahrt und der erste Tag der Reise verliefen genußreich. Um 7 Uhr morgens fuhren wir (am 20. Oktober 1929) auf der belebten Straße aus Bombay hinaus über die Arme des Meeres und die stehenden Gewässer den Western Ghats zu. Am Bergabhang hingen dicke Nebelmassen, über denen sich die Kante des Plateaus in geschweiften Linien hinzog. Die vielen Palmen, alte Feigenbäume, die in Grün gebetteten Dörfer, arbeitende Frauen auf den Reisfeldern, alles vereinigte sich zu immer wechselnden und eindrucksvollen Bildern. Der Aufstieg zum Plateau war recht steil, und einige Male kamen mir Bedenken über das, was unsere gute „Zitrone“ auch wohl zu leisten vermöge. Es ging über Erwarten gut und wir fuhren siegesbewußt durch Khandala dahin. Es war nun erwiesen, daß auch steile Steigungen unsere Fahrt nicht hemmen würden.

Hinter Khandala bogen wir zu dem Tempel von Karle ab und klotzten, am Fuße des Berges angelangt, die ziemlich schroffe Treppe zum Kloster und Tempel empor. Auf diesem



Fig. 9. Lingamdienst.
Pfeilerbild aus dem unterirdischen Tempel. Hampi. Bildhöhe 35 cm.

Wege trafen wir nicht einen einzigen Europäer, wohl aber ganze Karawanen pilgernder Hindus, die mit kleinen Menagen und Waschkrügen ausgerüstet in den unteren Mönchsklausen sich wuschen, speisten, beisammensaßen, plauderten, lachten und sich ergingen, Männer, Frauen, Kinder. Eine Belebung der Landschaft, wie sie nicht hübscher auszudenken ist.

Wir haben bis jetzt drei Felsentempel gesehen, den auf Elephanta, den von Karle und den von Panschalesvara im Dorf Bhamburde (drei Meilen von Poona). Bei allen dreien war das Entscheidende und Charakteristische das Wasser, das hier aus natürlichen Quellen strömt. — Meine Tochter photographierte wieder emsig, und dann ging es den Berg hinab, Poona zu. Hier nahmen wir zum letzten Mal für lange Zeit in einem Hotel Wohnung.

Gegen Abend kam schon Dr. Karve, der Sohn des berühmten Vorkämpfers für die Witwenrechte, und besprach mit mir die Unternehmungen des nächsten Tages. Demnach sahen wir uns am andern Morgen in dem $3\frac{1}{2}$ Meilen entfernten neuen Villenviertel Deccan Gymkhana wieder, sprachen den Sanskritisten Dr. Sukthankar und besuchten den wunderschönen Shivatempel Panschalesvara mit dem entzückenden Nandipavillon. Die bekannte Abbildung von Daniel, die auch Fergusson wiedergiebt, ist durchaus schlecht, ja irreführend. Um den aus dem vollen Stein gehauenen Pavillon ist ein Wassergraben in den Stein geschnitten. Das ganze Bild ist auseinandergezerrt und wird dem Reiz dieser Architektur keineswegs gerecht. — Der alte Tempeldiener, den wir am Morgen antrafen, war durchaus freundlich und gestattete die Besichtigung. Als aber meine beiden Damen am Nachmittage zurückkehrten, um die photographischen Aufnahmen zu machen, war er entgegen seinem Versprechen nicht da und statt seiner drei Männer, die allerhand Schwierigkeiten machten. Unser Driver Francis be-

währte sich bei dieser Gelegenheit vorzüglich und machte den Fortgang der Arbeit möglich.

Leider geschah bei der Rückkehr der beiden Damen ein kleines Unglück. Ein indischer Arzt und Neuling im Fahren fuhr mit seinem neuen Chevrolet der „Zitrone“ in den Rücken und verletzte den Gepäckhalter so bedenklich, daß er repariert werden mußte. Da es nun schon 6 Uhr vorbei war, wurden keine Arbeiter mehr in der Garage angetroffen und die Wiederherstellung auf morgens 9¼ des anderen Tages angesetzt. Demnach werden wir Morgens erst recht spät von Poona wegkommen.

Nach dem Abendessen kamen Dr. Karve und Dr. Sukthankar zu Gaste. Letzterer berichtete von seiner neuen Ausgabe der Mahabarata, zu deren Ausarbeitung ihm 60 verschiedene Originalmanuskripte zur Verfügung stehen, die er in 10 Jahren vollendet zu haben hofft. Ein gigantisches Unternehmen!

Satara, Mittwoch, den 23. Oktober 1929.

Mit Mühe und Not haben wir das Nachtlager im Fremden-Bungalow von Satara, eines „echten“ wunderhübsch inmitten der Berge gelegenen Städtchens erreicht. Zwei Berglandstufen stiegen wir empor und freuten uns an der Schönheit der weiten Hochlandschaft, die mit ihren schwach bewachsenen Tafelbergen und breitkronigen Bäumen so recht an viele Steppenlandschaften Afrikas erinnert. Auch eine ethnographische Grenze überschritten wir. Die roten, und zwar scharfroten Trachten wichen mehr und mehr blauen und dunkelbordeauroten. In Poona fielen mir die ersten dunkleren Frauentrachten auf. In Satara war schon die Hälfte in blau, ein Viertel in bordeau und ein Viertel immer noch in feuerrot gekleidet. Auch im Hüttenbau dokumentiert sich die Grenze. Bis Poona

herrschte das quadratische Haus mit Zeltdach vor. Von da an sah ich nur noch Satteldachhäuser im Langrechteck.

Aber im übrigen erfüllte den Tag eine ununterbrochene Bereifungsschinderei. Ich hatte den Wagen übernommen in der Annahme, daß die Bereifung in Ordnung sei. Schon in Bombay, am Abend vor unserer Abreise, war aber schon ein Mantel geplatzt, der in Poona vulkanisiert wurde; bei dem Tempel von Karle zerknallte ein zweiter. Der dritte Fall war direkt erschreckend. Als wir nach Überwindung der ersten Stufe der gestrigen Tagesfahrt eine glatte Straße herrlich ebenmäßig dahinglitten, explodierte der rechte Hinterradmantel mit so gewaltigem Schock, daß auch gleich der neue darunter eingebettete Schlauch in Fetzen herausgefeuert wurde. Der Wagen kam sogleich ins Schleudern, und lediglich die sehr bedachtsame Anwendung des Steuers verhinderte einen schwereren Schaden. Kein Zweifel, daß, wenn wir in diesem Augenblick gerade in einer Kurve gefahren wären, der Wagen nicht mehr vor dem Umschlagen hätte geschützt werden können.

Dies führte nun dazu, ein noch nicht verwendetes Rad einzusetzen. Aber siehe da, — während wir noch mit der Vorbereitung eines weiteren Einsatzreifens und mit dem Aufzug von Mantel und Schlauch beschäftigt waren, sank auch diese Bereifung laut zischend in sich zusammen. Also noch gar nicht benutzt und im Stehen! Das war aber alles noch Einleitung. Wir flickten uns nun bis Satara durch und hofften hier neues Bereifungsmaterial kaufen zu können. Die Hoffnung trog, und wir mußten nun sehen, bis zu dem etwa 80 Meilen entfernten Kholapur vorzudringen. Jedoch schon 5 Meilen jenseits des Städtchens erreichte uns das Schicksal. Jeder Schlauch, den wir bei nun sich immer wiederholenden Punchern einsetzen wollten, riß mehr und mehr. So standen wir mit drei heilen und vier zerfetzten Schläuchen und

drei heilen, einem kranken und zwei verlorenen Mänteln am Wege.

Wir hätten nun in unserer Hilflosigkeit gut und lange an der Straße stehen können, wenn nicht ein Wagen vorbeigekommen wäre, in dem ein Inder namens Vithal R. Karandickar mit seinem Vater, dem ersten Gerichtsherrn von Satara, saßen. Die beiden Herren erkannten sogleich unsere Lage, stiegen aus und berieten den Fall. Sie fuhren zur Stadt und sandten einen Wagen zurück.

In der Stadt mußten wir erst in dem Hause der Herren einen Tee einnehmen. Es war ein veritabler indischer Innenhofbau (Impluvial). Alles war echt. Auch eine große Schaukel war im hinteren Gange eingerichtet. Nach einer behaglichen Plauderstunde, in der alles für Beschaffung der Reifen angeordnet und Absendung von Geld und Boten nach Poona inszeniert war, brachte der Sohn des Hauses uns zum Fremdenbungalow (= Rasthaus) hinaus.

Leider war in dem Bungalow schon großer Betrieb. Das Rasthaus hatte zwei Zimmer. Den hinteren Wohnraum nahm ein englischer Herr ein, der just grammophonierte, den vorderen ein Polizeioffizier, der mit seiner Gattin von diesem und einem gegenüber aufgeschlagenen Zelt Besitz ergriffen hatte. Die Polizeifamilie kümmerte sich nicht um uns. Auch als die Frau sah, daß ich zwei Damen bei mir hatte, und als unser freundlicher Führer sie hierauf und auf meine Stellung in der Welt aufmerksam machte, sperrte sie sich, wie ich hörte, dagegen, uns auch die kleinste Konzession zu machen. Der Herr mit dem Grammophon besaß mehr Höflichkeit. Er kam, als er die Schwierigkeit wahrnahm, heraus und nahm uns freundlich auf. Er zeigte sich auch nachher als guter Kamerad.

In dem, wie der europäische Polizeioffizier und seine Gattin sich hier erwiesen, liegt leider etwas Symptoma-

tisches. Das Symptom einer Gefahr, die über allen europäischen Kolonien in den Tropen schwebt, und die mir gerade in Indien eine besonders bedrohliche Gestalt angenommen zu haben scheint. Ich habe in Süd-Rhodesien eine größere Anzahl von Herren gesehen, die aus Indien kamen. Sie waren zum größten Teil durch die allzu früh erreichte Herrschaft, den Genuß allzu weitgehender Herrenrechte und die Verfügung über allzu willige und geschickte Dienerschaft einem allzu frühen Atrophieren des Gemeinschaftsgefühls preisgegeben.

Diese Erscheinung ist fraglos die symptomatische Folge eines Systems des „Nur“-Herrschens. Eine echt psychologische Staatsleistung wird immer dafür sorgen müssen, daß in Kolonien mit kluger, strebsamer und zur Zivilisation begabter Bevölkerung die Vertreter der herrschenden Rasse in allen Schichten der Verwaltung und nicht nur in der obersten sitzen. Sonst ergibt es sehr schnell die gefährlichste aller Situationen, die darin besteht, daß alle Arbeit von den Eingeborenen ausgeführt und nur die Anordnung von den Machthabern erteilt wird. Damit stellt sich dann allmählich sehr leicht als Endergebnis ein Zustand ein, den ich mit einem Pfirsich vergleichen möchte, einer Frucht, deren harter Kern der Arbeit der Eingeborenen, die fleischige schöne Außenmasse aber der genußfreudigen Herrscherschicht vergleichbar ist. — Im Augenblick der höchsten „Reife“ ist diese Frucht sehr angenehm und ein Genuß für Auge und Gaumen. Der „Augenblick“ ist aber sehr kurz. Allzu leicht und allzu schnell geht das schöne „Äußere“ in Fäulnis über. Dann bleibt der harte Kern übrig — der harte Kern, der, in den Boden fallend, alsbald keimt und dann das dem Stil der Landschaft, der Erde, des Kulturmilieus entsprechende Neuleben hervorbringt.

Wer in den großen Bureaus tropischer Kolonialverwaltungen den ganzen Saal und alle Arbeitsplätze nur angefüllt mit eingeborenen Clerks sieht, die alle emsig schreiben, rechnen, nachschlagen, während auf erhabenem Sitze nur ein inspizierender und überwachender Europäer thront, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß solches Symptome reifender Früchte sind, deren schönes Außenkleid schon allzu zart und saftig geworden ist. Arbeit und Werk bedeuten zukünftiges Leben. Das arbeitslose Herrschen ist aber stets das Symbol schnell vergehender Fruchtschönheit!

Dharwar, den 25. Oktober 1929.

Der uns so unerwartet vom Geschick bereitete Aufenthalt in Satara bescherte uns doch einige recht frische und eindrucksvolle Stunden. Der freundliche Engländer Mr. R. Lietz Dowley, der uns Raumteilung im Bungalow angeboten hatte, erwies sich als ein ausgezeichnete Kamerad, der uns nicht nur in alle Geheimnisse des Bungalowlebens einführte, sondern uns auch einen Wagen zur Verfügung stellte. So fuhren denn meine Damen hinaus, um Francis mit Nahrungsmitteln zu versehen und sich nach dem Befinden der Zitrone zu erkundigen. Aber der Brave hatte über Nacht aus zwei zerschlitzten Schläuchen doch einen noch leidlich und für einige Meilen brauchbaren zusammengefleckt und kam ihnen entgegen. So fuhr er denn im Triumph auf dem Bungalowplatze ein. Wenig später kam Herr Vithal R. Karandickar, um mich um etwas zu bitten, nämlich um einen Vortrag vor den Bürgern Sataras. Es ging nicht gut anders. Ich mußte mich zu einer Zusage entschließen. Es wurde mir nicht ganz leicht, denn ich wußte ja noch nicht, welcher Genuß mir bevorstand.

Am Nachmittage tranken wir erst im Hause des Herrn Vithal R. Karandickar (oder seines Vaters) Tee. Es war

große Gesellschaft, 25 Menschen allein von der Familie. Aber außerdem noch einige recht gebildete Inder, mit denen es sich ausgezeichnet über allerhand Dinge, vor allem Sitten und Tempelgebräuche, plaudern ließ. Damenwelt war zu einem Drittel vertreten. Sie unterhielt sich flott mit meiner Frau und meiner Tochter. Diese photographierte auch die eigentümliche Schaukel. Es waren zwei große Familienschaukeln im Hause, die hier demselben Behagen dienen wie die Schaukelstühle unserer Großeltern. Danach fuhren wir alle, auch Mr. Lietz Dowley, in die große Stadthalle, in der wir und unser Bungalowkamerad die einzigen Europäer waren.

Der Saal faßte auf Sitzplätzen etwa 200 Menschen. Es waren aber viel mehr Leute anwesend. Auch während des Vortrages kamen immer noch weitere und drängten sich an den Türen und in den Gängen, so daß eine stickige Atmosphäre entstand, die das Sprechen schwer machte.

Die Einleitung erfolgte durch einige Inder, die an das Pult traten und als *Vox populi* ihre Freude über das Unternehmen aussprachen. Sie drückten ihre Meinung wie alle Sprecher des Abends auf englisch aus. Danach betrat der alte Karandickar die Bühne und hielt eine ebenso herzliche wie geschickte und geschmackvolle Ansprache. Ich kann wohl sagen, daß er sich als Bürger einer kleinen Hinterlandstadt Indiens der Aufgabe, einem schlichten Publikum einen Afrikaforscher und Archäologen vorzuführen, meisterhaft entledigte. Aber wie er, so auch die Zuhörer. Ich erinnere mich nicht, je ein so hingabebereites Publikum gehabt zu haben.

Ich erzählte den Leuten von den Mythen der Völker zwischen Limpopo und Sambesi und trug ihnen einige derselben vor. So z. B. die Erzählung von dem törichtem Burschen, der den Mond aus dem Dsivoa holte und dann



Der Witwenverbrennungsplatz zwischen Mysore und Kikeri.



Malabarküste; aus dem anstehenden Laterit geschnittene und sonnengetrocknete Luftziegel.

Tafel 6



Malabarküste; die Architektur mit Doppeldächern.



Malabarküste; Sonnenhutschirm und Tragstange der Eingeborenen.
Der Verfasser verschenkt einen Obolus.

König wurde usw. usw. Ich bin überzeugt, daß im Saale höchstens 50 Menschen waren, die die englische Sprache so vollkommen beherrschten, um den Sinn der Erzählungen ganz aufnehmen zu können, und höchstens 30, die dem Gedankengang der Darlegung ausgiebig zu folgen vermochten. Aber die Blicke aller, aller Anwesenden hingen mit einer Hingabe und Aufmerksamkeit an meinen Lippen, die sie als Kinder erscheinen ließen, die einer Märchen-erzählung lauschen. Ja, diese Blicke sogen gewissermaßen aus mir eine andere Welt heraus, ein anderes Gefühlsdasein. Ich bin sicher, daß ich selten einen so guten Vortrag gehalten habe, und ich war mir nie so einig darüber, daß meine Vorträge stets nach dem vom Publikum ausströmenden Gestaltungsbedürfnis ausfallen, wie an diesem Abend.

Mit einer wunderhübschen Rede, in der sich ein schlichter Sinn mit warmer Güte und Bereitschaft, Wunder zu erleben, paarte, dankte der alte Herr mir. Dann war eines der grazilsten Erlebnisse meines Wanderlebens abgeschlossen. —

Am 24. Oktober verließen wir um $\frac{1}{2}7$ Uhr den Bungalow von Satara und begaben uns zunächst nach Kholapur, wo ein weiterer Schlauch gekauft wurde. Die Zwischenzeit benutzten wir, um den Basar zu besichtigen. Meine Tochter photographierte. Zum ersten Male in Indien erlebte ich nun eine geradezu kindliche Zudringlichkeit, die direkt negerhaft war. Negerhaft war auch der heitere Sinn, mit dem jeder Scherz aufgenommen wurde, der notwendig war, um meiner Tochter Raum fürs Photographieren zu geben. Dann ging es weiter nach Belgaum.

Jetzt änderte sich die Landschaft. Bis dahin hatten wir seit Poona weite Täler mit mehr oder weniger kahlen Tafelbergen als Zwischenwänden. Hier nun, bei Meilenstein 21, 9 Meilen von Belgaum, überfuhren wir waldige Hügelrücken mit ausgesprochen tropischer Vegetation. Die vielen

fast zahmen Affen, die am Wege saßen, ein paar wilde Pfauen usw. bestärkten diesen Charakter. Gewaltige Feigenbäume rahmten die Straße ein. Wir fuhren unter breiten Laubgewölben dahin.

Um $\frac{3}{4}$ 6 Uhr liefen wir in Dharwar ein. Der Wagen hatte mit Umwegen an diesem Tage 200 Meilen zurückgelegt.

Der Bungalow war hier weit weniger gut bewirtschaftet als in Satara, aber wir wurden doch leidlich verpflegt — wenn die Menge entscheidend wäre, sogar überreichlich. Aber mit den Betten klappte es nicht recht, und meine Tochter wurde auf einen Tisch gebettet. Die Bevölkerung des Raumes war anhüpfendes Kleingetier, massenhaft.

Es wird nun Zeit, daß ich über den Grund berichte, der die Veranlassung zu unserer Fahrt nach Dharwar war. Als ich im Jahre 1915 im italienischen Erythraea weilte, traf ich dort einen amerikanischen Herrn, der, in seinen Unternehmungen durch den Krieg gehemmt, nichts Besonderes zu tun hatte und zuweilen meine Gesellschaft suchte. Eines Tages zeigte er mir Photographien, die ihm just ein Freund aus Indien, ein nach Erzen suchender Prospektor, geschickt hatte. Wie erstaunte ich, als ich darunter das Bild eines Bauwerkes sah, das seinem Stil und seiner Art zufolge vollkommen den Bauten von Simbabwe in Südostafrika entsprach. Leider konnte ich nur hören, daß der amerikanische Freund von Dharwar aus geschrieben hatte. Zwar ward mir das Versprechen zuteil, mir Genaueres zu schreiben, aber — was bedeuteten im Kriege gegebene Versprechungen? Alle Bemühungen, Näheres zu erfahren, blieben Jahre hindurch fruchtlos. Bis eines Tages Prof. Dr. Reuning, ein Geologe, der am internationalen Geologenkongreß teilgenommen hatte, mich auf unserer Farm in Pretoria aufsuchte und mir erzählte, daß er die von mir

gesuchten Ruinen kenne, sie vor etwa 20 Jahren selbst gesehen und photographiert hätte, und daß die danebenliegenden Goldfelder den Namen „Koppetgotte“ hätten. — Hier in Drahwar mußte ich nun nach der Lage dieser Ruinen Ausschau halten. Heute früh suchte ich also nach einer Stelle, bei der ich gute Auskunft über meine erstrebten „Koppetgotte“-Goldfelder und seine Ruinen erhalten könne. Prof. Bhatt, an den ich gewiesen war, befand sich auf Ferienreise. Das College war geschlossen. Also machte ich den Versuch, den Chef des Collegs, den Prinzipal Mr. Dinschah D. Kapadra, zu sprechen. Wir fanden sein sehr elegantes Haus. Meine Tochter und ich sprachen vor und wurden vom Herrn und der Dame des Hauses in gastfreier und hilfsbereiter Weise aufgenommen.

Prof. Kapadra hatte selbst noch nie von Koppetgotte-Goldfeldern gehört. Kein Wunder, denn er war erst vor einem halben Jahr von Poona hierherberufen und somit noch zu „frisch“ am Platze. Er brachte aber ein dickes Buch herbei, die Gazetteer of the Bombay Residency Vol. XXII Dharwar — Bombay 1884. Da fanden wir denn sehr bald die gesuchten Goldfelder, die in den Kappatgutt Hills südlich Gadag gelegen sind. Also werden wir morgen unser Lager in Dharwar unerwartet schnell abbrechen und nach Gadag verlegen.

Am Nachmittage fuhren wir noch durch die Ortschaft, eine wahre Gartenstadt, und machten einen Besuch im Basar, der einige sehr schöne Stücke für meine Sammlung von Götterbildern einbrachte.

Gadag, den 29. Oktober 1929.

Dicht hinter Dharwar tritt allerhand Änderung in den Bildern der Landschaft und der Siedlungen ein. Schon in Unkal beginnen die Lehmkastenhäuser die Satteldach-

hütten zu verdrängen, und zwar bestehen sie zunächst aus Wänden von Luftziegeln sowohl kubischer wie auch dreikantiger Form, von Gadag ab aus Wänden von gebrochenen Steinen. Die Landschaft bietet bei Hubli (also nach Fahrt von 12 Meilen) neue Bilder. Die üppige Vegetation hört auf. An Stelle der breiten, weitausladenden und Schattenhallen bildenden Fikusbäume treten krumme, kümmerliche Kleinblattkrüppel. Die Gegend ist eine weite Ebene; eben und platt, soweit das Auge reicht. Weithin nur schwarze Erde und Baumwollfelder. Dieser Landschaftstypus reicht nicht nur bis Gadag, sondern noch weiter nach Norden wie nach Südosten, und als wir heute, die Kappatgutthügelgruppe nach Osten hin umkreisend, nach Dambal fahren, sahen wir nach Norden wie nach Osten nichts als eben nur diese gleichförmige schwarze Baumwollenebene. Gadag ist somit ein Zentrum der südindischen Baumwollproduktion.

Auf der Hälfte des gleichförmigen Weges von Hubli bis Gadag machen sich nach Ost-südost hin die Konturen von Hügeln bemerkbar — die gesuchten Kappatgutts, deren erste Wellungen der Wagen schon drei Meilen vor Gadag durchfährt.

Unsere Ankunft in dem behaglichen Garten des Bungalows von Gadag ließ uns erst leicht aufschrecken. Das Haus war augenscheinlich recht klein, konnte nur vier Zimmer haben und war schon bewohnt. Aus der Garage stierten die starren Augen eines Autos, und vor dem Hause stand ein eleganter indischer Herr. Mr. J. Bharwcher (ausgesprochener Brutscher) A. S. P. kam uns sogleich entgegen, stellte sich als Polizeichef von Dharwar vor und fragte, ob ich der deutsche Archäologe sei, den man im Lande erwarte. Als ich dies bestätigte, teilte er mit, daß er sogleich den Bungalow mir überlassen werde, indem er abfahre. Danach

stellte er uns den Polizeimeister Gadags vor, sich selbst in allem zu unserer vollkommenen Verfügung und fuhr dann von dannen.

Im Bungalow von Gadag begann für uns eine neue Lebensform. Dieser Rasthof ist nicht bewirtschaftet, und wir mußten nun selbst für unsere Küche sorgen. Den Damen bereitete dies nur Behagen. Der Küchenkoffer wurde geöffnet. Eine Fahrt in die Stadt brachte Hammelfleisch, Kartoffeln und Zwiebeln, und der Driver Francis, der nun schon Fahrer und Dolmetscher in einer Person war, trat jetzt auch sein drittes Amt als Koch an. Der Junge war zwar schon reichlich belastet, aber er behielt seine gute Laune bei und erfüllte seine Aufgaben als Haushofmeister ebenso vorzüglich wie alle anderen.

Der Ort Gadag bereitete allerhand Überraschungen. Schon bei unserem ersten Besuche bemerkten wir ein Interesse der Bevölkerung an unserer Person, welches sonst nur in ganz entlegenen Ländern, in denen nie oder selten Europäer erscheinen, vorkommt. Die Leute drängten sich um den Wagen, bildeten Spalier, stierten uns wie nie gesehene Wundergeschöpfe an und hielten mit großer Ausdauer an dieser Einstellung auf Verwunderung fest. Nun ist Gadag ein Ort von 41 000 Einwohnern, großer Baumwollhandelsplatz und wichtiger Eisenbahnkreuzungspunkt. Wie erstaunte ich nun, als ich hörte, daß diese ansehnliche Stadt nicht einen einzigen Europäer zu seinen Bürgern zählt! Welch charakteristisches Symptom! Es muß an einem Platze von der Größe und Bedeutung Gadags mancherlei Posten geben, die für europäische Mittelbeamte geeignet sind (Eisenbahn, Post und Telegraphie, Marktwesen, Polizei, Steuer usw.). Und wieder drängte sich mir der Gedanke auf, daß die Herren des Landes allzu große

Teile der Arbeit den Eingeborenen überlassen haben — nämlich vom Standpunkt der Machthaber aus gesehen.

Am 27. Oktober machten wir uns dann um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr auf den Weg zur Besichtigung der Ruinen in den Kappatgutthügeln. Der nach Ostsüdost führende Weg war schlecht. Das Gelände ist sehr stark charakterisiert durch seine Kahlheit. Zwischen samtartig mit grünem Graspelz bekleideten Konturen folgten wir $8\frac{1}{2}$ Meilen weit den Kurven des Weges. Dann trat etwa 100 bis 200 m vom Wege entfernt die erste Ruine zutage, die mir als das „frühere Polizeiquartier“ bezeichnet wurde. Eine Meile weiterhin gelangten wir nach Kabulayakatti und eine weitere Meile ostwärts zu den Goldminen, die heute verlassen, allerorts aber noch durch Halden, Schwemmbassins und Mauerreste jüngerer Zeit charakterisiert sind.

Diese hatten für uns keinerlei Interesse, mehr schon zwei mächtige eingangslose Türme, die, augenscheinlich aus älterer Zeit stammend, den Beleg dafür ablegten, daß schon in vorenglischer Zeit hier Goldsucher ihr Handwerk in Verbindung mit großartigen Verteidigungsmitteln betrieben haben.

Nachdem wir diese Stelle durchstreift und ihre Baulichkeiten bildmäßig aufgenommen hatten, kehrten wir zu der ersten Ruine zurück, die, wie gesagt, zunächst als „frühere Polizeistation“ bezeichnet wurde. Wir verbrachten einen guten Teil des Tages mit ihrer Untersuchung und Vermessung, ohne diese vollkommen zum Abschluß bringen zu können. Ich werde noch mehrfach hierher zurückkehren und Einzelheiten studieren müssen, ehe ich in der Lage sein werde, mir über Alter und Bedeutung dieser Ruine ein endgültiges Urteil bilden zu können.

Kapitel 3.
Eine Stadt von heute.
(Gadag.)

Das Leben im Bungalow (Rasthaus) — Sammeln — Begrenzte Rundfahrten — Morgenstunden — Das indische Neujahrsfest — Altäre mit Geschäftsbüchern — Klosterbesuch — Diebstähle, gestrenge Sittengewächter und Inder unter sich — Durch Hubli — Bei Harrihar Eintritt in den Staat Mysore — Wegzoll.

Gadag, den 31. Oktober 1929.

Dieses Örtchen ist zum Idyll geworden. Wir leben hier in einem Zustand des Behagens, der mir so recht die Überanspannung der Kräfte in dem verflossenen „afrikanischen Jahre“ fühlbar macht. Es gibt keinerlei Hast, keine Posttage, keine quälenden Dolmetscher und Boys, keine Märchen-erzähler — ja, die Zeit der Zitronenpresse liegt hinter mir. Alles scheint dazu angetan, uns das Leben so glücklichhaft wie nur möglich machen zu wollen.

Wir leben in paradiesischer Bescheidenheit. „Franzing“, der Haushofmeister, sorgt für alles. Ein ganz törichter Mann, einfach Blümchen genannt (oder Butterfly, weil er nämlich gar nichts mit einem Schmetterling gemeinsam hat), ein zum Bungalow gehöriger „old man“ und der „Palmweinsklave“ sind seine sehr armseligen Gehilfen. Rechne ich dazu eine alte Frau, die morgens und abends erscheint, um für Reinlichkeit zu sorgen, und einen Waschmann, der mehr Grazie in den Beinen als Geschicklichkeit in den Wäscherhänden hat, so ist unser Hausstand umschrieben. Sein Bett bereitet jeder von uns selbst. Außer gekochten Eiern morgens und mittags bietet Franzing abends uns noch stets ein

mehr oder weniger gelungenes Gericht. Voilà notre vie materielle.

Kein Zweifel: Wir leben in einer göttlichen Einsamkeit. Wir haben seit unserem Eintreffen nur einmal einen durchreisenden Europäer aus der Entfernung gesehen. Unsere Freunde und Bekannten sind, wie alle uns ins Blickfeld kommenden Gesichter, braun, gelblichbraun, schwärzlichbraun. In der Stadt unterhalten wir geregelte Geschäftsverbindungen mit einem Bäcker, einem Schuhmacher, einem Obsthändler, unserm Benzin- und Öllieferanten und mit



Fig. 10. Vishnu auf Sheshaschlange ruhend. Wandbild im Ramachandratempel. Hampi. Bildbreite ca. 60 cm.

allen „Braß“händlern. Die Gadager haben es begriffen, daß ich alte Götterbilder sammle, und mit orientalischem Geschick haben sie eine recht hübsche Zentralisation geschaffen. Von allen Seiten kommen Lingams, Nandis, Pravatis, Ganeschas usw. zusammen. Auch Mustertempel, Münzen und sonstiger Kleinkram wird gebracht. So bin ich denn in der Lage, meinen Sammelspleen wieder einmal frei und nutzbringend sich entfalten zu lassen. Dabei bemerke ich, daß sich die Leute in ihrer verschiedenen Art recht gut unterscheiden lassen. Im allgemeinen neigen sie mehr zur Aufstellung fester Preise, als es in dem mir bekannten Orient Sitte ist. Leute, die mit Preisen wie 5,8 oder 7,2 Rupien kommen, lassen sich selten um 4 oder 2 Annas herabhandeln. Allerdings ist auch ein Parsi darunter, der für einige schon recht schöne Stücke erst 120 Rupien forderte und sie mir nach dreitägigem Feilschen für 35 Rupien überließ.

Unsere Tage sind wohlausgefüllt. Früh aufstehen und früh Kaffee trinken. Dann eine Ausfahrt, die uns bis zum

Nachmittage irgendwohin bringt — leider nicht immer bis zu dem gewünschten Ziel. Nach Hampi, dem ersehnten, kamen wir nicht. Der dazwischenliegende Fluß ist zu geschwollen. Nach Lakkundi zu ist der Weg versperrt durch Felsgeröll. Auf dem Wege dorthin mußten wir mit der Zitrone umkehren. Für Auto unpassierbar. So wurde denn heute eine einpferdige Karozza gemietet, und meine Damen versuchen, den Tempel in Lakkundi mit diesem Vehikel zu erreichen.

Auch nach Badami kamen wir nicht. Auch hier wieder ein Fluß, der noch zu viel Wasser führt, um ihn passieren zu können. Wir kamen nur bis Ron. Hier jedoch hatten wir eine sehr schöne Ausbeute, sowohl was meine Sammlung von Güssen anbetrifft, als auch das Auffinden von Altertümern. Am Ortsbrunnen standen ein paar prachtvolle Stelensteine mit guten Kompositionen von



Fig. 11. Szene aus d. Ramachandratempel. Bild von einem zertrümmerten Pfeiler. Hampi. Bildhöhe 38 cm.

Sonne, Mond, Lingam, Kuh usw. Unter dem hohen Dach eines Schuppens thronte ein herrlicher Götterwagen. Da gab es denn allerhand zu photographieren und zu zeichnen. Auch in Dambal wurden wir reichlich beschert. Besonders der Anblick und das Studium des Dodd-Basappa-Tempels bereitete uns hohen Genuß, zumal er mit seiner grazilen Ornamentik dem streng herben Ispiatentempel gegenüberliegt und so zu anregenden Vergleichen reizt. Diese Stadt Dambal muß, ähnlich wie Dharwar, einmal ein bedeutender Fürstensitz gewesen sein. Die Trümmer der geschleiften Befestigungsanlagen zeugen noch von Trutz und Prunk.

Allenthalben Scherben zerschlagener Architekturplastik. In dem vermauerten Torbogen einer mächtigen, wenn auch jüngeren islamischen Stadt- oder Palastmauer hat eine gewaltige Ganeschafigur Platz gefunden.

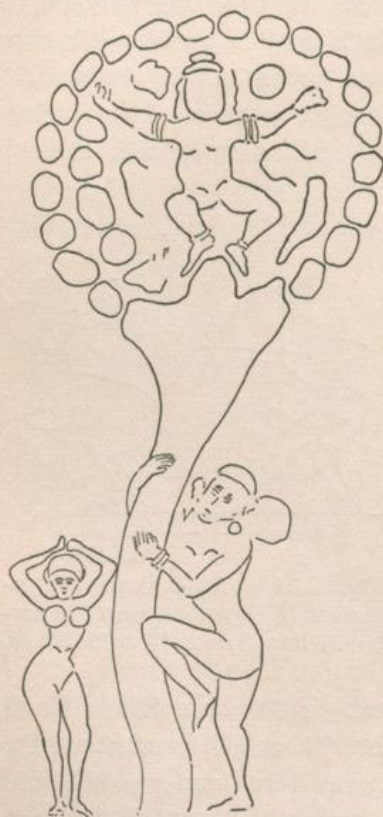


Fig. 12. Krishna hat den badenden Frauen die Kleider gestohlen. Pfeilerbild aus dem Malayantatempel. Hampi. Bildhöhe 69 cm.

Zum zweitenmal bin ich durch die Goldfelderhügel gefahren, um ein Bild vom Alter und Sinn der „Kabbulgiti-Ruine“ zu gewinnen. (Dies scheint mir die richtige Benennung zu sein.) Wie sie mir zuerst als „Polizeistation“ aus der englischen Goldabbauperiode bezeichnet wurde, so hat das insofern seine Richtigkeit, als einmal hier eine polizeiliche Wegkontrolle eingerichtet war. Aber ihre ursprüngliche Bedeutung ist damit keineswegs gestreift. Ein alter Mann in Shirhatti hat mir vielleicht etwas Wichtiges gesagt, als er erzählte, was er von seinem Vater gehört habe. Daß nämlich in dieser Ruine einmal die Riesen gewohnt hätten, die das Gold in der Erde (bei der Mine)

vergraben hätten, und daß früher jeder, der hier die richtigen Opfer dargebracht hätte, mit einem Goldschmuck beschenkt worden wäre. Auch sagte er, daß dieses Kabbulgiti uralt

sei. Es wäre aber schon zweimal zerstört und dann wieder aufgebaut worden. — Die Ruine selbst nun stellt in ihrem ältesten Teile ein Rechteck von etwa 30 m Wandlänge dar. Der Eingang war von Süden her. Nach Osten zu ist ein Tempelkomplex vorge-lagert, der zwei Kapellchen aufweist, deren eines eine falsche Gewölbedecke hat. In diese führt von Süden her ein Stufeneingang.

Das quadratische Haupt-tor hat nach Nordosten zu eine runde Bastion. Diese soll früher sehr hoch ge-wesen sein und eine Spitze getragen haben. Der Be-richterstatter sagte, sie wäre „wie ein Lingam“ gewesen. (Er sagte nicht, daß sie ein Lingam gewesen sei.) Nach Südosten zu sind die Mauerreste jüngerer Ruinen gelegen. Die West- und die Ostwand haben im Innern eine schmale Lauf-kante und darüber Schieß-scharten gehabt, Ob auch die Nord- und Süd-wand solchergestalt gebildet waren, läßt sich nicht erkennen, da sie sehr weit herab zerstört sind.

Recht eigenartig ist die Ausfüllung dieses Rahmens. Von der Südsüdostseite her führt der Eingang in einen



Fig. 13. Krishna hat den badenden Frauen die Kleider gestohlen. Pfeilerbild aus dem Malayantatempel. Hampi. Bildhöhe 62 cm.

großen Raum, dessen Mitte nichts an Baulichkeiten enthalten haben dürfte. Es ist heute ein tiefes, mit (für schnelle Arbeit undurchdringliches) Kaktusgebüsch ausgefülltes Loch. An die drei anderen Wände schlossen sich aber die Reste von Wänden an, und zwar nach der Mitte zu, so daß die vier Ecken des Rahmens ebenfalls leer sind.

Nun das Mauerwerk. Es ist durchweg aus gebrochenem Stein hergestellt. Die Wände sind in allen Oberteilen mit Hilfe von Mörtel hergestellt. An der Basis fand ich zwei Stellen, die augenscheinlich nur geschichtet und nicht gemörtelt sind. Dies scheint die Angabe zu bestätigen, daß der Bau im Laufe der Zeit mehrfach zerstört und wieder aufgebaut ist. Die älteste Bauperiode würde demnach ohne Bindemittel gearbeitet haben.

Daß solche Bauweise in früherer Zeit in diesem Hügelland heimisch war, dafür fand ich am Abhange nach Südosten hin noch zwei Belege. Hier lagen im Gebüsch zwei kreisrunde Sockel, der eine von 1,65, der andere von 2,10 m Durchmesser. Beide waren aus geschickt gebrochenen Steinen hergestellt und ohne eine Spur von Mörtel. Leider war nur noch ganz wenig Steinwerk beieinander, da der größte Teil von den Hirtenjungen weggeschleppt war. Der Alte, der mich begleitete, sagte mir, daß beide Kegel noch zur Zeit der Goldausbeute der Minen durch die Compagnie ziemlich hoch gewesen wären. —

Bemerken muß ich noch, daß dies wohl die Ruinen sind, die Dr. Räuming mir in Pretoria schilderte, nicht aber die, die Mr. Hampson mir 1915 in Abessinien zeigte.

Gadag, den 2. November.

Die Stunde um und nach Sonnenaufgang ist mir auch in Indien die liebste. Die Unberührtheit und Schönheit des ersten Lichtes, die Frische der unverbraucht kräftigen Luft,

das Aufflackern des ersten Tageslebens in der Natur! Auch strömt aus den Räumen derer, die noch in ungestörtem Schlummer träumen, der Segen des friedlichen Beharrens. Es ist die Stunde, in der die Kräfte des Tageslebens sich in Harmonie ordnen und so die Geburt der Leidenschaften vorbereiten. Es ist ja die große Frage des forschenden Wanderers auch in dieser Stunde: „Was wird dir heute beschert? Vor welche Beobachtung, Frage, Arbeit wirst du heute gestellt werden?“

Die ebenmäßige, würdige Gestalt dieser Stunde wird mir auf der Veranda verbrämt mit allerhand zierlichem Naturspiel. Haus und umstehende Bäume sind der Tummelplatz einer fünfköpfigen Familie von Eichkätzchen, die in beispiellosen Geschicklichkeiten um die dicken Stämme kreisen und sich über tief sich wiegende und federnde Zweige hin auf das Nachbargäst schwingen. Ein wenig nach Sonnenaufgang versammeln sich dann die groben dicken Raben im Garten, die ebenso tumultarisch und plump sind wie die Nager grazil. Auch sie spielen. In täppischer Grobheit schlagen sie sich gegenseitig etwa einen Brocken oder einen Faden mit der Schwinge aus dem Schnabel, verspotten oder beschimpfen sich und benehmen sich in allem rüpelhaft.



Fig. 14. Krishna überwältigt die Schlange, nachdem er seinen Ball in deren Brunnen geworfen hat. Bild von einem Pfeiler im Busch von Hampi. Bildhöhe 32 cm.

Ein wenig nach Sonnenaufgang versammeln sich dann die groben dicken Raben im Garten, die ebenso tumultarisch und plump sind wie die Nager grazil. Auch sie spielen. In täppischer Grobheit schlagen sie sich gegenseitig etwa einen Brocken oder einen Faden mit der Schwinge aus dem Schnabel, verspotten oder beschimpfen sich und benehmen sich in allem rüpelhaft.

Sie verschwinden im Laufe des Vormittags aus dem Garten. Wenn aber am Nachmittag die acht Wasserbüffel, die zum Bungalow gehören, ihren Einzug halten, so treten sie wieder auf, um jetzt ein Amt auszufüllen, das sie auch nur spiele-



Fig. 15. Schlangenstein. (Nagakal) Madura. Krishna tanzend. Bildhöhe 48 cm.

risch handhaben. Sie lassen sich auf dem Rücken der grasenden und liegenden Büffel nieder, hüpfen auf ihnen hin und her, picken allerorts kleine Insekten aus dem Haar, trinken das Wasser, das noch in den Ohren steht, und scheinen besonders unter dem Schwanz reichliche Atzung zu finden. Denn hier sind sie am häufigsten und längsten beschäftigt. Die schwarzen Büffel scheinen mit alledem höchst zufrieden zu sein, zumeist, wenn die letzttaufgezählte Tätigkeit beginnt, denn sie legen mit augenscheinlichem Behagen den Schwanz beiseite, um den Vögeln das Suchen und Finden zu erleichtern. Dergestalt sind diese schwär-

zesten und schwerfälligsten Vertreter zweier Naturordnungen die besten Kameraden, wozu noch zu bemerken ist, daß jede Art ihren Stil strengstens wahrt. Denn die Vierfüßler lassen sich auch hierbei nicht aus ihrer trägen Ruhe und Würde bringen, und die Vögel können auch hier ihr flegelhaftes

Sichanrempeln nicht lassen, sondern schubsen sich gegenseitig von den eingenommenen Stellen. —

Ich bin viel in Stadt und Land umhergefahren. In aller nächster Nähe unserer Wohnung und in nicht größerer Entfernung als zwei bis drei Meilen liegen allerbeste Trümmer von Tempeln und Bauwerken, Stelensteinen und Skulpturenwerk. In den Häusern gibt es mancherlei Ansammlungen von „Murti“ (Götterbildern in Metall) vom schlechten modernen Messingzeug bis zu den schönsten Bronzefiguren. Da gilt es denn auswählen und handeln. Ich fühle mich so im direkten Verkehr mit Monument und Kleinkunst immer tiefer in den Sinn und die Entfaltungslinie dieser eigentümlichen Sinneswelt hinein. Gestern konnte ich schon die erste Kiste von Erwerbungen füllen und nach Bombay absenden. Es war nicht ganz einfach.



Fig. 16. Krishna stiehlt der Adoptivmutter die Butter. Pfeilerbild im Vitalatempel. Hampi. Bildhöhe 41 cm.

Gadag bietet seit gestern ein Bild festlicher Vorbereitungen und Vorfreude. Heute wird hier das indische Neujahrsfest gefeiert, und so wurden gestern Hekatomben von Bananenblättern, frischem Bambus und sonstigem Grün durch die Straßen getragen und an den Häusern befestigt. Viele Leute verklebten die Rahmen ihrer Geschäftsstände mit buntem Papier, andere ließen sie mit Farbe bestreichen. Papierlampions und elektrische Lampen! Allerorts Reihen von Fähnchen. Die Ochsenn mit buntbemalten Hörnern. In den Straßen zogen die jungen Mädchen in kleinen Häuflein,

einige größere immer ein Bündel kleinerer mit den Armketten umschlingend, einher. Sie haben die besten Kleider an und die Haare sorgfältig gestrählt. So bearbeitet und noch mit dem Schmuck gelber Blumen versehen, ist die Schönheit dieses natürlichen Kopfschmuckes, der sonst in wilden Zotteln herumhängt, zu erkennen. Ein Jammer, wie jämmerlich die Schönheit in Natur und Kleidung in Schmutz und Unordnung verbuddelt ist. Ich kann mir aber sehr wohl ein Bild machen von dem Reiz, den diese Volksbilder bei sauberen Stämmen wie in Burma und auf Bali bieten.

Einen kleinen, echt orientalischen Ärger hatte ich hier. Wir hatten auf dem Postamt in Dharwar Nachsendungsantrag gestellt. Gestern kam nun ein Brief von Frau Wolff, aus dem deutlich ersichtlich war, daß unsere Europapost seit Tagen nach Dharwar abgesandt sei. Dort lag sie nun also in guter Ruhe. Eine telegraphische Unterredung von Postmaster zu Postmaster nutzte nichts. Nun werde ich sehen, ob ein energisches Telegramm zu einer Beschleunigung hilft.

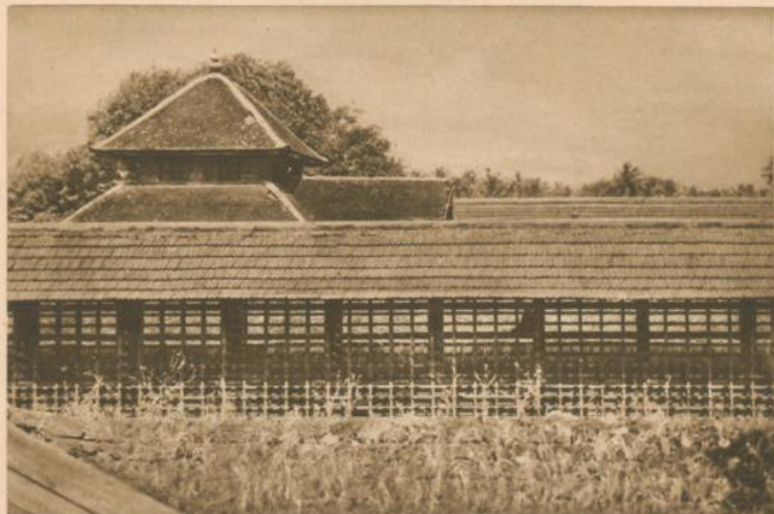
Das ist also orientalisches und wäre, generaliter genommen, stilgemäß. Ich wundere mich also ein wenig darüber, daß dieses kleine Vorkommnis mich doch verstimmte, bis ich dahinter kam, daß ich durchaus imstande bin, dem orientalischen Verlauf einer orientalischen Sache mitschwingend zu folgen, die orientalische Behandlung europäischer Institutionen aber als Disharmonie empfinde.

Nachmittags.

Heute nun feiert Gadag das große Neujahrsfest. Gestern abend war schon ein Sohn der Firma M. S. Bhoost & Sons, die uns mit Autobedarfsmaterial versorgt, bei uns gewesen und hatte uns zum Festakt eingeladen. Das Neujahrsfest wird nämlich nicht im Familienkreise, also nicht in der



Malabarküste; der große Tempel in Calicut; Blick von der Seitengasse in den Tempelbezirk.



Malabarküste; Seitenansicht der schuppenförmigen Gebäude des großen Tempels in Calicut.

Tafel 8



Malabarküste; große Fruchtbarkeits- und Schreckfigur
in einer neuen Farmanlage bei Calicut.

Privatwohnung, begangen, sondern im Geschäftslokal, und das entspricht ja der eigentümlichen Einstellung dieser orientalischen Kaufleute.

Der orientalische Kaufmann verbringt fast den ganzen Tag im Geschäft, einem kleinen, nach der Straße tagsüber wandlos offenen Raum, der meistens Kontor, Lager und Verkaufsstelle gleichzeitig ist. Natürlich liegen fast alle Geschäfte zusammengedrängt im Basar, in dem das Tagesleben für die kleinen Händler und Lebensmittelgeschäfte etwa um 8 Uhr, für den „Großkaufmann“ etwa gegen 10 Uhr beginnt. Viele Geschäftsleute verlassen ihre Bude nur zweimal tagsüber für etwa eine Stunde, um zu speisen. Das Geschäft ist um die Mittagszeit herum flau, schwillt am späten Nachmittag an und blüht am Abend. Die Basare sind bis Mitternacht offen, und viele Kaufleute schließen die Vorderseite nach der Straße nicht vor 12 Uhr. Der Mann verbringt also seine 12 bis 14 Stunden im Geschäft, und wenn er sich nun auch nicht gerade geistig und noch weniger körperlich überanstrengt — 12 von den 14 Stunden verbringt er liegend auf einem Kissenlager —, so ist doch das Geschäftslokal eben sein eigentlicher Lebensraum bzw. der Herzmuskel seines Daseins. Woraus sich denn ganz naturgemäß ergibt, daß auch das Neujahrsfest nicht in der Privatwohnung, sondern eben im Laden begangen wird.

Um 10 Uhr fahren wir durch die mit Papier und Blättern geschmückten Straßen. Alle Geschäfte waren geöffnet. Aber der Handel schlummerte. Nur der Nahrungsmittelbasar war in vollem Betrieb. In vielen Läden brannten jetzt schon am frühen Morgen Lichter, und zwar auf kleinen Altären, die Götterbildern als Stand dienen und vor denen die für Benutzung im neuen Jahr bestimmten Geschäftsbücher aufgeschlagen standen. Nichts kann charakteristischer sein als diese allgemeine Ausstellung und Segnung der neuen Ge-

schäftsbücher. Orientalische Verehrung der Schrift verbindet sich hier mit pietätvoller Sorge um den Hauptinhalt des Lebens.

Auch der Kontorladen von M. S. Bhoost & Sons war festlich geschmückt. Der etwa 11 Meter lange und 3½ Meter breite Raum war angefüllt von 12 Stühlen, die im Langoval aufgebaut waren und zwischen denen zwei niedrige orientalische Tischhocker standen. Sie waren gefüllt mit Schalen voll Betel, Blättern, Naschwerk. Am linken Schmalende stand ein Grammophon, dessen Riesentrichtermaul unaufhörlich indische Weisen herausprustete. Auf der rechten war ein kleiner Altar aufgerichtet, auf dem die drei Geschäftsbücher aufgeschlagen und mit Reis bestreut lagen. Darüber thronte eine in kindlicher Weise zum Frauenkopf herausstaffierte Kokosnuß mit den typischen Glotzaugen der heutigen Darstellungskunst Indiens. Um sie herum lagen Orangen, Zitronen, Guyaven, Bananen. Gelbe Blüten waren streu- und kettenweise darüber verteilt. Sie schmückten mit Papierfähnchengirlanden abwechselnd auch die Wände. Unter dem Festschmucke lugten aber allenthalben die Namen und Bilder von Automobilen hervor. Aus einem Kranzgewinde, das gerade über der Doppel-Kokosnußgöttin Schri Mahalaxmi und Schri Sarasvati Pooja angebracht war, leuchteten ein Bild und der Name meines lieben kleinen Chevrolets hervor. Allerorts brannten Lichter.

Auf den Tischchen und in Wandnischen standen brennende Weihrauchkerzen. Ihr bedeutend starker Wohlgeruch, gemischt mit dem Duft schwelender Wachslichter und frischer Blumen, das laute Getöse der orientalischen Grammophonmusik, das Rauschen der vor unserem Raum vorüberwogenden Menschen, die bunte Farbenwirrnis — das alles vereinte sich zu einem zarten Sinnesrausch, der der Bedeutung des Festes durchaus entsprach.

Der alte, ehrwürdige Chef des Hauses empfing uns in der Mitte seiner hochaufgewachsenen Söhne würdevoll und gütig. Die anderen Gäste waren schon versammelt — außer einem dreijährigen, goldbeladenen kleinen Mädchen natürlich nur Männer. Auch ein junger Parsi namens Belari, der uns vor einigen Tagen seine Aufwartung gemacht hatte, war anwesend, und ich freute mich, neben ihm meinen Platz zu finden. Denn da er ja einer anderen Religion angehört, aber inmitten des blühenden Hinduismus lebt, so konnte er mir über allerhand Auskunft geben.

Sobald wir Platz genommen hatten, begann die eigentliche Zeremonie. Die Söhne des Hauses ergriffen jeder eine Kokosnuß, die, seitlich ein wenig ausgeschalt, einem brennenden Kerzenstumpf als Lichthalter diente. Ein mit gelbem Kopfschal und hellem gelblichen Gewand angetaner Mann hockte in dem Winkel zwischen Altar und Wandpfeiler der Straße zu. Der Mann begann eine Anrufung zu singen. Die amtierenden Söhne streuten Reis und Zuckerplätzchen über Götternuß, Bücher und Altar. Dann wieder drückten sie Wachsklumpchen in ihre Handleuchter. — Die kleine Versammlung sah dem allen von den Stühlen aus schweigend zu. In den Gesang des Vorsängers mischte sich das Dröhnen des immer nur für schnellen Plattenwechsel kurz verstummenden Grammophons, von der Straße her rauschte der Lärm von sprechenden und zusehenden Menschen, Ochsengebrüll, Räderknarren herein, und um das Konzert zur Fülle zu komplettieren, warf ein weiterer Sohn des Hauses brennende Frösche auf die Straße, deren knatterndes Explodieren dem wirren Gemeng der Töne und Geräusche eine gewisse Akzentuierung zufügte.

Nachdem die Söhne des Hauses mit dem Sänger zusammen durch Lichtschwenken, Reis- und Zuckerstreuen und Singen die Weihe vollzogen hatten, wurden die Lichter

auf den Nüssen gelöscht und letztere zerschlagen. Danach wurden die Reiskörner, einige Äpfel und Zitronen sowie die Zuckerplätzchen vom Altar genommen. Die Äpfel wurden zerschnitten, auf einigen zierlich gearbeiteten Messingplatten Reiskörner und Zuckerplätzchen, Kokosnuß- und Apfelschnitte geordnet. Der eine Sohn des Hauses kam mit kleinen Girlanden aus gelben Blumen; jedem von uns und auch den anderen Gästen wurde je ein Kranz um den Hals gelegt. Ein jeder erhielt in die eine Hand eine Zitrone und in die andere ein Drahtstäbchen mit Knöpfen von gelben Blumen. Ein anderer Sohn des Hauses trat erst an jeden Gast und besprengte ihn mit Rosenöl und dann nochmals, um die Rückseite der linken Hand mit Ambra zu bestreichen. Diese Düfte vereinigten sich mit dem Wohlgeruch der immer weiter schwelenden Weihrauchstengel. Sodann bekam jeder Gast einige Blätter mit eingeschlagenem Betel, und endlich wurden die Teller mit geblähtem Reis und Fruchtstücken herungereicht.

Damit war die Feier beendet, und wir verabschiedeten uns von unseren freundlichen Gastgebern, um noch eine Fahrt durch die feierlich geschmückte Stadt zu unternehmen. Es war dies nicht so ganz einfach, denn die festlich erregte Menge war heute noch schwerer vom Wagen fernzuhalten als sonst. Wie anders sah aber heute dies Volk aus als an den Alltagen. Alle Männer, Frauen und Kinder prangten in frisch gewaschenen Kleidern. Die Frauen und Mädchen hatten sauber gestrählte Haare und waren mit reichem Schmuck bedeckt. Festfreude und schweigende Dankbarkeit leuchteten aus aller Augen. Besonders die Frauenwelt bot uns in ihrem Begehen allerhand anmutige Bilder. Fast an jedem der zahllosen kleinen Heiligtümer, die über die Stadt verstreut sind und oft nur aus einem schwarzen Stein im Schatten eines größeren Baumes bestehen, waren eine

oder mehrere Frauen damit beschäftigt, Blumenkränze anzubringen, das Symbol mit Wasser und Reiskörnern zu überschütten und kniend Gebete zu verrichten. Besonders schöne Bilder bot der Tempel mit dem Gorgomonument im Gopura, der Viranarainatempel. Hier traten die Frauen in Gruppen von zweien bis vierein und vollführten ihre Gebete vom Brunnenplatz zur linken Zelle wandernd, dort anbetend, dann zur rechten Zelle wandernd und dabei einen Pilaster im heiligen Turnus umschreitend. Ein Pilger fütterte zur Feier des Tages die Tempelaffen. Ruth-Renata hatte Mühe damit, auch nur wenige der entzückenden Bilder auf Film und Platte zu fixieren.

Wir kamen unter anderem auch zu einem Kloster der Lingambrüder, vor dessen Eingang die riesigen Steinräder des jetzt leider abmontierten Götterwagens standen. Im Torweg lagen die Zeremonialpalankine, in denen der heilige Vater der Klostersgemeinde an bestimmten Festtagen durch die Stadt getragen wird. Wir erhielten die Erlaubnis, das Innere des Klosters zu betreten und wurden vor den prächtig mit Wand- und Säulenbemalung und durch Aufhängung Dutzender von Wandlampen geschmückten Empfangsraum geführt. Im Hofe wurden Stühle für uns aufgestellt, und wir nahmen nun wie Zuschauer in einem Theater so Platz, daß wir in den Säulenlampen- und Empfangsraum wie auf eine Bühne emporblicken konnten. In diesem Raume hingen ein paar recht gute Ölbilder, die Porträts früherer Äbte, alle durch streng ernsten Gesichtsausdruck ausgezeichnet. Nach einiger Zeit erschien dann von rechts her der derzeitige Oberpriester und nahm, nachdem er sehr würdig die Bühne überquert hatte, auf einem Polsterthron Platz. Hier blieb er sitzen, würdigte uns keines Blickes und verharrte mit hart strengem Gesichtsausdruck, bewegte sich auch nicht, als meine Tochter eine photographische Aufnahme des Raumes

machte, die infolge der Dunkelheit mehrere Minuten in Anspruch nahm.

Dann ging es heim, um mit Packen zu beginnen.

Sonntag, Harrihar, 3/4. November.

Der Abschied von dem still-friedlichen Gadag hat einen dramatischen Charakter angenommen. Francis, der Driver, hatte sich mehrfach darüber beschwert, daß in der Küche Zucker und die Hälfte unseres Tees verschwunden waren. Weiterhin hatte sich eine unserer Feldflaschen in zauberhafter Weise den Augen der Welt entzogen, und nun kam heraus, daß aus Francis' Rock ein 10-Rupien-Schein verschwunden war in einem Augenblick, in dem einer der „Old men“ des Bungalows in dessen Nähe war. Der letzte Fall war klar und deutlich. Die Beobachtungen unseres Haushofmeisters waren so präzise, daß Zweifel an dem „Verschwender“ wenigstens des Geldscheines nicht bestehen konnten.

Nun hörte ich, daß zwar kein direkter Bungalowchef am Orte sei, daß diesen Posten aber ein dicht neben uns wohnender Wegebauinspektor vertrat. Ich sandte nach ihm. Am Abend kam er mit dem Old man zusammen. Es war ein wortreicher Mann, der sich alle Mühe gab, den Verständnislosen zu spielen, um den Fall herumzureden und nichts auf den Old man kommen zu lassen. Nun, so leicht war das natürlich nicht. Ich bestand auf meinem Willen nach einiger Feststellung und drohte damit, daß ich die Angelegenheit im Fremdenbuche niederlegen würde. Endlich entschloß er sich, eine Untersuchung vorzunehmen, und verließ mit dem Old man wieder den Bungalowbezirk.

Nachts wurde ich durch Lichter geweckt, die durch den Garten getragen wurden. Von meinem Bett aus, das auf der Veranda stand, konnte ich den Wegebauinspektor und den Old man erkennen. Gleich darauf erschallten Stimmen aus

dem hinter dem Bungalow gelegenen Wirtschaftsgebäude, in dem die Wohnung des Old man und die Küche sich befanden. Ich ließ mich nicht weiter stören und gab mich, wieder einschlafend, der behaglichen Vorfreude auf eine sicherlich für den kommenden Morgen zu erwartende Vergnüglichkeit hin.

Ich hatte mich nicht geirrt. Als ich mit grauendem Morgen zum Wirtschaftshause kam, traf ich dort den Wegebauinspektor, der mich voller Siegesbewußtsein und Beredsamkeit anstrahlte. Denn nun hatte er die Sünder gefangen, die unsern Tee, unsern Zucker, unsere Feldflasche und Francis' Geldscheine entwendet hatten. Fremde hatten diese Übeltaten ausgeführt, Fremde, und nicht etwa der treue, brave, ehrliche Old man, der schon seit 12 Jahren im Dienste des Gouvernements steht. Diese Einleitung war außerordentlich lang, und ich mußte mich schon zusammennehmen, um nicht Zeichen der Ungeduld bemerkbar werden zu lassen.

Nachdem nun aber der Old man so durch einen Strom flüssiger Beredsamkeit so sauber und rein gewaschen war, daß er wie ein demuttriefindes Taufkind dastand und der Herr Wegebauinspektor das Produkt seiner Säuberungsarbeit mit ungetrübtem Behagen beschauen konnte, begann dieser denn doch endlich mit der Aufklärung, und zwar verfiel er zu diesem Behufe in die entgegengesetzte Pose. Der sanfte und liebevolle Blick löste sich von dem Bild heiliger Demut und wurde, auf Francis übergleitend, zum strengen Zornesstrahl. Dann „donnerte“ er — soweit eine indische, in diesem Fall auch noch fettige Stimme überhaupt geräuschvoll und laut zürnen kann — die Anklage heraus. Heute nacht habe er in diesem Hause, das ein Haus des englischen Gouvernements sei, ein fremdes Mädchen gefunden. Dieses stehe hier. Es sei aber noch ein zweites fremdes Mädchen im Gehöft, das liege in der Küche, die er heute nacht verschlossen habe.

Die Küche wurde geöffnet, da lag so ein Bündel, dessen Inhalt sich aber nicht rührte. Als Fortsetzung folgte eine genaue Darlegung über alle das Bewohnen eines Regierungsrasthauses betreffenden Vorschriften, woraus sich ergebe, daß es ein großes Verbrechen sei, ohne Erlaubnis mit einem Mädchen darin zu nächtigen. Zu einer solchen Sünde sei nur ein Fremder wie — Francis fähig usw. Und ich mußte eine weitere Fünfminutenrede mit anhören.

Aber einmal war auch diese Redegabe erschöpft, und der würdige Herr Wegebauinspektor stand nun siegesbewußt zwischen Sünder und Heiligem. Als ich nun auch zu Worte kam, fragte ich, mit wem denn die zwei Mädchen geschlafen hätten, mit einem oder mit zwei Männern. Kaum hatte ich die Frage aufgeworfen, so begann der Herr Wegebauinspektor wieder mit einer auf lang angelegten Rede über das Strafbare der Handlung. Ich bat ihn freundlich, erst die Antwort auf meine Frage zu erwirken. Der Herr ließ sich aber in der Wegrichtung seiner Rede nicht stören. Daraus wurde mir klar, daß hier etwas nicht in Ordnung war. Also ließ ich ihn stehen und reden und ging mit einem mir vom Polizeimeister zuerteilten Polizeimann zu dem Mädchen in die Küche. Dies löste sich auf entsprechendes Zureden aus ihrem Laken und erwies sich als ein ganz vernünftiges Geschöpf. Sie gestand, daß sie die Geliebte des Wachtmanes sei, der jede Nacht hier seinen Dienst verrichte, während das andere Mädchen auch immer hier schlafe, meist allein, zuweilen mit einem Freunde, den der Polizeiwachtman mitbringe. Dieses Mädchen wurde in der Küche gelassen und das andere ebenfalls verhört. Ihre Mitteilungen deckten sich mit denen der ersten Sünderin. Beide erklärten, jede unabhängig von der anderen, daß sie regelmäßige Nachtgäste des Bungalows seien, daß der Old man sie als

solche kenne und nie etwas dagegen eingewendet habe, daß sie sich hier mit ihren Freunden träfen.

Zurück in den Hof gehend, fand ich den Herrn Wegebauinspektor in behaglicher Weise mit dem Old man plaudernd. Sowie ich aus dem Wirtschaftshause trat, ging er auf mich zu und begann vom Preise einer zerbrochenen Tasse zu sprechen. Ich schnitt ihm aber das Wort ab und fragte ihn, ob der Old man ihn heute nacht geholt habe, um ihm die Mitteilung von den Mädchengästen zu machen. Der Herr Wegebauinspektor beantwortete diese Frage nicht, sondern sprach wieder von der zerbrochenen Tasse. Es blieb mir nichts anderes übrig, als etwas schärfer „zur Sache“ zu fordern. Denn nun wollte auch ich eine Rede halten. Dann begann ich sehr milde meine Ansprache: 1. Höchstes Lob für die liebevolle Mühewaltung des höchst pflichtgetreuen Wegebauinspektors. 2. Die zwei Mädchen hätten sich als Stammgäste des Regierungshauses und als Geliebte des Nachtwächters erklärt. 3. Der Old man müsse der Schützing dieses Grals und seiner Intimitäten sein. (Hier eine Unterbrechung durch den Herrn Wegebauinspektor, der wieder abzulenken sucht, indem er von einem zerbrochenen Lampenzylinder spricht, den der Old man ersetzen müsse. Mein Ruf: „Zur Sache“ wird schärfer.) 4. Der Old man sei also in Anbetracht der Schärfe der Vorschriften in bezug auf Aufnahme von Gästen im Regierungsgebäude strafbar. 5. Ebenso die Nachtwächter, die ebenfalls die Regierungsvorschriften mißachtet hätten. 6. Wenn nun der Old man in dieser Nacht den Herrn Wegebauinspektor extra gerufen habe, um ihm die Anwesenheit der Mädchen als ein unerhörtes Novum vorzuweisen, so müsse er das getan haben, um sich eine Entlastung zu verschaffen. 7. Der Old man habe gegen besseres Wissen meinen Driver Francis als Urheber schlechter Sitten hingestellt. 8. Mir bliebe kein

anderer Schluß übrig, als daß der Old man eben derjenige sei, der Geldscheine, Feldflaschen usw. entwendet habe und der, um den Verdacht von sich abzulenken, Francis der Einführung fremder diebischer Girls beschuldigt habe, 9. Summa summarum: Der Old man sei ein Schuft und des Vertrauens des Herrn Wegebauinspektors durchaus unwürdig.

Und welches war wohl der Erfolg dieser gut und klar geführten Beweisführung? — Nun, der Herr Wegebauinspektor hielt eine neue Rede, in der er darlegte, daß ich die zerbrochene Tasse und dem Old man den Lampenzylinder zu bezahlen habe. Woraufhin ich dem Herrn Wegebauinspektor für alle Mühewaltung dankte und die ganze Versammlung von Regierungsbeamten, Polizisten und Freudenmädchen verließ. — Nachher beim Abschied hatte der Old man trotz allem die Harmlosigkeit, noch ein Trinkgeld zu erbitten. —

Ich schildere diese kleine Szene, weil sie in vielen Teilen für mich, der ich den Verkehr mit Negervölkern gewohnt bin, eine Reihe von Kennzeichen bot, die in Afrika niemals zu beobachten sein würden. Besonders das Benehmen des Wegebauinspektors ist ungemein bezeichnend. Keinerlei offensive oder aktive Opposition und um so zähere Wideretzlichkeiten. Das „Nichtverstehenwollen“ und das „Darumherumreden“ bis zu einer raffinierten Kunst entwickelt. Das zähe Inschutznehmen des Kameraden im Regierungsdienst, der sicherlich nicht von sehr geachteter Kaste ist, durch dick und dünn. Weiterhin dies schlaue Manöver, das beide sich gemeinsam ausgedacht haben müssen. Und am Schluß nicht ein Fünkchen von Scham über die Entlarvung der versuchten Intrige. Das alles Symptome einer Kultur, in der die schaffende Kraft längst zur anwendenden wurde. Senil bis in die Knochen. — — —

Die Fahrt nach Hubli durch Baumwolland verlief schnell. In Hubli wurden wir aber durch sich stauende Massen arg aufgehalten und gelegentlich kleiner Einkäufe auch belästigt.

Der Citrus, der schon von Natur auffällig ist, macht in bepacktem Zustand einen monumentalen Eindruck. So wurden wir denn mehrfach gefragt, wer wir seien und was wir betrieben. Als die Leuten dann etwas von Archäologie hörten, drangen sie mehrfach in mich, in Hubli einen Tag zu verbringen und einen Vortrag zu

halten. — Einer der Leute führte mich auch zu einem Metallhändler, der mir mehrere kleine Bronzen verkaufte. Das schönste Stück ließ er mir leider nicht ab. Es war ein Schakram aus Bronze. In der Mitte ein Gorgokopf, von dem 16 Schlangen strahlenförmig ausliefen. Ich erhielt aber wenigstens die Erlaubnis, das Stück abzuzeichnen (Fig. 17). — Beim Herausfahren begegneten wir in der letzten Gasse einem Trauer-

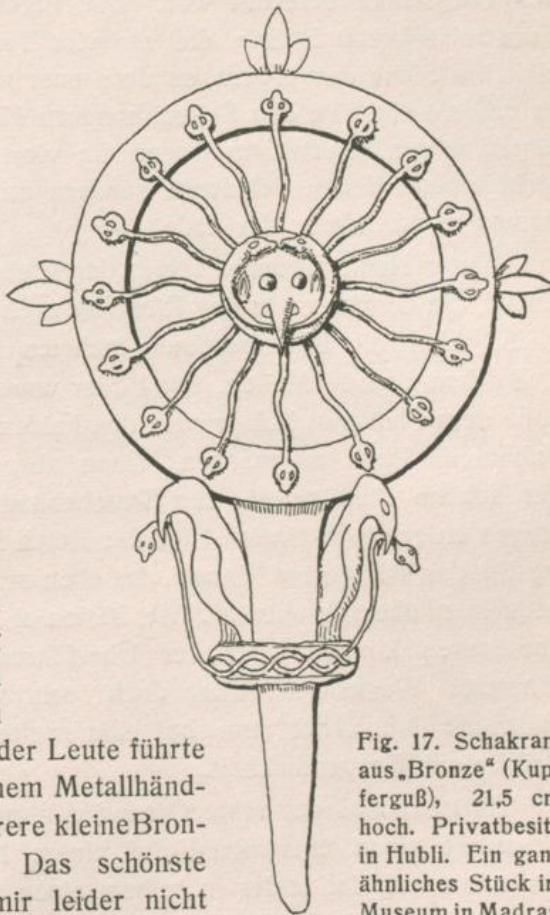


Fig. 17. Schakram aus „Bronze“ (Kupferguß), 21,5 cm hoch. Privatbesitz in Hubli. Ein ganz ähnliches Stück im Museum in Madras.

zuge. An der Spitze wurde der Verstorbene auf einer Leichenbahre getragen. Diese bestand aus einem viereckigen Tuch, das an zwei gegenüberliegenden Seiten an der Tragstange befestigt war. Das Eigentümliche an der Tragweise bestand darin, daß die vier Träger die Stangen nicht im Sinne des Weges, sondern quer zum Wege trugen so daß sie nicht zu den Seiten, sondern eine vorn und eine hinten waren. Außerdem trugen die vier Leute die Bahre nicht etwa auf den Schultern, sondern an herabhängenden Armen ziemlich nahe der Erde.

Hinter Hubli glitten wir erst durch eine Baumwollandschaft, die derjenigen in der Richtung nach Gadag durchaus glich. Aber die Baumbestände mehrten und verschönten sich schon nach 20 Meilen. Die Bilder wurden lieblicher, um nahe dem Fluß plötzlich wieder den kahlen Hügelketten bei Kabbulgiti Platz zu machen. Dann aber floß auch bald der schöne Fluß selbst, der Tunghabhadra, vor uns, an dessen entgegengesetztem Ufer das Reich Mysore liegt. Es ist dies das schwierige Rinnsal, das eben nur an dieser Stelle bequem zu überschreiten ist. Wir hätten es auch nahe Gadag überqueren können, aber der Überführung unseres sehr schweren Wagens auf einer doch recht wackligen Fähre mißtraute ich. Hier nun bot eine breite, schön gebaute Brücke alle Bequemlichkeit.

Harrihar hieß der erste Ort auf der mysorischen Seite. Er weist einen entzückend auf einem Hügel gelegenen Bungalow auf, der leider in seinem einen Set besetzt war, so daß wir nur ein Bett und ein Tischlager hatten. Ich selbst bettete mich im Freien unter einem Baum, allwo ich auch vorzüglich geschlafen haben würde — wenn mich nicht nachts ein kleiner Zug großer Ameisen überfallen hätte, der sich durchaus unter meinem Bedding einnistete wollte.

Bei einer Besuchsfahrt durch die Stadt lernten wir eine uns bis dahin unbekannt gebliebene Einrichtung kennen: den „Toll“, auf deutsch Wegzoll. Daß wir auf der Brücke ein paar Annas hatten erlegen müssen, fand ich noch sehr natürlich, daß wir hier nun aber an nicht weniger als drei etwa 200 m voneinander entfernten Straßenecken jedesmal vier Annas geben sollten, fand ich recht anspruchsvoll. Nachher stellte sich heraus, daß wir nur einmal hätten zu zahlen brauchen, wenn wir den Zettel aufbewahrt und immer wieder vorgezeigt hätten.

Harrihar ist ein unbedeutendes Nest. In seinem Herzen liegt aber ein recht hübscher Tempel, dessen Hof mit vielen Stelen ausgefüllt ist, die an den Eingängen zu den Hallen lehnen. Fast alle tragen Sonne, Mond, Lingam, Nandi, Adoranten. Aber eine regelmäßige Anordnung konnte ich nicht feststellen, außer daß doch fast stets die Sonne links, der Mond rechts steht.

Kapitel 4.

Trümmer der Pracht.

(Hampi — Vijayanagar.)

Das vergessene Reich — In den Kessel mit Rändern aus Granit — Ein Meer von Ruinen — Das Rasthaus im Tempel — Der kranke Citrus — Ein Bilderbuch auf Tempelwänden — Vorgeschichtliches Mauerwerk — Versteinerte Holzplastik — Königswage und Lebendgewicht in Gold — Fellboote — Angebot an Ruinenbrocken — Verleugneter Lingamdienst — Die Umfassungsmauer als Sinnbild des Meeres.

Unter den indischen Zwischendeckpassagieren des D. D. „Umzumbi“ befand sich ein alter Herr, der in Indien wie in Afrika ungewöhnlich weit herumgekommen war. Mehrmals hatte ich Gelegenheit zu einem Plauderstündchen mit ihm. Konnte er doch auf allerhand Fragen, die das Herz des wandernden Vorzeitforschers bedrängen, befriedigende Antwort erteilen. Er war es, der mir als erster erzählte, daß in „Hampi“ nicht nur die schönsten, sondern auch die ältesten Ruinen Südindiens zu sehen seien. Einige Bürger von Gadag bestätigten dies. Daß bei Hampi die Ruinen der alten „Kaiserstadt“ Vijayanagar (das ist die englische gebräuchlich gewordene Schreibweise — in deutsch wäre besser Widjayanagar) — liegen, ist nun allbekannt. Was aber bedeutet Vijayanagar? —

Leser, wenn du begnadet bist mit der Gabe, dich dem traumhaften Zauber des Orients so weit hinzugeben, daß deine Seele sich nach dieser Wunderlande jenseits der Realitäten von heute sehnt, und wenn du dann deiner Seele ein Heim bieten willst, in dem sie voll und ganz dem keuschen Genuß bedeutender Stilreinheit leben kann — so verbinde sie mit der Vorstellung dieser letzten großen Gestalt

südindischer Herrlichkeit, die Vijayanagar hieß. Dies Vijayanagar, das eine letzte vollendete Schönheit wie der Schwanengesang südindischer Pracht und Herrlichkeit ist, dies Vijayanagar, das als letzte Zusammenfassung vorgeschichtlicher Größe und Schönheit, durch den großen islamischen Angriff im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts als letzte Zusammenfassung und Blut alter Generationen erweckt, nach 200jährigem Glanze dahinschwand*).

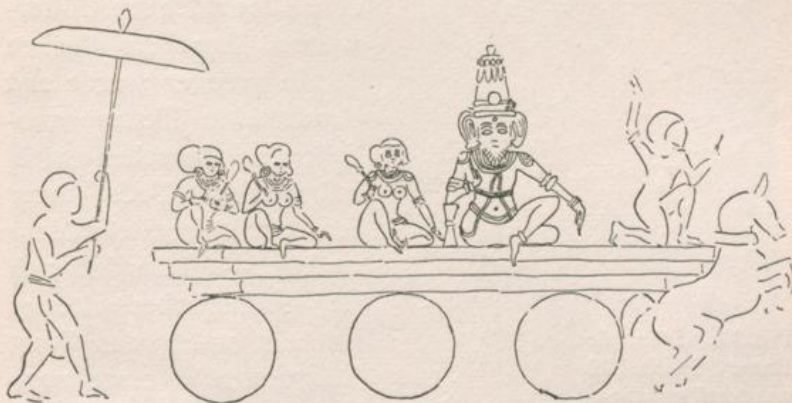


Fig. 18. Der König auf seinem Wagen. Bild von einem unvollendeten Werkstück im Busch neben dem 9-Tagfestpalast in Hampi.

Der Italiener Nicolo Conti, der persische Gesandte Abdul Razzak und später noch andere haben das prunkhafte Leben der Herrscher dieses Staates, der alle Länder der südöstlichen Dravida vom 20. Grad bis zum 8. Grad südlicher Breite (Kap Cormorin) umfaßte, geschildert. Die gewaltige Ausdehnung mächtiger Bauten; die Schönheiten der Frauen

*) Jedem Besucher von Hampi und des Ruinenfeldes von Vijayanagar ist dringend anzuempfehlen die Lektüre zweier Bücher: 1. Mr. Robert Sewells Werk: „A Forgotten Empire“ (Swan, Sonnenschein & Co., London), und 2. Mr. A. H. Longhursts Buch: „Hampi Ruins.“ Letzteres bietet eine sehr gut einführende Beschreibung der Ruinen nebst Plan usw. Man erhält diese Schrift am besten durch das Government of India, Publication Branch, 8 Hastings Street Calcutta.

und Mädchen in ihren mit Gold und Edelsteinen geschmückten Kleidern; der Waffenprunk der Krieger; die imposanten Kavalkaden mit Elefanten, Rossen, Kamelen; die Prozessionen der Priester; das neun Tage lange, an Pomp



Fig. 19. Dienende Dame. Pfeilerbild aus dem Ramachandratempel. Hampi. Bildhöhe 38 cm.

alles übertreffende Fest, an dem der Herrscher den Tribut seiner Länder empfing; Stunden der Weihe, in denen der mächtige Götterwagen über die heilige Straße gezogen wurde und Hunderte in Ekstase verfallende Menschen sich selbst dem Tode unter den gewaltigen Steinrädern weihten — all das faßt sich als südindisches letztes Erlebnis unter das Wort Vijayanagar zusammen. Hier der grazile Tanz von Tausenden zierlicher Mädchen, dort die schauerliche Pracht religiöser Todesbereitschaft! Vijayanagar!

Den Ruinen dieser letzten Herrlichkeit südindisch-drauidischer Prachtentfaltung strebten wir also zu. Unter den Ruinen der erst im Beginn der Neuzeit dahingerafftten Größe hoffte ich auch die Reste älterer, wenn auch sicher schlichterer Monumentalität zu finden.

Montag, 4. November, im Bungalow zu Kamalapur.

Der Weg von Harrihar zu den Ruinen von Vajiyanagar bei Hospet verläuft in nordöstlicher Richtung und hat bis



Malabarküste; die Fassade des großen Durgatempels Valurkavu
bei Manantody.

Tafel 10



Malabarküste; beim Ausschachten eines Brunnens im Gebäude des Durgatempels bei Manantody gefunden, anscheinend neolithische Tonfigur. Slg des Verfassers; Höhe 28 cm.

zu dem Bungalow von Kamalapur eine Länge von etwa 80 Meilen. Von diesen stellt der erste Abschnitt von sieben Meilen eine häßlich zerfahrene Landstraße bis zur Grenze des Mysorestaates dar, der zweite von 65 Meilen eine in der Ausarbeitung von Landstraße zur Chaussee befindliche Wegart, der letzte von etwa acht Meilen (Hospet—Kamalapur) eine für gewöhnlich sicher sehr gute Straße. Leider hatten die letzten Regengüsse das Stück einer Talführung weggespült, so daß wir zum Schluß einen Umweg machen mußten.

Fünfmal wurden wir unterwegs aufgehalten durch den Anspruch an je eine Rupie Wegzoll. Fast ebensooft aber durch den Gesundheitszustand unseres guten Citrus. Citrus' Nase hatte schon in Bombay ein wenig getropft, aber ich war, als ich mich besorgt über einen etwaigen Fehler im Kühlerkessel erkundigte, darüber aufgeklärt worden, daß Citrus dies Leiden seit der Geburt gehabt habe, daß aber in Anbetracht der Riesenmengen von Wasser, die er jeden Morgen zu sich nehme, ein kleiner Verlust an Feuchtigkeit nichts zu besagen habe. Ich gab mich in Anbetracht der autoritativen Kompetenz zufrieden, und in der Tat war es bis heute nur ein kleiner Schönheitsfehler gewesen. Gestern nun aber entwickelte sich das Tröpfchen plötzlich zu einem



Fig. 20. Dienende Dame mit Wedel. Pfeilerbild aus dem Ramachandratempel. Hampi. Bildhöhe 37 cm.

schweren Schnupfenerguß, und Citrus mußte nicht weniger als fünfmal mit Wasser neu aufgetränkt werden. Dieses nahm nun unsere Aufmerksamkeit so stark in Anspruch, daß wir zuletzt vergaßen, nach dem Benzin zu sehen. Wir kamen just noch bis Kamalapur, stellten dort aber sehr minimalen Benzinbestand fest. Francis fuhr mit meiner Tochter noch einmal nach Hospet zurück, um gleich heute noch Stoff zu besorgen. Unterwegs blieben sie aber stecken. Zwei Stunden lang pilgerten sie dann erst zu Fuß und dann in einer kleinen Pferdekarre herum, bis sie endlich Hospet und die Benzinquelle erreichten. — — —

Die Landschaft zwischen Harrihar und Hampi ist durch das Auftauchen von Granitmassen charakterisiert. Hinter Harrihar eine erste Gruppe mehr wellige Formen bildend, aber nahe ihrem Ende bei Harpanahali (27 Meilen von Harrihar entfernt) große Hügel und in der Auflösung schon tüchtige Brocken bildend. Die zweite Gruppe beginnt jenseits einer Ebene von etwa 18 Meilen Ausdehnung in 21 Meilen Entfernung von Hospet. Diese Granitmasse nimmt gleich zu Anfang ansehnliche Formen an und steigt plastisch als Kette aus der Ebene auf. Hat man den Paß über die erste Kette erreicht, so entfaltet sich vor dem Auge des Beschauers ein herrliches Bild, nämlich das des granitumrandeten Kessels, an dessen Nordrand einstmals die in Felsenmassen gebettete Hauptstadt des Kaiserreiches Vijayanagar lag. Die pittoreske Landschaft am Horizont wirkt um so stärker, als der Wanderer gerade aus einer anmutigen Ebene kommt, die mit ihren vielen Borassuspalmen (die ersten, die ich in Indien traf) und Bosketts eine Schäferstimmung ausströmt, während der Granitkessel mit den gewaltigen Blöcken, aus denen seine Nordränder zusammengetürmt sind, zum Tummelplatz heroischer und

gewaltiger Geschehnisse und Ausgedehntheiten bestimmt erscheint.

Dies um so mehr, je näher der Wanderer dem Ziel der Fahrt kommt. Ist der Boden des Kessels, in dessen Mitte das geräuschvolle, aber weniger interessante Hospet liegt, durchquert, so beginnt der Brockenrand sich immer gewaltiger auszudehnen. Immer mächtiger werden die prachtvollen Kloben, bis sie zuletzt Dimensionen von 10 bis 15 m Höhe annehmen. Mein Auge staunte: ein zweites Süd-Rhodesien als Landschaft.

Die wilde Pracht ist aber in allen Teilen gebändigt. Die Wassergräben sind mit Steinfassungen versehen. Allenthalben ragen senkrechte Pfeiler, Trilithen, ja Stockwerkbauten gleich Kartenhäusern aus Steinplatten und -balken empor. Mehrere Spitzen der Hügel, die hier schon den Namen Berge verdienen, sind mit den guterhaltenen Ruinen von Tempeln gekrönt. Hier Gopuras noch erhaltener heiliger Bezirke, dort Steinhallen über Lingams oder das imposante Bild des löwenköpfigen Vishnu. Dann wieder lang sich hinziehende Steinwälle von glänzend gefügten, scharfkantig verzahnten meterbreiten und langen Felsblöcken, 5 bis 7 m hochragend.

Aber alles Ruinen, alles Vergangenheit. Es ist ein kümmerliches Leben, das die Menschheit inmitten dieses stolzen Monumentes des Todes führt. Um so ameisenhafter und verlorener anmutend, als die Natur mit üppigem Pflanzenwuchs in den tiefer gelegenen Teilen die herbe Größe des Abgestorbenen in der Höhe um so kräftiger betont erscheinen läßt.

Langsam durch die Zauberwelt dahingleitend, wurden meine Augen plötzlich von einem Bilde gefesselt, das mich in frohem Schrecken unwillkürlich den Atem anhalten ließ: Da zogen sich als breites Band über eine Kette bald niederer,

bald höherer Felsmassen, und zwar sie krönend und sich genau im Ab und Auf anschmiegend, Mauern hin, die genau denen der Simbabwekultur entsprachen. Die Übereinstimmung wirkte erschütternd überzeugend.

Noch eine Überraschung wurde uns heute als grazil geschnittener Schlußstein im Bogen der großen Eindrücke des Tages zuteil: die Natur des Bungalows von Kamalapur! Dieser ist nämlich in sehr geschickter Weise unter Verwendung eines alten Tempels erbaut. Alte „geschnittene“



Fig. 21. Höfische Spiele. Gaukler. Bild von einem Fries des Vittalatempels. Hampi. Bildhöhe 30 cm.

Steinfeiler, ein falsches Gewölbe als Decke, ein alter Steinplattenfußboden. Vor dem Bungalow ein paar mächtige Baumriesen.

Der Butler ein schielender „alter Mann“, freundlich; ein klein wenig zu hilfs- und einkaufsbereit.

Wir werden auf ihn aufpassen müssen. Ruth-Renata kam erst um $\frac{1}{29}$ von der Benzinbeschaffungsfahrt zurück. Wir plauderten noch, in Eindrücken schwelgend, zwei Stunden lang. Dann bezogen wir unsere auf der Veranda aufgebauten Betten.

Heute morgen sieht es bedenklich nach Regen aus.

Dienstag, 5. November, Kamalapur, nachts.

Das Wetter des Tages hat sich genau an die durch Himmel und Wolkenbildung vorgeschriebene Disposition gehalten. Es regnete in Strömen. Dieses und die zweite Tatsache, daß nämlich unser lieber Citrus außer seinem immer bedenklicher sich ergießenden Schnupfen auch noch weitere Leiden zu zeigen beginnt, gaben unserem Tagewerke die entscheidende Note.

Wir fuhren zunächst nach Nordwesten durch die Westbastionen der Verteidigung hindurch, am sehr zerstörten Krishnatempel vorbei und bis zum Kadalaikallu-Ganeschatempel. Von hier aus sandte ich den Wagen zurück nach Hospet, damit die hier auszuführende Reparatur vorgenommen werde. Wir stiegen mit einem alten „Führer“ zum Pampapatitempel herab und ließen uns zunächst im großen Hofe häuslich nieder. Aber bald bemerkten wir, daß wir hier nicht recht gern gesehene Gäste waren. Im Hofe war ein buntes Treiben. In dem Torgebäude wurde ein emsiger Kleinhandel betrieben. In den Seitenhallen hatten zahlreiche Pilgerfamilien ihr Lager aufgeschlagen, kleideten sich um, kochten ab und machten sich uns gegenüber nicht sehr angenehm bemerkbar. Betreten des



Fig. 22. Höfische Spiele. Gaukler. Bild von einem Friestrümmen. Vitalatempel. Hampi. Bildhöhe 25 cm.

engeren Tempelbezirkes ist im allgemeinen Moslim und Christen nicht gewährt, und da er ja heute auch nichts Wertvolleres mehr bieten soll als den Einblick durch das Tor, so ließ ich die geöffnete Hand eines Brahminen unberücksichtigt und beschränkte mich darauf, meiner Tochter bei Aufstellung des Apparates zur Aufnahme des schönen Einblickes behilflich zu sein. Zudringlich waren die Pilger, Priester und Händler hier nicht; um so peinlicher das Interesse der zahlreichen Affen an unserem Gepäck.

Es war hier ungemütlich, und so verließen wir den Pampapatitempel wieder, der der letzte ist, in dem heute noch ein regelmäßiger Kultus fließt. Beim Herausgehen fiel mir ein ausgezeichnetes Riemenornament auf, das als Band die beiden Hauptpfeiler zierte. Draußen wendeten wir uns

der Straße der alten Basare zu, dessen Budenrahmen heute noch stehen. Die beiden Götterwagen, die auf der Straße ruhen, sind in häßlicher Weise mit übergelegten Wellblechplanken vor allzu großer Schädigung durch Regenmengen geschützt. Einige isolierte Steinfeiler zeigten auf ihren vier Seiten sehr gute Bilder des Lingamdienstes.



Fig. 23. Höfische Spiele. Tänzerin.
Pfeilerbild im Vittalatempel. Hampi.
Bildhöhe 40 cm.

Der Himmel begann, den Nebel in immer sich verstärkendem Rieseln zur Erde zu senden. Wir kehrten zum Kadalaikallu-Ganescha-Tempel zurück und machten es uns bequem zur Arbeit. Ich begann einige der zahllosen Pfeilerbilder abzuzeichnen und hatte daneben noch das Vergnügen, meiner Tochter beim praktischen Studium der Zeichenkunst behilflich sein zu können.

Der Regen nahm immer deutlicher den Charakter der Dauerhaftigkeit an, und wir waren sehr zufrieden, als um 2 Uhr die „Zitrone“ den Berg herauf kam.

Mittwoch, 6. November, Kamalapur, spätabends.

Citrus' Zustand wird täglich bedenklicher. Der Selbstauslöser funktioniert gar nicht mehr.

Heute morgen am „Undergroundtempel“ vorbei zum Hazara Rama (oder Ramayandratempel) und zur Thronplattform. An dem zuerst gesehenen Tempel ist eine Versenkung unter die Erde das Wichtigste. Er und ein zweites

ähnliches Bauwerk sind in den Erdboden hineinversenkt, der zu diesem Behufe in gewaltigem Umfange ausgeschachtet ist. Man blickt so von oben auf die Gänge und Pfeilerhallen herab. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob diese Steinquadern- und Balkentektonik nicht etwa aus einer Art unterirdischer Architektur hervorgegangen sein könnte.

Der Hazara Rama ist ein herrliches Bauwerk. Er und die mächtige Thronplattform, auf der einst die prunkvollen Feste abgehalten wurden, zeigen die Höhe der Prunkkunst südindischer Kaiserherrlichkeit im 15. Jahrhundert. Die langen und hohen Umfassungswände sind mit reichen Schilderungen des Stoffes aus dem Ramayana geschmückt. Das Leben am kaiserlichen Hofe ist hier in monumentalen Bildern festgehalten. Der Kaiser auf dem Thron. Der Herrscher mit seinen Frauen im Wagen, Tänzer und Tänzerinnen, Reihen von Kriegern, Rossen, Elefanten, Spielleuten usw. Das alles zur Illustration der Ramalegende, deren große Gestalten die Wände schmücken.

Fraglos gehört der Haupttempel in der Mitte des Hazara Rama zum Besten, was die Skulptur dieser Glanzzeit hervorgebracht hat. Es läßt sich im allgemeinen nicht verkennen, daß die große Masse der Hampibauten ebenso klischeemäßige Manufaktur verraten, wie die Ruinen kleiner spätrömischer Provinzstädte. Zumeist ist es saubere, aber doch eben „Massenarbeit“. Im Hazara Rama ist es anders. Hier ist noch ein Streben nach Sorgfalt und individueller Ausführlichkeit bemerkbar. Besonders die Hauptsäulen in der Halle sind in großer Feinheit ausgeführt. Ihre Blöcke bestehen auch nicht aus dem spröden, zu flacher Arbeit verführenden bläulichen Granit, sondern aus grün-schwarzem Granitschiefer. Meine Tochter und ich arbeiteten den ganzen Tag in diesem Teile. Meine Frau unternahm eine Rekognoszierungsfahrt nach dem Nordosten und

zum Vittalatemplel. Sie kam von großer Begeisterung über das Gesehene erfüllt zurück.

Im übrigen abends wieder Regen. Jetzt nachts Regen.

Kamalapur, Donnerstag, 7. November, abends.

Heute morgen zunächst Untersuchung des alten Mauerwerkes im Nordostwinkel der Westbastion (auf halbem



Fig. 24. Darstellungen des höfischen Lebens. Pfeilerbild aus dem Vittalatemplel. Bildhöhe 60 cm.

Wege zum Pampapatitemplel). Schon am ersten Tage war mir die Ähnlichkeit in der Wallanlage mit der der Simbabwebauten aufgefallen; hier wie dort ein Band, das sich in Höhe und Tiefe, in Vortreiben und Rückschieben an die natürliche Lagerung der gewaltigen Felsblockmassen anschmiegt. Nun fand ich bei näherer Untersuchung nicht nur neben den 80- bis 100-cm-Bröcken die Kleinbricks des Simbabwetypus, sondern auch die Steinbrüche.

Genau wie in Rhodesien ist hier die natürliche Schalenbildung des Granits verwendet worden.

Die Schalen ergeben die natürlichen Platten, die nur in der Breite und Länge gespalten zu werden brauchen, um vorzügliche Bricks zu ergeben. Aber ich fand noch Besseres, nämlich nach Nordosten zu eine Stelle, an der das Wallband an einer Spalte bis auf den anstehenden Fels herabgeführt war. Und

hier ruhten die großen Blöcke der jüngeren Periode des 14. und 16. Jahrhunderts auf zwei Schichtlagen kleiner Steine vom Simbabwestil, ein guter Beweis dafür, daß das kleine Format einer alten Zeit angehört. An Mauern vom jüngeren Klobenstil fand ich nur solche in gerader Linie und mit scharfen Rechteckknickungen; an solchen vom Kleinbricktypus gerade verlaufende und im Kreise angelegte. Eine im Oval verlaufende Mauer sah ich nicht!

Als Felsbilder in Relief traf ich in den Blöcken bei den Steinbrüchen auf das Bild eines Vishnu und das eines Ganescha eingemeißelt. — Eine eigentümliche Einrichtung sind die Steingriffe im massiven Boden über Wasserrinnen. Ferner genau die Steinmühlen im anstehenden Felsen und die Mangalaspiele, hier Palangoli genannt, wie in Südostafrika.

Nachmittags dann im Vittalatempe. Höhepunkt der Prunksucht. Wenn irgendwo, so beweist hier die „Schnitzerei“ der Pfeiler, der Dachrinnen, des Götterwagens (mit sich drehenden Rädern) und der Treppeneinfassung, daß in Stein nachgebildet wurde, was vordem aus Holz bestand.

Heute ist richtig tropische Regenluft. Alles ist klebrig.



Fig. 25. Darstellungen des höfischen Lebens. Pfeilerbild aus dem Vittalatempe. Bildhöhe 62 cm.

Die Streichhölzer versagen, alles Eisenzeug rostet in der Tasche; das Papier ist feucht, die Kopierstiftspitzen biegen sich, der Schweiß verdunstet nicht.

Kamalapur, 8. November, Freitag.

Ein Tag ohne Regen! Morgens arbeiteten wir im Hazara Rama; nachmittags im Vittala.

Hier bei dem Vittalatemple ist ein hoher, schön geschnittener Torbogen aus drei sorgfältig geformten Steinbalken errichtet. Der liegende Balken hat auf seiner Unterseite drei Ösen, eine in der Mitte, zwei an den Enden neben den zwei Standpfeilern.

Wie ich aus dem Buche „Hampi Ruins“ von A. H. Longhurst lerne, diente dieser Galgen dem Könige dazu, sich wiegen zu lassen. Die Wage wurde in den Steinösen aufgehängt. In Vijayanagar herrschte wie in Südindien und auf Ceylon die Sitte, daß der König sich zuweilen bei Gelegenheiten wie Krönung, Mond- oder Sonneneklipsen, Neumond, Neujahr wiegen ließ und dann eine Goldmenge, die seinem Gewicht entsprach, unter die Brahmanen verteilte. Der König Achyuta Râya hat dieses Gewicht sogar in Perlen abmessen lassen.

Also dieser Tulapuruscha-dana genannten Zeremonie diente der Steingalgen am Vittala-Tempel. Das Werk Danasagara aus dem 11. Jahrhundert berichtet genau über die bei dieser Gelegenheit zu beobachtenden Vorschriften. Das Tulapuruscha-dana wurde nur bei Gelegenheit schicksalbedeutender Ereignisse aufgeführt, also an Tagen der Äquinoxien oder Solstitien, am Ende oder Beginn einer Yuga, dem Tage einer Mond- oder Sonnenklipse, am Sakranti oder Neumond. Der Platz, an dem der Ritus vollzogen wurde, mußte ein heiliger Ort sein, wie ein Wallfahrtsort,

ein Tempel, ein Garten, ein Haus, ein Wald, oder mußte in der Nachbarschaft eines Flußufers gelegen sein. Die Bilder von Brahma, Shiwa und Achyuta (Vishnu) mußten verehrt, die goldene Figur, Vasudeva darstellend, auf die Mitte des Balkens gestellt werden. Vier mit den vier Vedas vertraute Brahmanen mußten in den vier Himmelsrichtungen (Norden, Süden, Osten, Westen) Aufstellung nehmen. So wurde das „homa“ zur Versöhnung der Herren der acht Himmelsrichtungen, der Lokapalas, errichtet. Der Donator mußte all seinen Schmuck, sein Schwert und seine Waffen anlegen und mußte in der Wagschale niedersitzen, den Blick friedvoll auf das Bild Vasudevas gerichtet. Nach dem Wiegen wurden die Goldmünzen unter die Brahmanen verteilt.

Von diesem Gelde nun heißt es, daß ein weiser Mann es nicht lange in seinem Hause bewahre. Für die Ahnen der Spender aber bedeute es nicht weniger als für zehn Generationen in Vergangenheit und Gegenwart Erlösung.

Der Brauch der Tulapurusha-dana-Zeremonie ist noch nicht vollkommen verloschen. Noch vor wenigen Jahren hat der Maharadscha von Travancore sie ausgeübt. So lebt also dieser alte Brauch noch in einigen Teilen Indiens, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Brahmanen alles tun, um ihn nicht verschwinden zu lassen. —

Bis dato war mir die Tulapurusha-dana-Zeremonie unbekannt gewesen. Der Galgen, an dem die Wage des Königs aufgehängt wird, erinnert sehr an die entsprechenden Galgen, an denen in Afrika am König der rituelle Königsmord vollzogen wurde. Die Aufstellung der Brahmanen nach den vier Himmelsrichtungen erinnert daran, daß es in Afrika die Fürstenpriester der Himmelsrichtungen sind, die das Schicksalsurteil vollführen. Die starke Betonung der Eklipsen, Solstitien, der Finsternisse und vor allem des Mondstandes

gemahnen daran, da die afrikanischen Reste dieser Sitte die Mondnatur des Gottkönigs und die Identität seines Schicksals mit dem Hauptgestirn des Nachthimmels deutlich hervortreten lassen.

Und so wird dieser Tulapuruscha-dana-Galgen zum Symbol des rituellen Königsmordes, der in den Dravidaländern und auf Ceylon ja erst im Mittelalter ausstarb. —

Der Abend zeigte eine herrliche, lichtstarke Natur. Alle Wolken sind verschwunden. Und jetzt wölbt sich über mir ein sternenreicher Nachthimmel.

Kamalapur, Sonnabend, 9. November.

Die Dichtung des Kühlers ist gestern nun endlich gelungen, und wenn nun auch der Selbstauslöser noch nicht so recht wieder arbeiten will, so ist Citrus doch wieder wirkungsfähig, und wir zogen um 8 Uhr zum Filmen aus. Unser erster Weg führte uns zum Flusse und zu der Fahrstelle in Nordnordost. Der Tungabhadra zieht hier durch eine Landschaft, in der die Granitblöcke streu- und barrikadenweise gereiht und geschichtet sind. Die gewaltigen Bastionen aus mächtiger Zyklopiensetzung ragen auf dem anderen Ufer zwischen üppigem Grün empor. In einem Felsturm ist eine Hanumanfigur eingraviert. Der Verkehr über den Fluß wird in runden, mit Rinderfellen überzogenen Korbschalen von etwa 2½ m Durchmesser ausgeführt. Wer denkt bei diesem Anblick nicht an die gleichen Euphrat-Tigris-Boote (Guffas), die schon in alter Zeit verwendet und abgebildet wurden.

Um 9 Uhr fuhren wir dann zum Vittalatempel, den wir ebenfalls kinematographisch aufnahmen, um uns dann in Einzelstudien zu vertiefen.

Am Nachmittag brachen wir zum Kadalaikallu-Ganeschatempel auf und stiegen zu den ihn überragenden Felsmauern

empor. Meine Tochter machte hier einen Rundfilm. Danach umschritten wir die Höhe, und es wurde eine gleiche Rund-
sicht nach Nordwesten zu, über den Fluß und den Pampa-
patitempel hin aufgenommen. Bei dieser Gelegenheit
fanden wir eine große Anzahl kleiner Lingamopferschalen,
die in den anstehenden Stein eingeschnitten waren und in
ihrer länglich rechteckigen Einschalung eine bis fünf erhabene
Halbkugeln trugen. Sie alle waren so angelegt, daß die
Flüssigkeit aus der Schale in zentrale ständige Wasser-
rinnen im Granitgefels fließen mußte.

Hernach unternahmen meine Damen eine Vorunter-
suchungsfahrt zum Malayanta-Ragunata-Tempel, von dem
sie abends begeistert heimkehrten. Ich selbst zeichnete im
Buch bei der Thronplattform ein Bild von einem unvoll-
endeten Block, das einen Wagen mit Königsfamilie darstellte.
Es kam einer der Tempelwächter vorbei und fragte mich, ob
ich Murti (Götterbilder) sammle. Ich bejahte dies und sagte,
daß ich mehrfach in den Metallbasaren kleine Figuren er-
worben hätte. Hierauf führte er mich zur Thronplattform.
Hier war eine große Platte der Verschalung herunter-
gerissen, auf der Tänzerinnen dargestellt waren. Er meinte,
ich solle sie zerschlagen lassen und die einzelnen Figuren
mitnehmen. Ich verwies ihn und erklärte ihm, was Bar-
barei ist. Der Mann war nur wenig betroffen und trottete
von dannen.

Francis wurde heute von einem Tempelmanne fest-
gehalten, weil er einen heiligen Platz mit Sandalen an den
Füßen überschritten hatte. Ich ging hin, um ihn zu erlösen.
Der Priester verlangte eine Rupie und acht Annas und be-
gründete diesen Anspruch damit, daß Francis an beiden
Füßen Sandalen getragen hätte. Ich erklärte, als Strafe seien
für jeden Fuß nur sieben Annas zu zahlen, weil er nur
14 Schritte gemacht hätte, und zahlte 14 Annas, worauf

der Priester erstaunt über die neue Rechenweise stehenblieb und mir nachstarrte. Er stierte immer noch, als ich 400 Schritte vom Platze entfernt zurückschaute.

Dies war ein angenehm regenloser Tag.

Kamalapur, Sonntag, 10. November.

Früh wieder zum Kinematographieren aufgebrochen. Wir begannen mit der Narasimhastatue (der große löwenköpfige Vishnu im Nordnordwesten). Leider versagte die Feder des Aufnahmeapparates. Neben dieser Figur steht eine klare Cella, deren Boden ein Wasserbecken ist. Aus dem Wasserspiegel ragt ein gewaltiger Lingam empor. Das Wasser ist durch einen Kanal mit dem Außenbecken verbunden. — Die Beziehung zu fließendem Wasser ist innerste Bedingtheit für den Lingamdienst. Ich sah nachher noch einen weiteren imposanten Beleg.

Wir fahren nämlich nun zum Malayanta-Ragunata-Tempel, der im Nordosten auf einem schönen Granitbrockenhügel thront. Am Fuße ein sehr guter alter Götterwagen, den der Besitzer mir eigentlich auf Abbruch verkaufen wollte. Der Mann war aber nicht zur Stelle.

Dieser Tempel, der heute ganz der Erinnerung an die Gestalten des Ramayana-Epos gewidmet ist, weist zwei bedeutsame Sonderheiten auf. Die erste beruht in der Außenmauer. An Mauerbildung beobachtete ich an den Hampiruinien drei Typen.

1. Aus kleinen geschlachteten Steinen, die aus den Schalenabsprungkappen des Granits geschlagen sind. Simbabwetypus. Scheint mir der älteste zu sein. Höhe 11 bis 14 cm.

2. Große Brocken abgesprengt. 80 bis 100 cm. Oft noch die Sprengkante zeigend. Ist hier und in den Ruinen von

Woti (oder Wati) bei Harpanahali, 45 Meilen vor Hospet, zum Bau der großen Befestigungswerke verwendet.

3. Gesprengte und zugeschnittene Steinbrocken von 25 bis 30 cm Höhe und 200 bis 230 cm Länge, wurden in prächtiger und sauberer Arbeit hier und am Ramayana-tempel angewendet.

Die Umfassungsmauer des Vishnulöwen weist noch größere Blöcke von 45 bis 50 cm Höhe auf. Zuweilen sind kleine Abschnitte dazwischengeschoben.

Eine Mauer letzterer Art macht natürlich einen imposanten Eindruck, zumal wenn sie so freie und ungestörte Wandflächen bietet wie hier im Malayanta-Ragunata-Tempel. Das Merkwürdige dieser Umwallung beruht nun aber darin, daß über der Mauer in großen, unregelmäßigen Abständen allerhand Tierbilder in Flachrelief dargestellt sind, zumeist Fische, dann Fischungeheuer, Schlangen, Sonne und Kaninchen. Ein einziges Mal ein Mensch, und zwar auf einer Elefantenjagd. So gewinnt der Beschauer den Eindruck, daß diese mit See- und Wassertieren geschmückte Umgürtung einen Strom darstellen soll und wenigstens der Bauidee nach starke symbolische Bedeutung hatte.

Die zweite Merkwürdigkeit und die Unterhaltung, die ich über diese und ihre Bedeutung mit einigen Priestern des Tempeldienstes und auch einigen Bauern der Umgebung hatte, bestärkten mich in diesem Gedanken. Auf der Rückseite des Tempelbezirkes und außerhalb der Tempelmauern nach Westen steigt die anstehende Granitmasse noch ein wenig empor, und dieser hohe Punkt gewährt eine prachtvolle Umschau über die Felsbrockenlandschaft. In diese Granitkuppe nun hat die Natur einen grabenartigen, tiefen Einschnitt gezogen, der nach jedem Regen voll Wasser rinnt. Diese Stelle ist als langrechteckiger Raum leicht eingewallt. Rechts und links ist nun die Felsböschung, über

die das Regenwasser in die Rinne läuft, kunstvoll ausgehauen, und zwar nach beiden Seiten in gleicher Weise. Weiter oben eine lange Reihe mit einer Halbkugel versehene Lingamschalen. Das niederkommende Regenwasser rinnt aus diesen Schalen immer zwischen zwei eingemeißelte Nandifiguren in die Naturrinne. Auf der einen Seite sind es 20 Lingamschalen und entsprechend 21 Nandibilder, auf der anderen weniger.

Also wiederum Lingam und fließendes Wasser! — Als ich nun die Priester des Tempels nach dem Sinn dieser Skulpturen fragte, leugneten sie, daß es sich um Lingam und Nandi handle, und erklärten die Rinderbilder als Darstellungen heiliger Kühe. Ganz anders äußerten sich einige Bauern, die gerade vorüberkamen. Sie wiesen mein Augenmerk darauf, daß das in der Mitte des umwallten Tempelbezirkes stehende Gebäude einen mächtigen Felsblock umschloß, dessen Spitze hoch über das Gebäudedach hinwegragte und mit einem zierlichen spitzdachigen Kapellchen geschmückt sei. Die Leute erklärten, der Tempel sei ursprünglich dem Lingam geweiht gewesen. Denn dieser natürliche Felskegel sei ein Lingam. Die heutigen Priester wollten das aber nicht mehr gelten lassen und hätten die Anlage dem Ramakultus zugeführt.

Was hieran wahr ist, ist für mich schwer zu sagen. Jedenfalls hatten die Priester kein ganz reines Gewissen, als sie den Bildern auf der Felskuppe den Lingam-Nandi-Dienst absprachen. Wenn die Bauern nun recht haben, dann läßt die Darstellung der Wassertiere auf den Umzinglungsmauern allerdings den Schluß zu, daß die Tempeleinfassung als Symbol eines Stromes gedacht ist. Denn um den Lingam soll ja das fließende Wasser strömen.

Nachdem wir eine gute Reihe von Stunden gearbeitet und unser Frühstück, allerdings nicht mit absolutem Erfolg,



Büßer aus den Nilgeribergen in den Straßen
von Mysore.

Tafel 12



Almosenheischende Vishnuverehrer mit der Muscheltrompete
in den Straßen von Mysore.

gegen die Findigkeit der neugierigen und diebischen Affen verteidigt hatten, kehrten wir zum Lager zurück. Unterwegs stellte sich heraus, daß die Feder des Kinoaufnahmeparas wieder arbeitete, und Ruth-Renata machte sich auf den Weg, um noch einige fehlende Aufnahmen zu machen.

Danach ging es an emsiges Packen.

Nachher aber blätterte ich noch einmal die Kartons durch, um die Zeichnungen der Skulpturen, die mich am meisten interessiert hatten, zu ordnen. Dies gab noch einmal dem geistigen Auge die Veranlassung, die in Stein geschnittenen Bilder zu einer traumhaften Wirklichkeit zu erwecken. Da rollte denn auf prächtigem Wagen der prunkhafte Herrscher einher, neben ihm die reichgeschmückten Gattinnen. Da trippelten die Tänzerinnen herbei, da traten die Fechter an. Die Akrobaten vollführten ihre Sprünge. Reiter auf Elefanten, Rossen, Kamelen zogen vor dem Herrscher vorüber. Schön gekleidete Frauen trugen Speisen und Getränke. Trommler, Bläser, Tamburinisten begleiteten das Schauspiel. Die Herrlichkeit des untergegangenen Vijayanagar stieg aus diesen Pfeiler- und Wandbildern in plastischer Wahrheit lebendig empor.

Kapitel 5.

Ein Staat von heute.

(Von Bangalore bis Mysore.)

Wege im Staate Mysore — „Unser Großvater“ — Wieder ein Hotel — Die Handelshauptstadt — Das Ministerium — Kapitel: Garagen — Im Basar — Der Nachtwächter — Die „lange Leitung“ der Dravida — In der Residenzstadt — Der Residenzton im Bungalow — Prof. Dr. D. M. Krishna Iyanagar — Elend der Kinderheirat. — Die heilige Stadt.

Chitaldrug, Montag, 11. November.

Der Abschied von unserem schönen Kamalapurlager machte mich um eine Erfahrung reicher. Bei der Abrechnung mit dem einäugigen Butler zeigte sich eine erstaunliche Teuerung in Hühnern und Eiern, die den gewöhnlichen Einkaufspreis um 25 v. H. überstieg. Hierdurch zur Sorgfalt vermahnt, widmete ich mich der Packerei mit besonderer Aufmerksamkeit. Das Fehlen eines silbernen Löffels besonders charakteristischer Form wurde festgestellt. Er wurde auf meine Reklamation hin auf den Tisch des Hauses so gelegt, daß wir ihn sahen. Einige Stunden später war er schon wieder verschwunden. Der Butler wurde zum zweiten Male nach ihm gefragt. Er zog ihn mit unschuldiger Miene an anderer Stelle unter den Büchern des Rasthauses hervor und überreichte ihn mir. Ich packte ihn, noch immer nicht weise, kopfschüttelnd ein. Als wir ihn in Harrihar herausnehmen wollten, stellte sich heraus, daß der raffinierte Schurke mich doch betrogen und mir statt des silbernen einen Löffel aus minderwertigem Material gegeben hatte. In Hospet stellten wir nachher fest, daß er uns auch für das von ihm beschaffte Benzin mehr berechnet hatte, als es ihn

selbst gekostet hatte. — Mein Eindruck von diesen dunkelhäutigen Rasthausverwaltern wird immer schlechter.

Auf bekannter Straße kamen wir bis Harrihar (Meile 137 von Bangalore). Die dann folgende Straße war sehr schlecht. Um so herrlicher die Landschaft, die wir durchschnitten. Etwa 13 Meilen hinter Harrihar beginnt die Häufigkeit des sonst seltenen Palmweinbaumes zuzunehmen und auf einer Strecke von etwa 10 Meilen bis zu waldartiger Verdichtung anzuschwellen. Am Wege fielen mir mehrfach kleine Tempelchen auf, die auf drei Seiten von schweren Steinaufwurfmassen umgeben waren. Etwa 48 Meilen von Harrihar entfernt wölbte das bis dahin flache Gelände sich wieder zu Granitkugeln auf. Eine Hügellandschaft entfaltete sich, in deren Mitte Chitaldrug eingebettet lag.

Der bis dahin sehr schlechte Weg besserte sich etwas*).

In Chitaldrug war großer Markttag. Hunderte von Ochsenkarren und Tausende von Baumwolle und Korn verkaufenden Bauern. — Das Bungalow ist gleichzeitig eine Polizeistation, und die Polizisten stehen uns blöde anstarrend herum. Es scheint sehr sauber und ordentlich. Morgen also Weg dann recht gut.

Bangalore, Dienstag, 12. November.

Von Harrihar bis Chitaldrug war der Weg sehr schlecht, anfangs so, daß der Westindische Motorklub ihn als gefährlich bezeichnet hatte. Immerhin besserte er sich auf seinem letzten Teil, und hinter Chitaldrug steigerte sich die Güte mehr und mehr. Von 65 Meilen an bis Bangalore ist der Weg recht gut.

Die Umgebung Chitaldrugs macht den Eindruck ungemein

*) Im Staate des Rajahs von Mysore fanden wir nur den die Hauptstadt (also Mysore) mit der Regierungsstadt (Bangalore) verbindenden, also vom Rajah selbst benutzten, Weg gut, alle anderen sehr vernachlässigt.

alter Kultur. Die Hügel, alte Wälle, Steintrümmer, Scherben strömen den Geruch seniler Vergangenheit aus und erwecken in dem Beschauer den Wunsch nach archäologischen Untersuchungen. Leider ist ja aber mein Aufgabenbereich bei scharf begrenzter Zeit so umfangreich, daß ich mich beschränken muß.

Die erste Hälfte des Weges von Chitaldrug bis Bangalore ist von hohem landschaftlichen Reiz. Die Gegend zeigt eine charakteristische Unterschiedlichkeit. Ihre Bilder werden mit seltener Klarheit durch die geologische Bodenbeschaffenheit bestimmt. Die Basis ist hier weit ausgedehnt augenscheinlich Granit. Über dieser Grundlage muß eine Decke von rotem Laterit schätzungsweise 20 bis 40 m gelegen haben. Die Regenmassen haben in diese Lateritdecke Rinnen, Gräben, Täler geschnitten; die scharfen Kanten sind aber längst abgerundet, und so ragen die Lateritmassen als rote langgewellte Hügel über dem Granitniveau empor. Auf diesem Granitniveau gleiten die Wasser in weit geschwungenen Linien dahin. Sie führen natürlich weißen Sand. In diesen verschlungenen, flachen Tälern sproßt eine üppige Vegetation. Besonders die Palmweinpalm hat sich in Tausenden von Gruppen bis zur Waldbildung ausgebreitet; einige Palmen sind auch noch einige Meter an den Wänden der roten Hügel emporgestiegen. Diese selbst aber sind unfruchtbar. Nur vereinzelte und dazu verkrümmte Exemplare sind auf den Höhen zu sehen. Den Höhepunkt der Schönheit erreicht die Landschaft hinter Sira, 74 Meilen von Bangalore entfernt.

Das Land in dem breiten Tale ist fruchtbar. Überall im Palm- und Baumbestand ausgeschnittene Flächen, die in kleine Kassetten gegliedert sind. Diese Kassetten sind durch niedere Dämmchen von 40 bis 60 cm Höhe gebildet und in der jetzigen Jahreszeit von üppigstem Grün aus-

gefüllt. Junge Reispflanzen. Vielfach leuchtet noch das Wasser durch das frische Grün. Dies Bild erinnert an den Kassettenanbau in den Oasen der Sahara. Wir haben aus dem marokkanischen Figuig Bilder, die hier aufgenommen sein könnten.

Die menschliche Architektur ist in diesem Lande ebenfalls durch die geologischen Charakterzüge bestimmt. Das bäuerliche Landhaus ist auch hier eine Satteldachhütte mit Palmblattdach und Giebeltür. Die Wände vielfach mit Lehm verschmierte Matten, zuweilen auch aus Luftziegeln. Das festere Haus ist aber sowohl aus Luftziegeln (die aus feuchterem Laterit geschnitten sind) wie aus gespaltenen Granitsteinen aufgeführt, so daß also beide Elemente der geologischen Beschaffenheit in gleicher Weise genutzt werden. Da außerdem noch die zermahlene Masse der Termitenhügel Verwendung findet, so finden wir hier also, soweit die Materien der Geologie in Betracht kommen, genau die gleichen Baustoffe wie in Südafrika. Hingegen fehlt in Südafrika heute, wenigstens auf dem Plateau, das Palmblattmaterial so gut wie ganz und ist dort durch Sorghumstroh und Gras ersetzt.

Auffallend ist aber außerdem die Geschicklichkeit in der Ausnutzung gespaltenen Granitplatten zu stehenden Steinwänden. Durchlochte Platten tragen Querstangen als Tore. Einfache Trilithe dienen dem Abstellen der Lasten. Gleich Kartenhäusern zusammengefügt bilden sie Kästen, in denen die Götterbilder stehen. Letzteres genau wie in Ife. Letzte Dolmen! Vielerorts die kleinen Tempel mit (Adaytam) Cella und Pfeilervorraum. Diese Bauten sind von außen oft mit Steinmassen eingehüllt. Sie dienen aber nicht nur dem Kultus, sondern stellen auch häufig Wohnungen dar.

Bei Tumkur sah ich Telegraphenstangen aus gespaltenen Granitplatten von 4 bis 5 m Höhe. Ganz wie

zwischen Palanza und Intra am Lago Maggiore. In dieser Stadt spielt überhaupt die gespaltene Granitplatte in jeder Art der Verwendung eine große Rolle.

Die letzte Strecke des Weges nach Bangalore weist nicht mehr die gleichen landschaftlichen Schönheiten auf. Um 2 Uhr fahren wir in den unendlich ausgedehnten Rayon der Gartenstadt Bangalore ein.

Bangalore, Dienstag, 12. November 1929.

Der Staat Mysore weist die gleiche Zweiheit der Mittelpunktbildung (kulturelle Bizentralität) auf wie die Schweiz mit Bern und Zürich, Spanien mit Madrid und Barcelona, die afrikanische Union mit Pretoria und Johannesburg, Sachsen mit Dresden und Leipzig usw. Eine nach vornehmerem Stil trachtende Residenz, das ist die Stadt Mysore selbst, und ein Mittelpunkt des geschäftlichen Treibens, das ist Bangalore. Und doch trägt Bangalore nicht etwa den Charakter eines europäischen Mailand, Hamburg, London. Das wesentliche Moment der Zusammenpressung großer Menschenmengen auf kleinem Raum fehlt.

Bangalore ist eine Gartenstadt. Fast alle Gebäude liegen in schmuckreichen Gärten unter Bäumen inmitten grüner Flächen. Breite Straßen trennen die Wohnungs- und Geschäftsanlagen, und die einzelnen Viertel sind wieder durch weite Rasenflächen voneinander geschieden. Demgemäß nimmt Bangalore mit seinen gegen 200 000 Einwohnern einen gewaltigen Raum ein.

Wir waren uns über die Wahl unserer Unterkunft nicht klar gewesen. Hotel oder Bungalow? Unser Driver Francis hatte seine Familie in Bangalore. Wir hatten ihn deshalb zu Rate gezogen. Francis hatte erklärt, es gäbe in einem Vorort einen guten Bungalow; sein Großvater, ein pensionierter Beamter, könne den Platz belegen. Von Harrihar war an den

Großvater depeschiert worden. Unser erstes Streben nach der Ankunft an der Grenze der Stadt war, die Hauptpost zu erreichen und die Briefe einzufangen, unser zweites, den Großvater zu finden.

Francis, ein Bursche von 20 Jahren, hatte Bangalore vor sieben Jahren verlassen. Und sicherlich war er als Bursche von 13 Jahren nicht allzu häufig an die Peripherie der Stadt gekommen. Da nun außerdem der Ortssinn die schwächste seiner Veranlagungen war, so begannen wir unseren Einzug mit einem vielseitigen Herumfragen und Kreuz- und Querfahren. Nach einer halben Stunde war aber das Hauptpostamt gefunden und dann auch bald eine umfangreiche „Post“ aus Europa und Afrika eingesammelt. Dann begann die Suche nach „unserem Großvater“. Unser Großvater war umgezogen. Der Citrus wand sich also mühsam in Schlangenumwindungen durch die engen Gassen der Frazer Vorstadt. Zuletzt fingen wir einen Burschen von Francis' Kaste ein, der uns bald vor eine lange Lehmmauer brachte, die mehrere Kantenlücken aufwies, über die sich alsbald allerhand Burschen und Frauen lehnten, voll Verwunderung die bizarre Gestalt des bepackten Citrus anstauend, bei der Nachricht von Francis' Eintreffen aber in hellichten Jubel ausbrachen. Hier sah ich zum ersten Male die ungeheure Konzentrationskraft der indischen „Kaste“ und Familie. Francis eilte in das Gehöft. Nach fünf Minuten kehrte er mit einem ehrwürdigen Greise, „unserem Großvater“, zurück.

Mit dem Bungalow war es nichts. Also fuhren wir bei dem Westendhotel, das inmitten des vornehmsten Geschäftsstadtteiles liegt, vor. Natürlich inmitten eines Parkes gelegen. Sehr vornehmer Empfang. Durchaus nicht aufdringlich, aber emsig. Sofort fiel mir ein Plakat auf, das in allen Gängen hing und auf dem die Besucher gebeten wurden, alle Bettelei und jedes „Herumhängen“ der Burschen an den

Türen sogleich in der Office zu melden; die Leute bekämen sämtlich, wie aus einer in der Office ausliegenden Gehaltsliste zu ersehen sei, so auskömmlichen Lohn, daß für sie keinerlei Recht bestehe, die Reisenden durch Bettelei zu belästigen. Welcher Unterschied gegenüber dem „vornehmen“ Tadj Mahal in Bombay, in dessen Kasernengängen eine Bettelei an der Tagesordnung ist, wie ich es schlimmer nicht vor Shepherds Hotel in Kairo erlebt habe.

Noch am Nachmittag suchten wir ein photographisches Atelier auf, um 20 Dutzend Filmpacks zur Entwicklung zu geben, und eine Garage, die mit der Reparatur des kranken Citrus gleich morgen früh beginnen will.

Abends delectierten wir uns an den ausgezeichneten, sauber servierten Speisen inmitten eines strahlend beleuchteten Saales. — Als Unterbrechung des Bungalowlebens nicht so übel.

Bangalore, Mittwoch, 13. November.

Nachts hat es geregnet.

Citrus ist im Sanatorium. Ein kleiner Wagen, den wir zum Ersatz bekamen, mutet uns sehr drollig an. Aber das Empfinden, daß der Wagen immer wunschgemäß anging und nicht jedesmal erst wieder mühsam durch Schieben zur Bewegung überredet werden mußte, ist wohltuend. Der Dewan des Ministeriums ist heute verreist. „Vielleicht“ kann ich meinen Besuch bei der Regierung morgen machen. — Morgens im Basar der Stadt, nachmittags in dem der alten „City“ zum Sammeln von Murti. Zunächst kümmerliche Ausbeute. Wenigstens was wertvolle Stücke anbelangt. — Nachmittags konnten wir beim Photographen Einblick in die Arbeitsergebnisse meiner Tochter nehmen. Der größte Teil ist sehr gut, einiges vorzüglich. Aber einiges zeigt auch, daß es für einen im Mittelmeer und in Schottland zum Photo-

graphieren Ausgebildeten nicht so ganz leicht ist, die tropischen, durch wasserschwere Luft charakterisierten Lichtverhältnisse richtig einzuschätzen.

Bangalore, Donnerstag, 14. November.

Morgens hatten wir häßlichen Regen zu vermerken, nachmittags Sonne. Heute abend empfinden wir die Kühle unangenehm.

Die Hauptarbeit des Tages war die Auffindung der Dienststelle, die mit den Angelegenheiten unserer Arbeit vertraut war. Der deutsche Generalkonsul in Kalkutta hatte sich mit der indischen Regierung in dieser Sache ins Einvernehmen gesetzt, und diese hatte geantwortet, daß der Mysorestaat mir in jeder Weise behilflich sein werde. Heute nun galt es ausfindig zu machen, welches Amt ich zur Besprechung der Sache in Anspruch zu nehmen habe. Mir war geraten worden, mich direkt an den Durbar Mr. Mirza M. Ismael zu wenden. Zu diesem fuhr ich zunächst. Der Durbar selbst war verreist; sein Privatsekretär verwies mich an den Chief Secretary, den ich — so stellte er nach eigener telephonischer Anfrage fest — um 11 Uhr im Public Office antreffen würde.

Um 11 Uhr fuhr ich zu dessen großem Dienstgebäude, das von „Kavassen“ wimmelte. Alle hatten saubere weiße Kleidung mit roten Bandschärpen um. Bei vielen waren deren spannbreite Bänder mit Gold verbrämt; einige trugen prunkvolle Metallplatten auf der Brust. Es war eine sehr würdevolle Gesellschaft, die sicherlich mehr einer geschmackvollen Staffage als der Befriedigung eines wirklichen Bedürfnisses dient. Denn vor der Tür eines jeden Ministers, Staatssekretärs, Ratsmitgliedes sitzen und plaudern ihrer zum mindesten vier. Einer dieser Leute erwirkte die Herbeikunft eines höheren Beamten, der — wie an-

scheinend alle diese Herren — durch eine feine graue Jacke und einen sehr zierlichen weißen Turban ausgezeichnet war. Dieser Herr bat mich, im Warteraum Platz zu nehmen.

Ein Kavasse brachte mich in einen mit schweren orientalen Polstermöbeln besetzten Abschnitt des Treppenhauses, der nach der Stiege zu durch einen Vorhang abgeteilt war. Sowie ich mich niedergelassen hatte, nahm der Kavasse in untertäniger Stellung vor mir die Positur des Beharrens ein. Erst bemerkte ich das nicht, sondern begann, mich in die soeben angekommene afrikanische Korrespondenz zu vertiefen. Der Mann blieb aber stehen, so daß mir das nach einiger Zeit auffallen mußte und ich ihn fragte, ob noch irgend etwas zu erledigen sei. Die in aller kümmerlichstem Englisch vorgetragene Erklärung besagte, daß er ein Präsent erwarte. Ich mußte lachen und fragte, für welchen Dienst er denn ein Präsent zu beanspruchen habe. Auf weitere Erklärungen ließ er sich nicht ein, sondern reklamierte eben „sein“ Präsent. Mich amüsierte der Fall, und ich fragte, wieviel er denn von mir verlange. „Eine Rupie“, war die Antwort. Ich erklärte, daß ich ihm dies geben wolle, sobald ich die von mir erwünschte Rücksprache gehabt hätte. Er bestand darauf, daß ich ihm gleich sein Präsent geben solle. Er erklärte dies zwar mit großer Bescheidenheit, aber doch immerhin sehr bestimmt. So gab ich ihm denn vier Annas als „Vorschuß“. Erst blieb er mit allen Zeichen gekränkter Würde stehen, dann aber trollte er, offenbar auch über diesen kleinen Tribut zufrieden, von dannen.

Nach anderthalbstündigem Warten glaubte ich das Recht zu haben, mich um eine Beschleunigung bemühen zu dürfen, und verließ meinen Warteraum. Beim Umherstreifen entdeckte ich eine Inquirystelle und fand einen jungen freundlichen Herrn, der auf meine entsprechende Frage erklärte, der Herr Chief Secretary sei heute noch nicht in das Dienst-

gebäude gekommen. Vielleicht spräche ich aber einmal beim Herrn General Secretary vor. Das tat ich. Der Herr General Secretary wußte aber von nichts, und da es fast ein Uhr geworden war, so verließ ich den Palast, der keinerlei Unterschied gegenüber anderen Hochburgen der Bürokratie aufwies.

Wir frühstückten im Hotel. Es kam ein Bote mit einem Briefe von Mr. Ranga Rao, B. A., B. L. Chief Secretary to Government, in dem dieser der Verzögerung halber um Entschuldigung bat und sich mir für heute nachmittag oder morgen früh zur Verfügung stellte. Da mir an einer Beschleunigung sehr viel lag, so suchte ich den Herrn Chef-Sekretär noch heute nachmittag auf und lernte ihn als einen sehr gewiegten und klugen Beamten kennen. Er sagte mir eine Unterkunft im Bungalow von Mysore zu und versprach, mich mit mehreren Gelehrten des Landes zusammenzubringen, gab mir auch sogleich ein Einführungsschreiben für den Seniorarchäologen Bangalores mit. Danach forderte er mich auf, dem Durbar meine Referenz zu machen. Ich lernte in diesem einen guten Kopf kennen und erhielt hier eine Karte zur Besichtigung des Schlosses in Bangalore. Beim Abschied bat mich Mr. Ranga Rao, am Sonnabend mit meinen Damen zum Tee in den Centuryklub zu kommen, was ich versprach. Gelegentlich dieser Unterhaltung hörte ich, daß in der Zeit meines Aufenthaltes in Mysore der Vizekönig dorthin zu Besuch komme und dieses Veranlassung zu großen Festen geben würde. Wir kommen also fraglos als Störung. Aber wie soll ich nun das Programm ändern, da wir all unser Gepäck, Auffrischung des Photomaterials, Zeichenpapier usw. nach Mysore beordert haben? —

Zwei Peinlichkeiten habe ich heute erfahren müssen. Einmal, daß die Garage uns den Citrus zurückgab, ohne die Batterie zu füllen (also funktioniert der Selbstauslöser immer

noch nicht), und zum andern, daß meine Bombayer Bank mich hier in Bangalore nicht akkreditiert hat. Beides bedeutet verlängerten Aufenthalt in Bangalore.

Bangalore, Freitag, 15. November.

Da morgen „Weekend“ ist, so setzte und gab ich heute schon meine Kabeltelegramme nach Afrika, Europa und der Schweiz auf. Das Zurechtstutzen auf kürzeste und doch nicht mißzuverstehende Formulierungen nahm gut eine Stunde in Anspruch.

Citrus kam wieder in die Garage. Nun war aber kein verleihbarer Zweithandwagen im Geschäft frei, und es mußte nach einem anderen aus fremdem Besitz Umschau gehalten werden. Einer der jüngeren englischen Mechaniker wußte schnell Rat. Er kannte eine „alte Dame“, die ihren Wagen leicht entbehren und ihn mir für 10 Rupies heute leihen könnte. Als ich eine Stunde später zurückkehrte, fand ich den jungen Herrn an einem alten Kasten herumhantieren, der ein Sinnbild schauerlichster Verwahrlosung darstellte. Den Lichtern wurden just Birnen eingesetzt, denn „die alte Dame“ fuhr nie abends aus. Das Glas im Rückfenster fehlte. Die Zeltdecke wies große Riegelrisse auf usw. Der junge Herr mußte wohl mein bedenkliches Gesicht bemerken, denn er versicherte immer wieder, es sei ein ausgezeichnete Wagen. Nachdem nun alles sehr kümmerlich zusammengeflickt war, wollte ich in dem eigenartigen Möbel abfahren; da verlangte der junge Herr, daß ich statt Francis den Driver „der alten Dame“ mitnähme. Ich war erstaunt. Er meinte, der Wagen habe doch manchmal seine Mucken. Ich stutzte. Der junge Herr beruhigte mich aber wieder mit der Versicherung, daß der Wagen ausgezeichnet sei. Also lehnte ich den fremden Fahrer ab. Der hierüber etwas verstimmte junge Herr ließ hierauf eine Liste der Tools (Werkzeuge) im

Kasten machen — ein deutliches Zeichen des Mißtrauens. Dann fuhren wir ab.

Schon sehr bald stellte sich heraus, daß die Fußbremse versagte. Nach einer halben Stunde blieb der Karren vier Meilen vom Zentrum in einem Vorort stehen. Ich mietete einen Hotelwagen und fuhr zur Garage. Den jungen Herrn traf ich nicht, wohl aber den Chef des Hauses. Dieser hörte meinen Bericht schmunzelnd an und klärte mich darüber auf, daß der alte Karren gar nicht einer „alten Dame“, sondern dem jungen Herrn selbst gehörte. Ich solle nur angeben, wo der alte Karren stehe, und die Sache auf sich beruhen lassen. Francis gab den Standort an. Danach traf ich auch noch den Driver der „alten Dame“, der sich nun als Driver des jungen Herrn vorstellte und bestätigte, daß der Karren an jedem Tage, an dem er benutzt werde, eine Unterwegsreparatur benötige und überhaupt kaum mehr eine Lebens- und Bewegungsmöglichkeit aufweise. Abends fanden wir den jungen Herrn in unserem Hotel, ungeduldig auf Francis wartend und von diesem grob nähere Angaben über den Standort des Wagens heischend. Ich stellte einen sachlichen Verkehrston her und entließ Francis, der mit dem Gröbbling eine peinliche Stunde verbrachte.

Das ist so eine kleine Illustration zu dem für alle Motoristen so unersprießlichen Kapitel „Garage“. Garagenrechnungen sind das Undurchsichtigste, was es gibt. Gestreckte Arbeitsstunden, während der Arbeit erst entdeckte „weitere“ Schäden, Schrauben, Drähte usw. usw. — alles unkontrollierbar. Über unsere Garage in Bangalore kann ich mich nicht beschweren. Die Rechnung war sachgemäß. Aber hier der andere Balken des Garagenkreuzes: Sind die Herren reell, dann „schmusen“ die Angestellten.

Der heutige Tag war feuchtheiß. Abends Gewitterstimmung.

Bangalore, Sonnabend, 16. November.

Citrus ist wieder bei vollen Kräften. Der Chef der Garage hat die Angelegenheit mit dem jüngeren Herrn durchaus klar und konzilient geregelt, außerdem gebeten, nichts für die Miete des alten Kastens, auch keine Benzin- ausgabe zu erlegen.

Am Nachmittag verbrachten wir eine anregende Stunde mit dem Chief Secretary R. Ranga Rao im Century Club. Es waren noch zwei andere Herren des Century Clubs anwesend, die wirkliches Interesse für unsere Arbeiten hatten und von allerhand alten Sagen zu berichten wußten. Eine von ihnen ist sehr interessant. Nach ihr hat es am Kaspi- schen Meer und in Süd- sowie Ostarabien in ältester Zeit indische Kulturstätten gegeben, die Gwalamukli genannt werden und heute feuerspeiende Berge darstellen.

Wir waren auch wieder im Basar der alten City, um nach Murti Ausschau zu halten. Wir haben nun schon einen bestimmten Platz an einer Straßenkreuzung inmitten der Messing- und Kupferstände, in denen die schweren, aber herrlichen Wasserkrüge aus Metall feilgehalten werden. Da die Straße sich hier verbreitert, so haben wir vor einem Ge- bäude, in dem zwei große Tuchhändler ihre Geschäfte haben, guten Platz. Hier halten wir denn eine bis zwei Stunden. Francis geht im Basar von Laden zu Laden, bringt das, was ihm erwerbenswert erscheint, und führt die Verhandlungen. Während seiner Abwesenheit hält ein schwarzer Polizist in strenger Weise darauf Bedacht, daß das strömende Publi- kum uns nicht belästigt oder auch nur stehenbleibt.

Die eine der beiden Tuchhandlungen ist ein sehr vor- nehmes Geschäft. In der Halle liegen die Seiden- und Baum- wollrollen auf hohen Regalen. An einem niederen Pult hockt der Inhaber in orientalischem Sitz in schlohweißer Kleidung mit der Brille auf der Nase und trägt unentwegt Zahlen in

große Bücher ein. Tagsüber wird er weniger von Kauf-
lustigen als von Freunden besucht, die würdig und vornehm
sind wie er selbst. Seine Hauptgeschäftszeit wird am
späteren Abend sein, wenn der Basar in der grellen Be-
leuchtung der elektrischen Lichter und großer Gasolinlampen
strahlt. Das erleben wir aber nicht, denn wir verlassen
immer sehr bald nach Einsetzen der Abend- und Licht-
beleuchtung den Basar.

Immer aber erleben wir es, wie ein alter Nachtwächter
kommt und auf der steinernen Plattform seine Stätte ein-
richtet. Er ist ein ganz alter und sehr hagerer Mann von
erstaunlich ärmlichem Aussehen. Sein von letzten weißen
Barthaarresten umrahmtes Gesicht ist immer ernst. Er
blickt keinen Menschen an. Er ist ganz stumm, nimmt
keinerlei Notiz von seiner menschlichen Umwelt und kennt
nur sich, seinen Wacht- und Schlafposten und sonst nichts.

Der alte Mann in der bräunlich-gräulichen Lumpentracht
kommt jeden Abend um 5 Uhr. Er trägt ein in eine Decke
eingebundenes Bündel. Die hageren Beine steigen die drei
Stufen zu der Plattform hinauf, die wie ein Auslugturm be-
schaffen ist. Es ist ein Eckplatz, dessen eine Wand die
Mauern des Geschäftshauses rechts von der Tür darstellt,
während die andere, zum Eckpfeiler der Vorveranda
führende ein fast mannshohes Fenster hat, das tagsüber das
Licht von der hier einkreuzenden Nebenstraße her auf die
Steinveranda fallen läßt.

Wenn der alte Mann bis zu seinem Auslugnachtplatz
hinaufgestiegen ist, lehnt er sein Bündel an die Brüstung des
Fensters. Er wickelt den äußeren Schal ab. Es ist ein ganz
grober Stoff aus Sackleinewand. Das Bündel als Steigleiter
benutzend, klimmt er zur Fensterschwelle empor. Hier sitzt
er einige Minuten nieder, um sich von der Anstrengung aus-
zuruhen. Dann richtet er sich auf und befestigt, auf der

Fensterbank stehend, den Sackleinewandlappen an Nägeln, die von der Nebenstraßenseite her zu diesem Behuf eingetrieben sind. Mit großer Sorgfalt streicht er dann alle Falten aus dem so geschaffenen Vorhang, bis er ganz dicht anliegt und kein Windchen oder Regentropfen mehr Eingang finden kann. Diese Arbeit nimmt etwa 15 Minuten in Anspruch.

Danach klettert er, das Bündel wieder als Stufe benutzend, mühsam herab. Er ruht wieder ein wenig und zieht dann aus dem Bündel einen Strohwisch heraus, mit dem er die Steinfliesen des etwa $1\frac{3}{4}$ Meter im Quadrat fassenden Raumes kehrt. Minutenlang fegt und fegt er, bis zuletzt sicherlich kein unreines Stäubchen mehr am Boden liegt. Hierauf beginnt er die eigentliche Nachttoilette. Auf einer kümmerlich dünnen Decke nimmt er Platz und legt einen der Lumpen nach dem anderen vom Leibe. Jedes der vier Teile seiner Kleidung nimmt er mit spitzen Fingern vom Körper, als ob es allerfeinste Seide wäre. Jedes einzelne wird in genau abgemessene Falten gelegt und glattgestrichen, dann mit liebevoller Fürsorge im Winkel unter dem Fenster eines auf das andere gelegt. Keine Hausfrau kann mit größerer Akkuratess ihr sauberes Tischlinnen falten, kein Stoffhändler seine prächtigen Seiden mit mehr Liebe glattstreichen, als es dieser alte Mann mit seinen graubraunen Lumpen macht.

Zu dieser Arbeit benötigt er 20 Minuten. Aber ein Teil dieser Zeit wird durch eine Nebenarbeit ausgefüllt. Er speist nämlich zwischendurch. Aus irgendwelchen Falten seines schäbigen Gewandes zieht er von Zeit zu Zeit etwas wie eine Wurzel oder ein Breiklumpchen heraus und führt dies zum Munde. Dann kaut er in Behagen vor sich hin. Derweilen pausiert er ein wenig. Denn zweierlei kann er wohl nicht auf einmal ausführen.



Am Cauvery-Fluß bei Mysore.



Am Kabinifluß bei Nanjangud

Tafel 14



Gerüst eines Hauses aus gespaltenen Granitsteinplatten
zwischen Mysore und Kikeri.



Hütte mit Steinstützen aus gespaltenem Granit bei Seringapattam.

Zuletzt ist er bis auf das kleine, von allen Männern stets (auch im Bade benutzte) Suspensorium enthüllt. Dann entnimmt er dem Bündel ein weites, ganz dünnes und an einigen Stellen schon durchscheinendes Tuch und hüllt sich, es genau in der Mitte nach hinten nehmend, nach vorne herum ein. Endlich kommt auch der Genuß. In dem Bündel befindet sich noch ein eisernes Hammereisen und ein Säckchen von Nüssen. Einige von ihnen legt er nun auf die sauber gefegten Steinfliesen und zermahlt es mit dem Hammer. Auch diese Arbeit beansprucht fünf Minuten. Sind die Nüsse zu Staub zermahlen, so kehrt er das Mehl mit den Händen zusammen — natürlich darf kein Körnchen liegenbleiben — und führt es in einer langen langsamen Bewegung zum Munde. Der Hammer wird unter die sorgsam geschichteten Lumpen gelegt. Der Alte kaut sitzend, fünf Minuten lang vor sich hin, immer den Blick nach innen gewendet.

Dann legt er sich nieder, das Gesicht zur Fensterseite gewendet, die Beine hochgebogen. Er zieht das Ende der Umschlagtücher über den Kopf und liegt dann bewegungslos wie ein Stein auf den Steinfliesen.

Draußen in den Gassen pulsiert das Leben, strömen Hunderte und aber Hunderte sprechender und lachender Menschen vorbei, knarrende Räder der Ochsenkarren, kreischen Ausrufer, singen Bettelmönche, erklingen die Glocken der kleinen Pferdewagen. Der alte Mann hört und sieht nichts. Er liegt wie ein Stein auf den Steinen. Nichts hat für ihn Interesse. Lautredende Menschen, die den vornehmen Chef des eleganten Tuchladens besuchen, schreiten neben ihm die Treppe hinauf. Der alte Mann sieht und hört nichts. Und doch muß er ein sehr guter Nachtwächter sein, sonst würde der große Kaufherr nicht gerade ihm die Sicherheit seiner Schätze anvertrauen. —

Die Pedanterie, die ihn zur Ausführung dieser wenigen Handlungen 1½ Stunden verwenden läßt, ist mir ein Symptom der Unbestechlichkeit eines Nachtwächters. —

Als ich heute unseren Reiseproviant einkaufte, lernte ich im Laden ein Ehepaar Zaindler kennen, das aus der Schweiz stammt. Zaindler ist einer der vielen Angestellten der Firma Volkhard Brothers. Sie sind auch im Westend abgestiegen, und es war ein hübscher Genuß, einmal wieder eine Stunde lang deutsch plaudern zu können.

Bangalore, Sonnabend, den 17. November.

Mr. Rango Rao hatte uns gestern erzählt, daß der Regierungsgeologe Mr. P. Sampattringa 18 Meilen von Bangalore entfernt ein Atelier von Steinwerkzeugen entdeckt habe. Nach ihm fahndeten wir heute morgen und verloren ohne Erfolg zwei Stunden. Danach besuchten wir den botanischen Garten, der mit Recht weltberühmt ist.

Nach dem Essen fuhren wir zuerst zu dem Praktanavimarsa Vichakhana Rao Badur Mr. R. Narasimhachar. Dieser Herr mit dem langen Titel wohnt in einem drei Meilen entfernten Vorort. Es ist der erimitierte Staatsarchäologe Mysores, ein ebenso warmherziger, wissenschaftlich gebildeter wie weltmännisch geschulter Greis. Die Unterhaltung mit ihm bedeutete mir eine ertragreiche und genußreiche Stunde. Der alte Herr bestätigte, daß nach altindischem, astrologischem Kalender Südindiens allerdings der Venusstern nicht männlichen, sondern weiblichen Geschlechtes sei. Fernerhin konnte er mir aus gleicher Quelle nachweisen, daß ein weiblicher Mond neben dem männlichen vorkomme. Endlich stellte er in meiner Gegenwart fest, daß die Venusgöttin als Gattin Indras früher gegolten habe (Indrani). Dann machte der alte Herr mich noch auf

das Werk Hämadi aus dem 13. Jahrhundert aufmerksam. In dem Teil Dana kanda, und zwar in dem Abschnitt der 16. Mahadana (der 16 großen Gaben), müsse auch Näheres über Goldgewichtangabe der früheren Könige und dem hierbei geübten Kultus stehen. Auch machte er mich auf den Westtempel des Palastbezirkes in Mysore aufmerksam. In der Decke der Vorhalle seien zwei beachtenswerte Eisenhaken angebracht. Diese hätten früher zum Wiegen des Königs gedient.

Der würdige Gelehrte versprach, noch einige Notizen aus der Literatur zu ziehen und zu senden. Dann nahm ich Abschied.

Wir fuhren zum Palast, dessen Zutritt der Oberaufseher uns zunächst trotz der Einführung durch den Ministerchef versagen wollte; der Palastinspektor müsse gefragt werden und der sei abwesend, so erklärte er. Der Mann ließ sich beruhigen.

Das Innere dieses Palastes, vor allem der Schmuck der Vertikos und Etageren, die Lampen usw. beweisen, daß der herrschende Geschmack sich um die Jahrhundertwende voll und ganz dem europäischen und leider vorzüglich dem damals in Deutschland herrschenden hingegeben hat. Der weiteren Stilumbildung ist er dann aber nicht gefolgt. Erstaunlich ist die Vorliebe für Photographien und Ölbilder. Denkt man diese Verschalung hinweg, so bleibt ein Rest von teilweise nicht üblen Möbeln im Biedermeierstil.

Das Äußere des Palastes entspricht englischen Vorbildern.

Seine Lage sowie der umgebende Park sind sehr beachtenswert. In der Gartenbaukunst steht Bangalore sehr hoch.

Mysore, Montag, den 18. November.

Der Tag begann mit dem Kampf in der Imperial-Bank. Durch die Bombayer Bank war ich durch Depesche und Brief darüber unterrichtet, daß die Imperial-Bank mir den nötigen Betrag auszahlen könne. Da es Montag ist, öffnete die Bank erst um 11 Uhr. Ich finde alles gut vorbereitet, die Bank zur Auszahlung bereit. Und doch benötigten die Beamten volle zwei Stunden dazu, den Paß und die Unterschrift zu prüfen. Es gab ein ständiges Hin- und Herrennen zwischen Direktorium und Zahlstelle.

Um ein Uhr konnte ich endlich in das Hotel zurückkehren. Hier war die gesamte Familie Michael vom alten Großvater bis zum kleinsten Hosentrompeter versammelt; an die dreißig Köpfe. In Eile wurde der Wagen bepackt. Unter der Krone eines weitausladenden Baumes speiste die Familie unseres Francis noch einmal, und jeder drückte dem Jungen noch ein Geschenk in die Hand. Danach erfolgte der Abschied am Wagen. Der Großvater hielt noch stotternd eine warmherzige Ansprache, in der er mich bescheiden um Rücksichtnahme auf die zarte Gesundheit des Burschen bat. Diese innige Verbundenheit einer echt indischen Familie miterleben zu können, war für mich von großer Bedeutung. Die gewaltige Kraft einer geschlossenen Familieneinheit muß ja auf uns Europäer, die wir gerade dieses kostbare Kulturgut vor unseren Augen dahinschmelzen sehen, einen starken Eindruck machen.

Dann auf gewundenen Pfaden durch die Vorstädte ins freie Land hinaus. Bald taucht am Horizont die Perlenkette kräftiger katzenköpfiger Granithügel auf. Mit Meile 22 fahren wir in sie hinein. Hier ist wohl noch Granit vorherrschend, während nach Durchschnitt dreier Buckel bald der erste Porphyр bemerkbar wird, der die Landschaft der Stadt Mysore charakterisiert.

Hinter dem Granitfelsen dann eine unendlich reizvolle Palmenlandschaft, Seidenplantagen, hier und da Kaffee. Halbwegs zwischen Bangalore und Mysore hörte die Häufigkeit der Spaltsteinarchitektur des Granits auf. Auf Meile 70 treten wir in ein neues Hügelland ein.

Mit der 77. Meile sind wir im Gebiet der Arme und Kanäle des Cauvery-Flusses angelangt. Dieser nun zeigt wirklich tropische Herrlichkeit und deckt sich mit der Vorstellung, die wir im allgemeinen von Indien in landschaftlicher Hinsicht haben. Denn hier fließen tatsächlich Fluß und Kanäle an geschlossenen Palm- und Fikusgruppen vorbei. Hier ranken sich bunt blühende Winden und Bohnen bis in die Kronen der Bäume hinauf. Hier sind weite Treppenanlagen am Ufer hingezogen, die von Pfeilerhallen zum Wasser herabführen. Es muß betont werden, daß hier diese Idealbilder Tatsache werden, während das Innere des südlichen Indiens und der Dekkan sonst weit mehr einen Anblick weiter, welliger Steppenlandschaft bietet. Diese gleicht derjenigen Afrikas, soweit die Steppe vorherrscht, außerordentlich, und dies um so mehr, als ja der Untergrund, roter Laterit, hier und dort der gleiche ist.

Mysore ist vom Cauvery nur 10 Meilen entfernt. Aber ein reger Verkehr hinderte unsern Francis, seiner Freude an frischer Fahrt zu frönen. Rinderherden, Eselkarawanen, Menschenzüge und Ochsenkarren. In bezug auf erstere könnte man wirklich überall an der Straße des Dekkan Schilder anbringen mit dem Vermerk: „Die Straße soll dem Verkehr und nicht der Viehzucht dienen.“ Es ist erstaunlich, mit welcher Behaglichkeit und Sorglosigkeit Rinder und Wasserbüffel auf der Straße dahinziehen, stehenbleiben, hin und her pendeln. Viele ohne Treiber. Aber die Treiber mühen sich auch nicht etwa damit ab, ihre Tiere zusammenzuhalten, weiterzutreiben oder zur Seite zu

bringen. Sie starren dem kommenden Auto entgegen und nach. Mit der Herde mag der Fahrer sich auseinandersetzen.

Fast noch schlimmer ist es mit den Ochsenwagen. Mir scheint, daß die ursprüngliche und natürliche Fahrweise der Dravida auf ein Rechtsfahren und Rechtsausbiegen gerichtet ist, während die englische Fahrordnung natürlich linksrichtig ist. Daher weiß der Fahrer nie so recht, wie der vor ihm dahintrollende Karren ausweichen wird. Und doch muß er schon sehr zufrieden sein, wenn der Ochsenwagen vor ihm überhaupt auch nur eine Tendenz zum Platzmachen zeigt. Die Ochsenwagenführer sind so schwer dazu zu bewegen, auf ein ihnen entgegenkommendes oder folgendes Auto Rücksicht zu nehmen, daß der Fremde zunächst geneigt ist, bösesartiges Übelwollen oder zum mindesten Obstruktion und charakterliche Unliebenswürdigkeit anzunehmen. Denn oft starren die Leute bis zum letzten Moment dem kommenden Gefährt entgegen und denken gar nicht daran, sich aus der Mitte auf die Seite der Straße zu begeben, auf die sie gehören. Aber wer diese Harthörigkeit mit obstruierendem Übelwollen erklären will, der irrt. Wer auf Einzelheiten im Gebaren der Leute achtet, der wird bald gewahr, daß diese Dravida etwas begriffsstutzig sind und in weitestgehendem Maße über das verfügen, was wir „lange Leitung“ nennen. Ich habe mehrfach vom Wege oder aus dem Ruinenaufenthalt heraus beobachtet, wie diese Ochsenkarrenführer sich weit vorbeugen und mit großen Augen an den Horizont der Straße starren, wenn dort ein Kraftwagen auftaucht. Sie sehen starr und mit einem gewissen Angstgefühl dem dahin- und auf ihn zurasenden Gefährt entgegen, ohne auch nur im geringsten die Wegbahn des eigenen Wagens zu ändern, bis endlich die Autokarre prustend und kreischend vor ihm stoppt, weil sie neben dem falsch fahrenden Ochsenwagen nicht vorbeikommt. Dann erst

schreckt der Fahrer zusammen und reißt nun mit sichtlichem Schrecken an seinen Lenkleinen, so daß die biedersten Langhörner nervös werden.

Auch sonst beobachtete ich eine erstaunliche Ungelenkigkeit des „Schaltwerks der Gedanken“, sogar an dem so gebildeten und durch Automobilistik zur Entschlußschnelligkeit erzogenen Francis.

Noch schlimmer aber als die Ochsenwagen sind die Hunde Südindiens. Es scheint, daß sich niemand so recht um ihr leibliches Dasein kümmert. Denn sie sind durchweg dürr wie Mumien. Hierfür rächen sie sich nun anscheinend dadurch, daß sie sich mit Vorliebe mitten auf den Weg legen und jede Annäherung irgendeines Gefährtes, besonders der Autos, genau so ignorieren, wie die Menschheit ihre Ernährung. Sie wissen ganz genau, daß kein Inder jemals einen Hund überfahren wird, und wenn er einen Umweg machen muß. Dies gibt den ausgehungerten und ewig schläfrigen Dravidahunden die Gelassenheit, die dazu gehört, jedes Tuten, Pfeifen, Schrillen zu ignorieren und liegenzubleiben, bis das Auto dicht vor ihm stoppt. Dann erhebt das Vieh sich mit blasierter Nonchalance und schleppt sich mühsam beiseite.

Woraus zu ersehen, daß die Fahrt durch bevölkerte Gegenden, Dörfer und die Vororte großer Städte nicht mit besonderer Schnelligkeit vollzogen werden kann und mit hundert kleinen Aufenthalten gespickt ist. Ebenso war es, ehe wir die Hauptstadt des Staates Mysore erreichten. Der Weg führte meilenweit unter dem Schattendach gewaltiger Gewölbe dahin, die durch die Riesenäste der Fikusse und anderer langgliedriger Bäume gebildet werden.

Wir fahren um $\frac{1}{2}6$ in Mysore ein. Der erste Eindruck war schon sehr stark: durchaus Residenz! Nicht nur die Breite der Straßen! Die Sauberkeit der Parkanlagen und

Beamtenpaläste ist residenzlich. Man fühlt es, daß die Brust der Menschen, die hier wandeln und schreiten, Hofluft einatmen. — Nachdem wir unsere Post eingeheimst hatten, suchten wir das „Haus der indischen Gäste“ auf, in dessen Hauptgebäude uns der Oberaufseher zeremoniell und ein wenig steif empfing und auch die bestellten Räume anwies. Von dem Mann strömte Hofluft aus, und wir waren froh, als wir mit dem Butler allein waren und mit ihm das Abendessen besprechen konnten.

Die an die Leibesarbeit recht erhebliche Ansprüche stellende Kost des eleganten Westendhotels hatten wir in Bangalore lange genug genossen, um uns jetzt sehr auf die einfache, leichtbekömmliche Bungalowatzung zu freuen, die uns denn auch herrlich mundete.

Als ich auf die dunkle Veranda des Hinterhauses trat, wurde mein Blick durch ein merkwürdig eindrucksvolles Bild gefesselt: über den Kamm des östlich der Stadt sich erhebenden Chamundi Hill ist eine Perlkette elektrischer Lampen gezogen. Vorbereitung für den Empfang des Vizekönigs? —

Mysore, 19. November, Dienstag.

Von der Residenzstadt Mysore kann man sagen: etwas wie preußische Disziplin, Ordnung und Sauberkeit. Schon im Bungalow (unserm East Indian Guest Quarter). Der Oberaufseher steif, wortkarg, alle Fragen feststellungsmäßig. Das ist sicherlich nicht Unfreundlichkeit. Es ist residenzieller Dienstton. Der Butler ist ein ernster älterer Mann mit dickem Schnurrbart. Sein Antlitz ist so streng beherrscht, daß er nicht lachen zu können scheint. Die Maschinerie der Haushaltung arbeitet geräuschvoll, prompt, genau begrenzend, aber ebenso glatt und ordnungsgemäß wirkt sich der Verkehr auf der Bahn aus. Wir erhalten das in Bombay

hierhergesandte Gepäck schnell und empfangen es in gutem Zustand. Preußisch exakt funktionieren die Polizisten, die in der Hauptstadt des nordischen Staates nicht würdiger mit Armschwenken die Wegordnung aufrecht erhalten, mit kurzen Worten verständnislose Passanten zurechtweisen und die Nummern und Namen sich versündigender Wagenführer aufschreiben.

Alles trägt den Stempel der Residenzstadt. Sogar der Basar weist breite Straßen auf. Die kleinen Schmierläden fehlen im Innern der Stadt. In meinem Bemühen, unter den Metallaltbeständen einige bronzene Murti (Götterfiguren) aufzukaufen, ist mir Erfolg beschieden. Die Sache läßt sich sehr gut an. Leider werde ich auch hier gezwungen, allenthalben weniger Interessantes mit in Kauf nehmen zu müssen, da ich sonst die guten Sachen nicht erhalte. Die Verkäufer sind hier etwas gierig hinter dem Geschäft her, und ich werde sie gegeneinander ausspielen müssen, um eine sich bessernde Preiskurve zu erzielen.

Nachmittags Besuch im archäologischen Institut von Mysore, in dem ich Dr. M. H. Krischna Iyengar treffe. Hier sind die Ergebnisse der Ausgrabungen von Chitaldrug untergebracht. Der Eindruck, den ich an Ort und Stelle nach den äußerlichen Charakterzügen dieses Platzes gewann, wird bestätigt. Es liegen dort mehrere Schichten, zum Teil sehr alte, übereinander. Aber die Ausgrabung selbst scheint nicht sehr fachgemäß ausgeführt, das Ergebnismaterial ungenügend geordnet und schlecht konserviert zu sein. Immerhin ist einiges doch von großem Interesse.

Zunächst einmal eine Unmasse eiserner Nägel von 11 bis 17 cm Länge und ursprünglich rechteckigem Durchmesser. Die Kuppen keine Scheiben, sondern umgeschlagen, also wie die Goldnägelnchen der rhodesischen Goldschmiede-

arbeiter, die ebensolche Form zeigen. Dann eiserne, lorbeerblattförmige Pfeilspitzen von 5 cm Länge, nach unten in eine Tülle endigend. Eine kleine (4,4 cm hohe) Terrakottagruppe, offenbar weiblichen Geschlechtes, mit in charakteristisch neolithischer Weise nur angedeutetem Kopf und Gesicht. — Dazu eine rote Keramik mit weißer Streifenbemalung. Das alles gilt als „alt“. Dagegen wird einem kleinen aus Speckstein gearbeiteten Ganescha ein Alter von 2000 Jahren zugeschrieben.

Gegen Abend fuhren wir zum Chamundi Hill hinauf. Es bereitete dies einen großen Genuß. Wir sahen den großen aus dem Massiven herausgeschlagenen Nandi, die größte Stierfigur Indiens, und besichtigten den auf der Spitze des Berges gelegenen Tempel des Maharadschas. Ein davorstehender Götterwagen wies keine besonderen Merkmale auf, außer daß er fünf Räder hatte (□—□). In einem seitwärts errichteten Schuppen standen aber fünf riesenhafte Schwäne mit den aufgerichteten Hälsen weit über manneshoch. Sie sind hohl und dienen einem Zeremoniell am Flusse, von dem uns aber niemand Näheres erzählen wollte. Mit Dunkelwerden fuhren wir die Serpentine des Hügels hinab. Der Sonnenuntergang hatte eine zauberhafte Stimmung über das weite unter uns sich ausdehnende Land mit den Wasserbecken, den vielen Bäumen, der Stadt und den Schlössern ausgebreitet. In der Dunkelheit funkten allerorts neue Lichter auf. Alleen, Paläste, Basare, alles elektrisch beleuchtet — Bilder aus Tausendundeiner Nacht.

Als wir unser einfaches Mahl eingenommen hatten, kamen unerwartet Zaindlers zu Besuch. Sie hatten ihre Fahrt von der Küste nach Bangalore unterbrochen und übernachteten im Hotel. Wir verbrachten zusammen eine behagliche Plauderstunde. — Zaindler, selbst Sammler und

Kunstverständiger, erfreute sich an meiner Sammlung von Murti und war erstaunt darüber, mit wie geringen Mitteln sie erworben war.

Mittwoch, 20. November, Mysore.

Wenn ich daran zurückdenke, mit welchem leidenschaftlichen Genuß mich „das Sammeln“ vor 25 Jahren erfüllte und wie mich das Erwerben jedes einzelnen Gegenstandes besonderer Art in wahres Entzücken versetzte und damit die Empfindungen vergleiche, die mich heute in ähnlichen Fällen erfüllen, so bemerke ich den Effekt jenes Ausgleichens des Temperaments, den die Menschheit in seinen höheren Formen als „Abgeklärtheit“ zu bezeichnen liebt. Auch heute noch muß ich mich diesem Geschäft unterziehen, weil ich das Material eben für die Arbeit brauche und der Handel mir Einblick in die Geistesgebarung der Menschen gibt. Aber wenn diese kleinen und großen Bronzen auch wahre Kabinettstücke von Kunst- und Ausdrucksfülle sind, so nimmt mir auch das Allerschönste und Unerwartete die Ruhe nicht. Statt Entzücken nur Freude auch im besten Falle. Statt hastigen Zugreifens beschauliche Erwägung. Besonnenheit ist hier aber auch mehr am Platze als im schlichten Afrika. Der Inder ist ein raffinierter Händler. Heute bereitet es mir ein großes Behagen, wenn ich die Linie der Preisforderungen herabdrücken kann. Dies gelang heute. Wir verbrachten aber auch den ganzen Vormittag im Basar. Es glückte, einige sehr seltene Stücke einzuheimsen.

Am Nachmittag belohnte ich unsere Geduld mit einer Studienfahrt, die uns auf dem Bangaloreweg sieben Meilen zurück bis zur Brücke über den Cauveryfluß brachte. Der Fluß gleitet hier in großem Bogenlauf zwischen 10 m hohen, reich bewachsenen Ufern dahin. Felsen, Sandbänke und

bewachsene Inselchen ragen aus dem Wasser empor. Auf beiden Seiten der Brücke sind lange Treppenanlagen und tempelförmige Unterkunftshallen. Am Fuße der mächtigen Bäume sind viel mit Skulpturen geschmückte Steine aufgerichtet. Fast alle weisen das berühmte Motiv mit den verschlungenen Schlangen auf; nach Mutterschaft sich sehnende Frauen stifteten sie!

Donnerstag, 21. November, Mysore.

Vormittags „Murti“, Besuch in einem Tempel des Palastes, Verhandlung mit einem Photographen, der die Aufnahmen meiner Tochter entwickeln soll. Wir stießen auf ein Bettlertrio, zwei Männer und eine Frau. Sie zogen im Namen Vishnus umher, und einer der Leute hatte ein prachtvolles Tritonhorn, das reich mit Messingguß geschmückt war und dem er kunstfertig Töne entlockte.

Am Nachmittag meldete sich der Diener des archäologischen Institutes; er war, wie sich nachher herausstellte, von Dr. Krischna gesandt. Er führte uns erst in den teilweise à la Stellingen eingerichteten zoologischen Garten, dann in das etwa 14 Meilen entfernte, am Kabibfluß gelegene Njanjangud, das uns reiche Überraschung bot.

Njanjangud ist einer der heiligsten Plätze Südindiens. Von dem großen, Shiva gewidmeten Tempel geht ein Geruch der Heiligkeit aus, die die ganze kleine Stadt bis in den Basar hinein erfüllt. Schon auf dem Marktplatz stießen wir auf einen Götterwagen, auf dessen Plattform ein gut geschnitztes Pferd in springender Stellung aufgefaßt steht. Weiterhin am Tempel, der ein gewaltiges Gopura (Torhaus) hat, nicht weniger als sechs Wagen, von denen einer wie in Hampi sechs Räder hatte. Von diesen sollte einer, derjenige des Rama, heute nachts gezogen werden und war demnach in Reparatur. Ein sehr freundlicher Brahmane

führte uns, erklärte aber, daß das Betreten des Tempelraumes niemals einem Europäer erlaubt werden dürfe. Nun, dies lag hier auch nicht in meinem Interesse.

Neben dem Tempel der Elefantenplatz. Hier stehen sonst zwei dieser Tiere, die für den Tempel arbeiten, im Mai auch die beiden großen Götterwagen ziehen. Heute waren sie nicht zu sehen, der eine, weil er zur Tränke geführt war, der andere, weil er mit zur großen Elefantenjagd beordert ist, die in den nächsten Tagen zu Ehren des Besuches des Vizekönigs veranstaltet wird. Der Ort ist so interessant, daß wir beschlossen, Morgen wieder vorzusprechen. Die Zeit war heute schon zu weit fortgeschritten, um noch eingehende photographische und zeichnerische Studien erfolgreich zu Ende führen zu können.

Mysore, Freitag, 22. November.

Um 9 Uhr besuchte mich Prof. Dr. M. H. Krischna Iyengar. Er hatte von Durban in Bangalore die Aufforderung erhalten, meine Arbeiten mit Rat und Tat zu unterstützen, und er kam nun, um sich mir zur Verfügung zu stellen. Dr. Krischna weiß in der indischen Astrologie sehr gut Bescheid, und er konnte mir mancherlei Auskunft geben.

Mir sehr wichtige Tatsachen berichtete er über die volkstümliche Bedeutung von Mond- und Venusstern. Im Gegensatz zu der mythologischen Vorstellung und Literatur sind beide Gestirne nach altastrologischer Weisheit weiblich. Und zwar ist dem befragenden Mann das Venusgestirn sinngebend für alles, was seine Geliebte, seine Liebenschaft und überhaupt seine Liebe zu jungen weiblichen Wesen anbelangt, der Mond als schicksalsbedeutend in bezug auf seine Mutter. Solches als alte Wissenschaft bestätigt zu hören — als Wissenschaft, die in anerkannt alten Schriften belegt ist, war von großer Wichtigkeit für mich. Es stimmt

das aber genau mit dem überein, was mir Brahmanen und Tempelvolk schon mehrfach als volksgütig erzählt hatten.

Ebenso wichtig war eine Mitteilung, die er mir die Satisteine (Monumente zur Erinnerung an Witwenverbrennungen) betreffend machte. Daß auf diesen Witwenverbrennungsdokumenten Sonne und Mond häufig dargestellt sind, entspricht ja dem Anruf der beiden Gestirne als Zeugen, der altüblich ist. Zwischen ihm erscheint nun aber hier im Süden häufig auf den Satisteinen eine Hand, wie Dr. Krischna erklärte, segnend, was durch ausgestreckte Finger angedeutet ist. Das soll bedeuten, daß die verbrannte Witwe durch ihren Opfertod nun zur Heiligen wurde, die vor dem Erinnerungsstein angebetet wird und ihrerseits mit dieser Geste die Adoranten segnet. Dr. Krischna wußte nicht, daß wir auf karthagischen Grabstellen auf dem Festland, Sardinien und den Balearen die gleiche Dreieinheit Sonne, Mond, Hand haben, daß wir die Hand als „Hand der Fatme“ heute noch auf vielen Halsgeschmeiden des westsemitischen Kunsthandwerkes haben, und daß sie eben an die Stelle der Darstellung des Venussterns getreten ist.

Nachdem Dr. Krischna sich bis zum 29. verabschiedet hatte, wollten wir nach Njanjangud aufbrechen, und der Wagen wurde mit Photo- und Zeichenmaterial bepackt. Ich kramte in meinem Zimmer noch einiges zusammen, als schüchtern und zaghaft ein junges weibliches Wesen den Raum betrat und mir einen offiziellen Beglaubigungsschein hinhielt, dessen Inhalt besagte: „die Trägerin dieses Scheines ist am 1. Juni 1929 im Alter von 12 Jahren (!) Witwe geworden. Sie ist Mutter zweier Kinder (!) und in großer Not. Ihre Familie weigert sich, etwas für sie zu tun, da sie einen Mann niederer Kaste geheiratet hat.“

Eine grauenvolle Illustration zur Soziologie des heutigen Indiens! Kinderheirat und Kastenwesen! —

Um ½11 Uhr waren wir wieder in Njanjangud. Der freundliche Brahmane war wieder zur Stelle und erklärte mir die Götterbilder, die gleich einer illustrierten Mythologie auf der Außenseite des Tempelrahmens eingegraben waren. Alles in allem gewährte die erste Stunde mir keinerlei neues Wissen. Als wir dann aber auf die verschiedenen Göttersymbole zu sprechen kamen, wurde der Mann, selbst überzeugter Shivaist, warm und bemühte sich, mir alles ihm selbst eigene Wissen mitzuteilen. Was er berichtete, war

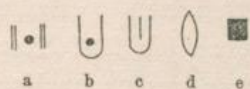


Fig. 26. Stirnzeichen der Vishnuverehrer zumal Nordindiens; a—d nach Murray; e veraltete Form nach Angabe der Njanjangudleute.

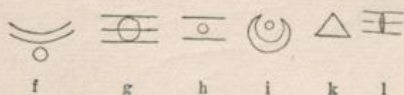


Fig. 27. Stirnzeichen der Shivaverehrer. f i k in Nordindien nach Murray; g und l in Zentralindien.

nichts Gelehrtes, vielmehr Volksanschauung. Wir kamen auf die Stirnbemalung der „Sekten“ zu sprechen. Daß die Sonne mit vertikaler Lineatur, also a—d, die der Vishnuverehrer und die mit horizontaler Lineatur, also f—h und l, die der Shivaleute charakterisiert, ist allgemein bekannt. Mir war es aber neu, daß nicht nur die Shivaleute ein Dreieck (k), sondern die Vishnuanbeter alten Stiles ein Quadrat (e) charakterisiert. Er meinte, daß die Leute, die letzteren Brauch pflegen, im Aussterben begriffen seien, und mein Wunsch, ein Individuum dieser Art zu Gesicht zu bekommen, blieb unerfüllt.

Nachdem die photographischen Arbeiten beendet waren, zogen wir zum Kabinifluß herab in der Hoffnung, hier einen Einblick in die Beziehung des Shivadienstes zum Wasser zu finden. Unsere Hoffnung wurde nicht getäuscht. Auf hundert und mehr Meter Länge war das steile Ufer mit Steinplatten in eine ziemlich gestufte Böschung abterrassiert. Im Wasser

mehrere Tempel, auf dem Ufer hohe Bäume mit Sockeln und größere Kultushallen. Dutzende von Menschen, Männer und Frauen, gingen auf und ab, wuschen ihre Kleider im Fluß, badeten und ergötzen sich an heiterem Spiele.

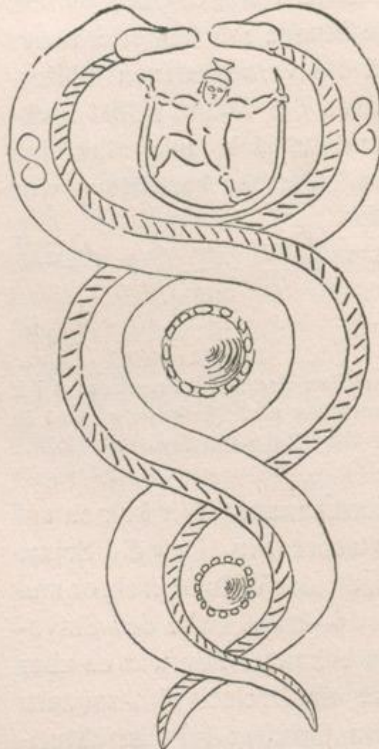


Fig. 28. Schlangenstein mit dem Bilde des tanzenden Krishna. Am Ufer des heiligen Teiches von Trichinopoly. Bildhöhe 35 cm.

Die Füße der mächtigen Uferbäume waren in breite Steinsockel gebettet, auf denen sich Dutzende von Schlangensteinen erhoben, unter denen ich fünf Exemplare einer uns neuen Komposition fand. Diese bestanden aus drei unter einem vereinigenden Bogen zusammengestellten Platten. In der Mitte eine Nagafigur, Menschenkörper und Schlangenleib, zu ihrer rechten Seite das gewundene Schlangenpaar, zur linken die fünfköpfige Baldachinschlange. (Siehe Tafelabbildung 15.)

Die Leute, die sich an meinem Interesse für ihren Kultus weideten, führten mich in die Stadt und zeigten mir einige alte, verfallene Verehrungshallen des Shivadienstes, einige Nandifiguren und mehrfaches Vorkommen des Dreizacks als Symbol Shivas. Ich traf einen altherwürdigen Brahmanen, der ebenfalls die Altertümer als Fremdes besichtigte. Er kam aus Scholapur, war im Begriff, einen



Stelen; Schlangensteine (Nagakals) bei Seringapattam.



Stelen; Viragals, Heldenverehrungssteine bei Gadag.

Tafel 16



Stelen; Mastikal mit Armsymbol in Kikeri.



Stelen; Mastikal, Stein gesetzt zur Erinnerung an eine Witwenverbrennung; vom Witwenverbrennungsplatz bei Kikeri.

Neffen in der Stadt Mysore zu besuchen, und hatte einen Abstecher nach diesem allerheiligsten Orte unternommen, um hier einige Gebete zu verrichten.

Dieser alte Herr blieb mit mir vor einem Satistein stehen und trug mir in gutem Englisch die Geschichte Shivas und seiner Gattin Sati, der Tochter des Himalaja-Königs vor. Seine Erzählung wich insofern von der sonst überlieferten ab, als er erzählte, Shiva wäre vom Könige und Schwiegervater in einen Berg eingeschlossen und nur dadurch wieder befreit worden, daß Sati, sein Weib, für ihn den Opfertod starb. Nur hierdurch sei Shiva vor dem Untergang gerettet worden. Das sei aber das Vorbild für alle spätere Zeit geworden. Denn seit damals habe jede gute Gattin sich für den Ehemann opfern müssen, damit er so von dem ewigen Aufenthalt in der Hölle befreit würde. In der mir hier zur Verfügung stehenden Literatur kann ich diese klare Formulierung nicht finden. —

Kurz nachdem wir zurückgekehrt waren, besuchte mich ein Assistent Dr. Krischnas, der selbst inzwischen abgereist war, mit einem Freunde. Es waren ein paar frische Jungen, und ich hatte meine Freude an ihrer historisierend naiven Auffassung der großen Epen. Sie stand so ganz im Gegensatz zur indischen Einstellung und war absolut philologisch. Bei ernsterem „Auf-den-Zahn-Fühlen“ stellte sich denn auch



Fig. 29. Schlangenstein am Kabini-fluß bei Njanjangud. Höhe des Bildes 55 cm.

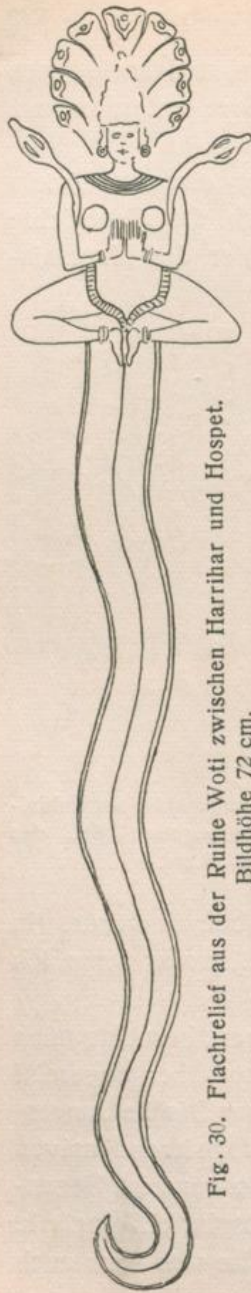


Fig. 30. Flachrelief aus der Ruine Woti zwischen Harrihar und Hospet.
Bildhöhe 72 cm.

heraus, daß ihr gelehrtes Wissen sich in nichts mit der ihnen eigenen volkstümlichen Überzeugung deckte. Es war nicht das erstemal, daß ich an indischen Fachleuten diese Beobachtung machte.

Wir wurden unterbrochen durch einen älteren Herrn, der nachmittags im indischen Gästehaus angelangt war. Derselbe erklärte mir in sehr breit ausgesprochenem Englisch, daß ich sogleich hingehen und die Beleuchtung des Palastes sehen müsse, die er selbst eingerichtet habe. Es war ein in Amerika für das elektrische Fach ausgebildeter Inder, der in typisch amerikanischer Weise es für einen Irrtum erklärte, daß ich mich mit dem jungen Herrn über unfruchtbare Dinge unterhalte, während draußen ein seltenes Bild zu sehen sei.

Später abends hatten wir dann noch einen Besuch: Mr. Krungiegel, Gartenarchitekt, Architekturkonservator und Liebling des Rajahs, ein prächtiger, echt kerniger Mann, dessen mitteldeutscher Akzent recht wirksam war. Wir besprachen bei einer Zigarre und einer Flasche die Möglichkeit, die Elefantenjagd mitanzusehen. — Den Versuch hierzu konnte ich erst am 27. machen, und somit beschloß ich sogleich, die Zwischenzeit mit dem schon lange ersehnten Ausflug nach Calicut und zur Malabarküste auszufüllen.

Kapitel 6.

Stätten höchster Opfer.

(Ausflug zur Malabarküste.)

Auf der Straße vor dem Vizekönig — Elefantenjagdlager — Über eine schroffe Kultur- und Vegetationsscheide — „Haarnadel“-Schleifen. — Der „uralte“ Holztempel — Die Schicksalsstunde der Gottkönige — Der Tempel, in dem Vasco de Gama vor den Götterbildern betete — Ein Schutzgott der Felder — Wandel in der Farmwirtschaft — Erlahmender Kolonialgeist — Die Göttin der Witwenverbrennung — Sabotierte Elefantenjagd — Ein Witwenverbrennungsplatz — Monddynastien und Sonnendynastien.

Sonnabend, 23. November, Calicut.

Da sitze ich nun in dem Winkel eines kleinen, schmierigen Hotels der Malabarküste und staune, staune, staune. Heute morgen noch in der tropischen Steppen-, Weiden-, Ackerlandschaft. Am Abend des gleichen Tages in der Landschaft üppigsten Regenwaldes, des Plantagenbaues, der heißfeuchten Luft, in der alles klebt. Dieser etwas stickige Geruch, der zusammengesetzt ist aus dem Duft von feuchtem Blattwerk, vermoderndem Holz und stehendem Sumpfwasser, ist mir so vertraut, daß ich viele Jahre jünger zu sein und in einem Neste des Kongowaldes zu weilen vermeine. Die Empfindungen, die mich bewegen, sind so identisch mit denen jener Vergangenheit, daß ich voller Andacht die Größe und Gewalt der natürlichen Umwelt bewundere, die den älteren Mann über 25 Jahre hinweg in eine frühere Empfindungswelt zu versetzen imstande ist.

Poonoorfarm, Sonntag, 24. November.

Auf dem Rückwege! Wie gerne würde ich dieser Malabarküste noch einige Tage widmen, aber das Programm ist noch lang, und die Zeit kurz.



Fig. 31.
Stein mit Nagafigur. Hampi.
Höhe 144 cm.

Mysore, 26. November.

Ein herrlicher Ruhetag nach drei an starken Eindrücken fast bis zum Überdrücken gefüllten Wandertagen. Und nach reichlichem Genuß feuchtheiße Hitze und Schwüle doppeltes Behagen in der klaren, trockenen Steppenluft. Es ist ein Tag, so recht geeignet, die Menge der Erlebnisse zu ordnen und zu einem „Bericht über die Reise zur Malabarküste“ zusammenzufassen.

Der Aufbruch erfolgte am 23. um 8,30 morgens und stand ganz unter dem Zeichen des vizeköniglichen Besuches. Alle Straßen bewimpelt und gefüllt von Menschenmengen, die zum Bahnhof pilgerten oder zurückwogten. Vom Schloß her Kanonenschüsse. Gerassel von Motorbussen, die Mengen von Besuchern in die Stadt brachten. Durchaus wertvoll wurde uns dieser hohe Besuch dadurch, daß gut ein Viertel unserer ersten Tagfahrt über die Straße ver-

lief, auf der einige Stunden nach uns der Maharadscha mit seinen hohen Gästen nach Karapur zur Elefantenjagd fahren sollte. Diese Straße von Mysore bis Karapur war so herrlich hergerichtet, daß sie unserer Autoluxusstraße vom Lago Maggiore nach Mailand glich. Aber als ob sie noch nicht ausgeglichen genug sei, waren an vielen Orten Mädchen und Kinder damit beschäftigt, feine Erde auf den Boden zu streuen und mit den Händen glattzuzustreichen. Wie typisch für die Vorliebe der Inder zu kleinlicher und minutiöser Handarbeit. Aber die Güte der Straße war nur einer der Vorzüge, die wir heute genießen durften. Der zweite, sicher nicht niedriger zu bewertende bestand darin, daß die Straße in ihrer ganzen Ausdehnung von 42 Meilen von allem störenden Verkehr freigehalten war. Es gab keine Ochsenkarren und Rinderherden, keine Wasserbüffel, Schafe und nicht einen einzigen Hund.

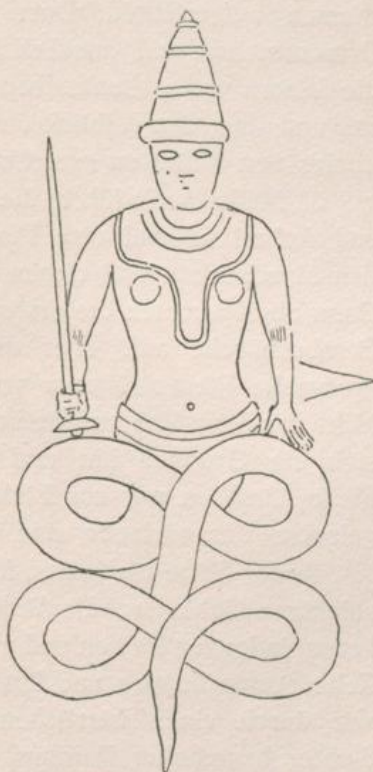


Fig. 32. „Nagakanya“.
Vom Schlangenstein am Kabinifluß
bei Njanjangud. Bildhöhe 57 cm.

Die Straße war festlich geschmückt. Die Stämme der herrlichen Bäume, die die Straße von beiden Seiten einrahmen und deren Zweige den Weg gleich den Rippen eines Gewölbes überschatteten, waren in Manneshöhe mit drei hand-

breiten Streifen in weiß-rot-weißer Randung versehen. Am Eingang und Ausgang aller Weiler, Dörfer und Gehöftsgruppen waren Ehrenpfeiler aus grünem Laub und bunten Blumen aufgerichtet. Dort standen stets Polizisten, der Ortsvorsteher und ansehnliche Persönlichkeiten, während die Misera plebs allenthalben am Wege in Gruppen umher- saß und -lag, den Anblick des Landesfürsten und des Vize- königs von Indien zu genießen.

38 Meilen weit führte die Straße durch ebenes Steppen- und Ackerland und eine Parklandschaft, deren Bilder für den Mysorestaat und diesen Teil des Dekkan typisch sind. Dann aber tauchten die ersten „Geiser“ der fontänenartigen Bambusbüsche auf. Hier und da zum Austrocknen auf- gestapelte Riesentrümmer von Tiekholzbalken deuteten die Nähe des Urwaldes und Dschungels an. Mittlerweile mehrten sich die Gruppen hin und her eilender Polizisten. Auf Meile 42 sahen wir zur Linken das inmitten des Urwaldes gelegene Karapurlager, eine imponierende Einrichtung.

In der Mitte ein hohes, für diese Tage errichtetes zwei- stöckiges Gebäude: die Wohnung des Vizekönigs. Darum herum in langen Reihen und zu Dutzenden weiß schimmernde Zelte, Autoschuppen und lange Hallen. Von hier ab gleiten wir durch einen herrlichen Dschungelwald; allenthalben dichter baumhoher Bambus, zwischen dessen Zweigen zur Linken hier und da die glitzernde Fläche eines Fließchens und zur Rechten die dunklen Augen von Sümpfen hindurch- schimmern. — Die Bäume nahmen anderen Charakter an. Die Luft wurde schwerer und war erfüllt von modrigem Duft verrottender Pflanzen, gemischt mit dem gewürzigen Geruch schwelender Feuer, die sowohl am Wege als auch im Dschungel unterhalten wurden. Die Aufgabe dieser Glimm- und Qualmstellen ist es, die Elefanten vom Durch- bruch auf nicht vorgesehener Bahn abzuhalten. Einmal

sahen wir im Fluß einen der Elefanten des Rajahs stehen. Er hatte den rechten Vorderfuß verletzt und hinkte. Nun stand er in der natürlichen Badewanne. Weiterhin fuhren wir dann an dem aus mächtigen Balken gebauten Zaungatter und am Durchgang an den riesenhaften Falltüren vorüber.

Der Weg war belebt. Treiber, Polizisten, Forstbeamte. Überall wurde noch emsig am Wege, an den Fußgängen, die in den Urwald führten, und jenseits einiger Meiler am Errichten von Hütten und Zelten für die niedere Beamtschaft gearbeitet. Dies das eigentliche Kheddalager.

Jenseits des Karapurlagers hatten wir noch fünf Meilen bis zur Grenze des Mysorestaates, die durch einen in üppiges Tropengrün gerahmten Großbach gebildet wird, zurückzulegen. Die leichten Schwingungen, in denen der Weg durch den Wald und am Ufer des Flusses entlang sich anfangs bewegte, wurden zu immer kürzeren und weiter ausladenden Kurven. Jenseits der mysorischen Staatsgrenze führte der Weg in immer kürzeren und tieferen Windungen durch den Wald in ein hügeliges Land. Natürlich war es mit der Herrlichkeit des königlichen Weges sowie mit der Belebung durch festlich gestimmte Menschen zu Ende. Die große Einsamkeit des Waldes, dessen Schweigen nur durch den Lärm einiger kreischender Vögel unterbrochen wurde, umfing uns. Der Weg war nicht schlecht, aber mit Gras bewachsen, in dessen Grün nur die Spuren von Rädern eingraviert waren. Alles Wald, nur dann und wann eine Lichtung, die von der fast beißend grünen Farbe junger Reisfelder ausgefüllt war. Die hügelige Natur trat immer schärfer hervor. Als wir acht Meilen nach dem Verlassen der Mysoregrenze in dem Städtchen Manantody einfuhren, befanden wir uns in einer regelrechten Gebirgsortschaft, deren Straßen steil auf und ab liefen.

Mit Manantody war die Ostgrenze der Ausdehnung der Malabarkultur erreicht. Hier zeigt schon ein großer Teil der

Wohnhäuser den Lehm- und Ziegelsockelunterbau; hier wird schon der sonnenschirmartige Hut getragen; hier ist die Schultertragstange allgemein üblich; hier sind dem Rande zu in dunkelvioletten Streifen mit rötlichem Auslauf gebatigte Stoffe landesüblich; hier sind die Plantagen und Gärten mit Lehmmauern eingefaßt, die keine Türen haben und die auf großen, schweren Kerbbäumen überstiegen werden; hier tauchen die ersten zweistöckigen Häuser auf. Und vor allen Dingen liegt hier in zwei Meilen Entfernung der merkwürdige Vallurkavutempel, den wir an diesem Tage allerdings aus Zeitmangel noch nicht aufsuchten, seine Besichtigung für den Rückweg aufschiebend.

Mit der Kultur ändert sich hier auch der Typus der Menschen. Der größte Teil der Bevölkerung ist einheitlich gelbbraun, ein kleinerer stark dunkelbraun. Die gelbbraune Rasse hat etwas Javanisches, die dunkelbraune etwas Australoides. Die Gelbbraunen sind in ihren Gesten wie in ihrem Auftreten sicherer und kultivierter als die Stämme des Dekkan. Besonders bei den Frauen ist dies auffällig, die, wenn wir mit der Kamera in ihre Nähe kamen, durchaus weder Scheu noch Ängstlichkeit zeigten. Die wohlhabenden unter diesen Frauen sind reich mit Stoffen und Goldschmuck gekleidet. Die ärmeren tragen ebenso wie die Männer den Oberkörper frei und zeigen keinerlei Prüderie.

Nachdem wir eine kleine Erfrischung in Form herrlicher Orangen (natürlich auch hier wie überall in Südindien vom Mandarinentypus) zu uns genommen und den Benzintank des Wagens neu gefüllt hatten, verließen wir Manantody und fuhren zum Flusse hinab, über den eine kleine, geschickt geleitete Fähre den Citrus für 1,4 Rupien brachte. Es folgte 10 Meilen weit reichbesiedeltes Land. Die Häuser lagen alle am Wege und im Schutze mächtiger Bäume. Eine Fülle tropisch romantischer Bilder. Die zweistöckigen Häuser mit

dem Doppeldach nahmen zu, die Unterbausockel wurden höher und zeigten zum Teil sehr schöne Profilierungen. Zum Teil waren die Häuser $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter über der Straße gelegen, und dann führten die schweren Kerbbäume hinauf. Im übrigen hörte von nun an die Einheitlichkeit der Waldfläche auf. Die Lichtungen mit Plantagen mehrten sich. Anlagen von Tee- und Kaffeebeständen wurden immer häufiger. Ein reiches Land.

Die zehnte Meile jenseits der ersten Fähre brachte uns zu einer zweiten und über ein weiteres Flößchen. Dann änderte sich die Landschaft immer deutlicher. Den östlichen Dschungel hatten wir nun vollkommen hinter uns. Wir stiegen in Windungen und über mehrere Wellen höher und höher. Die Hügelkuppen, zuletzt die ganzen Erhebungen wurden baumkahl, und nur noch Bambusgebüsche erinnerten an die hinter uns liegende Szenerie. Auf Meile 31 nach dem Verlassen der Grenze des Mysorestaates hatten wir die Höhe des Randgebirges und die Grenze östlicher Vegetation erreicht. Wir standen auf der Paßhöhe und schauten voll staunendem Entzücken in die neue Welt des Westens und zur weit und tief unter uns liegenden Malabarküste hinab.

Die Schlucht (Ghat), durch die wir nun zur Küste hinabfahren wollten, bietet mit die reizvollsten Landschaftsbilder, die ich in meinem Leben genießen durfte. Das Gebirge fällt hier schroff unter Ausbildung vieler Falten ab, ist aber in jedem Vorsprung und jeder Nische von üppigstem Regenwald bedeckt, der sich auch in die Tiefe und Küstenebene noch 27 Meilen weit bis zum Meeresufer hinzieht. Die Waldstraße besteht aus hohen Laubbäumen, Palmen — zum Teil mit enormen Fächerblättern —, Bananen, Schlingpflanzen. Auch da, wo der nackte Fels zutage tritt, ist er mit einer großblättrigen Bananenart geschmückt, die hier jedes Erdstückchen besetzt. Von oben sieht das Auge auf die schlan-

genförmig sich hinwindenden Serpentina der Fahrstraße, die auf etwa eine Meile Luftlinie acht Meilen Länge hat. Mit der Ankunft auf der Paßhöhe nimmt die Luft, die zuletzt im kahleren Gebiet wieder den Charakter des Dekkan hervortreten ließ, eine neue Form an. Zum tropisch heiß-feuchten, leicht-muffigen kommt noch ein lieblicher Salzgeruch und Salzgehalt, der bald alles leicht klebrig werden läßt. Tropische Küstenluft. —

Der Weg ist infolge seiner vielen und ungewöhnlich scharfen Windungen (hairpin corners) nicht ganz leicht zu befahren, und Francis war denn auch ziemlich marode, als wir glücklich unten angelangt waren. Eine Fahrt von 27 Meilen brachte uns durch immer dichtere Besiedelung, Wald- und Plantagenland nach Calicut hinein, das wir um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr erreichten. Wo eigentlich Calicut als Stadt anfängt oder aufhört, ist mir weder auf der Hin- noch auf der Rückfahrt klar geworden. Die Bauerngehöfte, Palmweinschenken, Kaufläden rücken immer näher zusammen. Der Verkehr nimmt an Dichtigkeit zu, und besonders die Ochsenkarren, die hier ungewöhnlich große Räder haben und sehr hoch sind, stauen sich zu Massen an. Zuletzt windet sich unser Citrus mühsam durch eine schwerfällig durcheinandergemischte Masse von Menschen, Tieren und Karren.

Unterkunft! Zunächst fahren wir beim Bungalow vor. Vollkommen gefüllt. Weder Raum noch Bett. Dann zum einzigen Hotel (Empress). Vollkommen besetzt, kein Raum, kein Bett. Zum Madrasclub. Ein vornehmer, durch steifleinenes Benehmen ablehnender Manager und ein etwas höflicherer Sekretär stellen fest, daß nichts zu haben ist, da gerade Farmerversammlung ist. (NB. an einem Schild steht groß und breit, daß der Raum 7 noch frei ist.) Ich war erst ärgerlich, machte mir dann aber klar, daß das nichts nützt, und daß der Mensch, wenn er für zwei andere Wesen zu

sorgen hat, lieber seinen Geist anstrengen müsse; — gedacht, getan. Nach zehn Minuten war doch noch ein Kämmerlein im Hotel gefunden. Meine Damen übernahmen die Einrichtung, ich fuhr noch einmal von dannen, um in aller Eile einen Plan für die morgige Arbeit zu entwerfen. Ich verließ die überfüllte und lärmende Innenstadt und gelangte bald dahin, wohin mich das Herz trieb, zu einem Vorstadttempel, der im Geruch großer Heiligkeit steht. Ich traf auch einen alten Brahmanen, der mir Rede und Antwort stand, sobald er bemerkt hatte, daß ich um die alten „Geheimnisse“ Calicuts Bescheid wußte. Mit Dunkelwerden kam ich dann an den schauerlichen Ort, der der Schauplatz so mancher blutiger Opfer gewesen war. — — —

Am anderen Tage fuhren wir gemeinsam zu der Stelle, deren architektonische Stilreinheit und eigentümliche Monumentalität mir nun erst im Sonnenlichte klar wurde. Diese Stelle besteht aus einem länglich viereckigen, künstlich in saubere Quaderböschungen gefaßten Teich, um den eine sauber gehaltene Straße läuft. Nach der einen Seite grenzt diese Straße an die langen, niederen Gebäude des Palastkomplexes, an der anderen an den alten Tempel, der von einer schön profilierten Ziegelmauer umgeben ist. Aber der Eingang in den Tempel liegt nicht dem See zu. Man erreicht ihn, wenn man die Palastvorstraße verfolgt und einige hundert Schritt an der am Teichwinkel den Gegenwinkel bildenden Tempelmauer vorbeigeht. Da liegt dann das Torgebäude und sieht auf eine breite Straße, die von hier aus einstmals weithin aus der Stadt ins Freie bis zu einem Tempel an der Böschung der aufsteigenden Hügel führte. Der Tempel gilt als „uralt“. Der unerfahrene Reisende stutzt bei der Angabe, denn er besteht, ebenso wie der Palast, nur aus Holz. Mit Unrecht. Aus Hunderten von Beispielen kann belegt werden, daß hölzerne „Bauten“ unendlich viel älter

sein können als steinerne, weil sie bei Beschädigungen in allen Teilen schnell und leicht wiederhergestellt, ja bei völliger Vernichtung ohne Schwierigkeit neu aufgerichtet werden können, während steinerne Monumentalgebäude nach ihrem Zusammenbruch eine selten wieder aufzubringende langwierige Arbeitsleistung sowohl im Wegräumen der Trümmer wie im Zusammenbringen neuen Baustoffes erfordern. Dieser Tempel von Calicut ist nun ebenso wie der daneben liegende Palast und der zwei Tage später im Schluchtengelände gefundene Durgatempel in einem Stile errichtet, der unendlich viel älter ist als alle großen Steintempel des Dekkan. Leider gewährte die Priesterschaft uns den Eintritt nicht, und wir mußten uns mit Einblicken vom Torhause und von dem hohen Altan eines Nachbarhauses aus begnügen. Meine Tochter mußte alle Kunstfertigkeit anwenden, um gute Bilder zu gewinnen. Aber diese gelangen.

Der Leser wird fragen, wodurch die Heimlichkeit begründet ist, in die diese Gebäude gehüllt sind. Geschichtliche Aufzeichnungen helfen hier. Vor einigen Jahrzehnten hat W. Logan mit dem regierenden Rajah zusammen die Archive des Palastes durchforscht und die Schilderung einer Sitte wiedergegeben, deren letzter Ausübung sogar ein europäischer Besucher Anno 1695 noch nahe war. Alle 12 Jahre wurde nämlich ein Maha Makham, ein großes Opferfest, veranstaltet, zu dessen Begehung die Menschen aus allen Teilen des Königreiches zusammenströmten. Vor einem außerhalb der Stadt gelegenen Tempel war auf aufsteigendem Terrassengelände ein Baldachin errichtet. Von ihm verlief der Stadt zu eine breite Straße, die an diesem Tage von schwerbewaffneten Soldaten eingefäßt war. An einem Ende dieser Straße stand unter dem Baldachin der König, am andern eine Gruppe von 4 Prinzen, deren Aufgabe es war, auf ein gegebenes Zeichen auf der von Spearträgern ein-

gerahmten Straße in der Richtung auf den König zu von dannen zu strömen. Die vier Männer hatten keine geringere Aufgabe als die, sich durch die Tausende von Speerträgern, die stets an der Kante der Straße stehenblieben und nur von hier aus stechen durften, hindurchzukämpfen. Gelang es einem von ihnen, diese blutige Arbeit zu vollführen, bis zum König vorzudringen und diesen selbst zu töten, so war er damit selbst für die kommenden 12 Jahre König.

Solches ist eine historisch fixierte Tatsache. Geschichtlich erwiesen ist aber auch, daß diese Sittenübung nur die im Beginne des Mittelalters gemilderte Form einer noch viel barbarischer anmutenden Opferform ist. Dem älteren Ritus zufolge mußte der Rajah sich nämlich beim Maha Makham selbst entleiben. Er nahm ein feierliches Bad, vollzog ein langes Gebet, bestieg ein Schafott und — schnitt sich selbst die Kehle durch. Diese Sitte war im Beginne unserer Zeitrechnung nicht nur hier, sondern in allen Staaten der Malabarküste, ja — wenn die Volksüberlieferungen nicht trügen — in allen Dravidastaaten eingebürgert. Und doch ist auch dieses noch nicht die älteste Form des Brauches. Landleute aus der Gegend von Hospet und der Landschaft um Travankore haben mir Angaben machen können, die die Berichte aus Mysore bestätigten. Diese beziehen sich auf die Zeiten, „ehe Rama nach Südindien kam“(?).

In dieser Zeit war der Rajah selbst ein „Brahmane“, der alle 12 Jahre in dem Augenblicke, in dem der Jupiterstern wieder in einer bestimmten Konstellation angelangt war, sich am Maha Makham selbst als Opfer darbrachte. Aber dies nicht draußen vor der Stadt, sondern hier in Calicut in dem heute noch bestehenden Holztempel. Er schnitt sich aber nicht die Kehle durch, sondern erhängte sich an einem Galgen, der offenbar das hölzerne Vorbild des steinernen Wegegalgens ist, an dem die Könige von Vijayanagar mit Ein-

satz des eigenen Körpers das Goldquantum abwogen, welches sie den Priestern wohl als Freikaufsumme darbrachten.

Wenn alte Brahmanen behaupten, daß vordem andere höhere Fürsten, nämlich Priesterkönige, die Länder regierten und daß diese Dynastien durch Fürsten aus dem Ramageschlecht, also aus der vom Priesterhochmut niedriger eingeschätzten Kriegerkaste, abgelöst wurden, so findet das in der Mitteilung eines Reisenden aus dem späteren Mittelalter Bestätigung. Dieser sagt nämlich, daß die Zamorin sich selbst als Gottkönig den Brahmanen überlegen, diese sie aber als „Sudra“ erachtet hätten. Dies ist wohl möglich, denn das Volk murmelt hie und da, daß das Unglück, dem heute Indien unterworfen ist, daher komme, daß nicht mehr die „richtigen Sprossen der Monddynastie“ auf den Rajathronen säßen. —

Nachdem meine Tochter am Tempel alles aufgenommen hatte, was durch das Objektiv erreichbar war, folgten wir einer Einladung und besichtigten das „Studentenkolleg“, das heute im alten Palast untergebracht ist. Ein würdiger Greis empfing uns hier und ließ uns die Stelle zeigen, an der einst Vasco de Gama empfangen wurde, und der Schüler, der mich herumführte, sagte mir, daß es in dem Tempel, den ich eben so genau besichtigt habe, gewesen sei, daß Vasco de Gama vor den fremden Götterbildern niedergefallen und für die glückliche Vollendung seiner ersten Umschiffung Afrikas gedankt habe. — — —

Heim zum Hotel. Frühstück. Wagenbepacken. Abfahrt 1,45 p. m.

Nachdem wir mit unserer Karre uns mühsam durch das Innere der Stadt und seiner Vororte hindurchgezwängt hatten, ließ ich auf Meile 13,5 zum ersten Male halten. Auf der Herfahrt war mir an dieser Stelle allerhand aufgefallen.

Es stieg hier das Gelände an der Seite ziemlich steil empor, und die natürliche Böschung war durch mehrere Mauern im Abstand von 10 m in einen Terrassenbau verwandelt, der, neu angelegt, zum Rahmenwerk einer jungen Plantage werden sollte. Diese Terrassenbauten hatten wir im Dekkan nie, seit dem Abstieg durch die Schlucht um so häufiger beobachtet.

Diese Stelle bot noch mehr des Interessanten. Zunächst war etwas zur Seite eine umfangreiche tiefe Grube ausgehoben und das lockerere Erdreich weggeräumt, so daß der feuchtzähe Laterit zutage trat. Es war hier nun zu beobachten, wie diese Masse in Schichten, die Schichten in kubische Stücke geschnitten wurden. Die Schichten wurden stets in einer Höhe von 12 cm die Breite und 32 bis 40 cm (meist in 35 cm) und die Tiefe in 18, selten bis 20 cm geschnitten. Diese feucht und noch ein wenig schwammig aus der Tiefe herausgenommenen Ziegel werden in der Sonne getrocknet, nehmen hierdurch nach einiger Zeit tatsächlich die Härte eines gebrannten Ziegelsteines an und stellen ein durchaus brauchbares Baumaterial dar, das wir auf der ganzen Fahrt zur Küste als typisches Symptom der Malabarkultur feststellen konnten. Weder in Afrika noch auf dem Dekkan habe ich jemals diese Herstellung von „luftgetrockneten“ Ziegeln gesehen. Das afrikanische Verfahren besteht darin, den Staub mit Wasser zu einem Brei anzurühren, den Brei mit Händen und Füßen (am Niger in einem Mörser) zu kneten und ihn dann in langen rechteckigen Streifen auf der Erde zu formen. Diese Streifen werden dann quergeschnitten und so in Reihen luftgetrockneter Ziegel verwandelt.

Man kann sehr wohl sagen, daß die malabarischen Lateritziegel eine Art Mittelstellung zwischen dem sudanischen Luftziegel und dem Granitbruchstein einnehmen.

Letzterer liegt seiner Herstellung nach für unser mechanisches Empfinden zunächst am nächsten, denn die Natur schichtet von selbst, und der Mensch hat nichts weiter nötig, als die Schichten zu spalten. Die Herstellung der luftgetrockneten Ziegel setzt dagegen die Vorstellung eines rechteckigen Ziegels und Erfahrung in seiner Verwendung voraus. Aber es will mir nicht so erscheinen, als ob dies der tatsächliche Weg der Entwicklung sei.

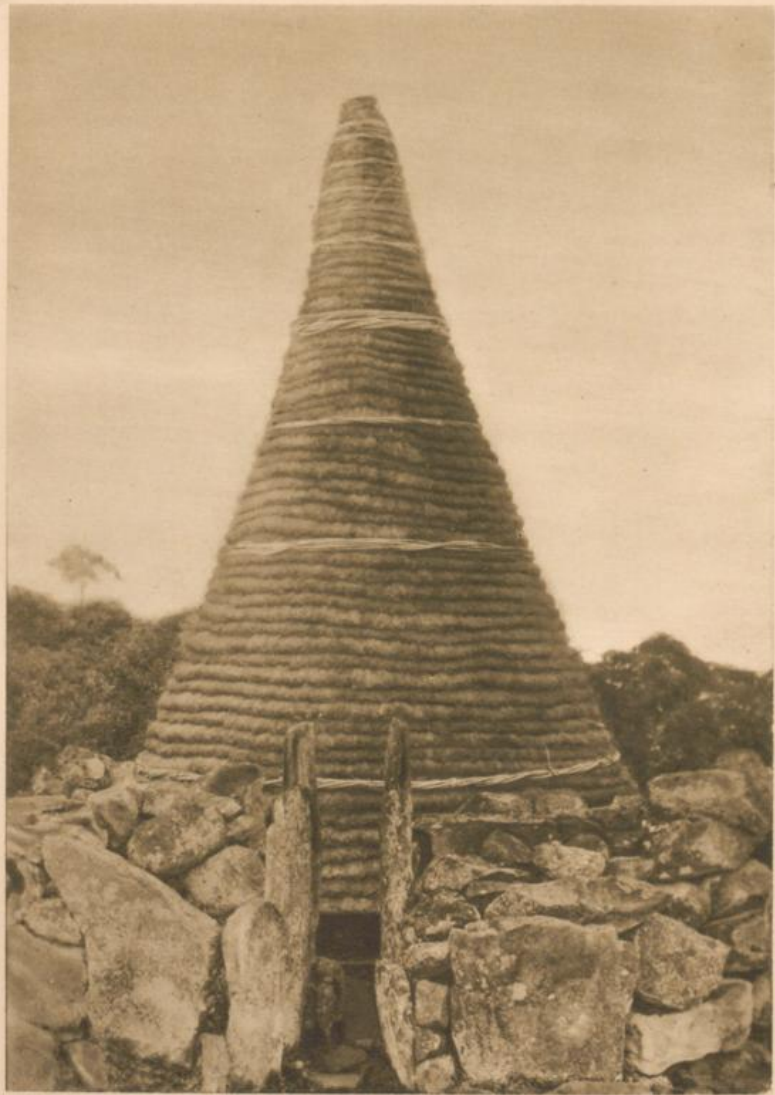
Diese Stelle bot aber noch ein drittes Kultursymptom, das mein Interesse noch mehr als die andern beiden erregte. Über der unteren Mauer des neu angelegten Terrassengartens hing eine über 2 m hohe Puppe männlichen Geschlechts an einer Stange. Sie war aus Stoffen modelliert, Oberkörper und Arme aus karierten, Beine aus weißen, die Charakteristika des Männlichen aus knallroten. Das Gesicht war eine bemalte Baumrindenscheibe. Meine Anfrage nach der Bedeutung dieses nicht ohne Geschicklichkeit hergestellten Gebildes wurde zunächst damit beantwortet, daß dies ein Bagidscha Chaukidar, ein Plantagenwächter sei, der die schweren Schäden von den Plantagen abwende, die zu befürchten seien, wenn etwa ein Vorübergehender sage: „Welche schöne Plantage!“ Dies wäre dann also ein Abwehrmittel gegen den bösen Blick. (Vgl. Tafelabb. 8.)

Ich ließ es aber mit dieser Erklärung nicht auf sich beruhen, sondern fragte, ob man auch auf alten Plantagen solche Figuren anbringe. Dies wurde verneint. Warum nicht? Nun, weil man die Fruchtbarkeit dieser kenne und keinen weiteren Segen benötige: junge Anlagen müßten aber geweiht werden, und diese Figur solle dem Garten Feuchtigkeit bringen. Damit war ich dann im Bereich guter Erfahrungen angekommen. Auch in Ägypten pflegt man stark phallische, zuweilen auch geschlechtspaarweise gebildete Puppen auf neuen Feldern aufzustellen und von ihnen Frucht-



Stelen; die drei wichtigsten Mastikals mit Armsymbol und Venussternrosette in Kikeri.

Tafel 18



Nilgiriberge; der Dom resp. Tempel der Toda
bei Ootakamund.

barkeit zu erhoffen. Dort in Ägypten liegt das ganze Aktenmaterial über den fruchtbarkeitsstarken Gott Min vor. —

Auf Meile 19 schlugen wir uns nach links hin auf der Suche nach der Farm Poonoor, auf der mein Schiffskamerad Bolle residierte, in die Büsche. Die „Kultur der Straße“ hatte bald ein Ende. Der alte Citrus humpelte und pumpelte nun über einen Weg, dem der Segen der Zivilisation nur in ganz kleiner Dosis zuteil geworden war. Seinen alten Knochen sagte das Spiel auch nicht zu, und alsbald begann das Kühlwasser zu kochen. Dann riß der Treibriemen der Ventilatorschraube, und prustend, schäumend, ächzend blieb die Karre stehen. Da wir nun ganz dicht bei dem Farmgebäude waren, gingen meine Damen voraus, während ich selbst Francis bei der Besänftigung und Abkühlung des überanstrengten alten Citrus behilflich war. Als dies Werk unter Zuhilfenahme von ungeheuren Wassermengen endlich geglückt war, folgten wir.

Oben angelangt, fand ich Herrn Bolle in ziemlicher Bestürzung. Er hatte just alles nicht unbedingt Notwendige verpackt und war nun gar nicht mehr auf einen Besuch eingerichtet. Er machte sich zunächst falsche Vorstellungen von den Ansprüchen einer reisenden Forscherfamilie. Nachdem diese aber verscheucht waren, genossen wir gemeinsam einen herrlichen Abend.

Natürlich war es für mich von großem Interesse, mit einem im Plantagewesen auf Sumatra und Indien durch über ein Menschenalter hindurch graugewordenen und gebildeten Mann Beobachtungen und Erfahrungen besprechen zu können und so ein abgeklärtes Urteil zu gewinnen. Am wichtigsten war es mir, einen Einblick in die wirtschaftlichen Prädispositionen eines weißen Farmers in Indien zu gewinnen.

In bezug auf die heute noch wichtige Kautschukproduktion liegt der Fall sehr einfach. Bekanntlich bietet die

Bearbeitung einer Kautschukanpflanzung keinerlei Schwierigkeiten, zu deren Bewältigung eine besondere Wissenschaft oder Kunstfertigkeit vonnöten ist. Daher sind heute schon viele kleine Kautschukplantagen in indischen Händen. Der indische Kautschukfabrikant macht sich das Leben sehr leicht. Er hat es nicht nötig, die Arbeit seiner Leute bar zu zahlen und so Summen anzulegen, die im Falle einer Kautschukbaisse nicht wieder einkommen. Er läßt vielmehr die Leute Kautschuk machen, verkauft ihn, nimmt selbst die Hälfte der eingehenden Summe für sich in Anspruch und gibt die andere Hälfte seinen Leuten. Das ist ihr Lohn und alles. Es ist also ein völlig risikofreies Geschäft. Steht der Kautschuk hoch im Werte, so nehmen die Leute viel ein, andernfalls weniger oder sogar nichts. Aber ganz ohne Einkommen ist diese Geschäftsart nicht, während die europäische Großfirma oft durch die Lage des Marktes bei ungenügenden Reserven gezwungen ist, das Zapfen zu überreiben, wodurch er zuweilen auch nicht mehr als gerade die Deckung der Unkosten erzielt und außerdem die Lebensdauer der Bäume beschneidet. Infolgedessen ist es kein Wunder, wenn die Zahl der produzierenden indischen Farmen ständig zu-, die der von Europäern geleiteten abnimmt. Und so wie auf dem Gebiete des Kautschuks, so ist es in der Farmwirtschaft ganz allgemein.

Das Entscheidende in der Verschiebung dieser Verhältnisse beruht aber für den ernsthaften Beobachter weniger in der Feststellung dieser Tatsache als darin, daß sie die natürliche Konsequenz eines eigenartigen Kräftespieles ist. Zwei Wirtschaftssysteme, die Ausdruck zweier Kulturstile sind, ringen miteinander. Der indische ist von einem ziel sichereren Geiste durchdrungen, dem Aktivität nicht abzusprechen ist, der europäische ist heute schon in diesem Lande lau, müde.

Der Eindruck, den am ersten Tage schon die Beobachtung des Lebens in Madras machte, war kein falscher. Die europäische Kultur in Südindien ist im Stadium des Erlahmens aktiver Energie angekommen. Welcher Unterschied gegenüber Südafrika, wo alles — reich und arm, hoch und niedrig — überzeugt ist von „einer Zukunft“, wo tagtäglich die Akkumulatoren der Zivilisationsmaschinerie sich neu füllen. Die europäische Kultur in Südindien hat als Gesamtheit keine Hoffnungen mehr. Sie ist sehr schnell dem Schicksal aller ins Tropische und Üppige Verschlagenen verfallen. Sie träumt und siecht dahin, unfähig, noch einen neuen Gedanken aufzubringen, oder gar noch den Versuch zu machen, das immer dichter sich zusammenziehende Lianengewirr des tropischen Stiles zu durchbrechen und sich einen Luftkanal zu schlagen, durch den genug frischer Seewind aufgesogen werden kann.

Die europäische Kultur als solche hat heute schon die Waffen beiseite gelegt. Ihre Note als eines geistig Bestimmenden ist schon aus der südindischen Harmonie gestrichen. —

Herr Bolle bereitete uns einen angenehmen Abend. Es zeigte sich, daß seine Speisekammer noch allerhand Leckeres aufzuweisen hatte, und daß unser Wirt ein freundlicher Gesellschafter war. —

Montag, 25. November, begann mit einem kleinen Ärger. Francis war zum Essen und Schlafen in das 4 Meilen weite Dorf gegangen und stellte sich erst morgens um 9 Uhr ein, so daß wir nicht vor $\frac{3}{4}10$ abfahren konnten.

Den Schluchtweg zur Höhe legte Citrus in zwei Absätzen zurück. Etwas nach 12 Uhr glitten wir über den Paß hin und im Gegensatz zu der stickigen Schwüle, die uns bis dahin umfange hatte, wehte uns ein frischer Steppenhauch entgegen. Die kahleren Höhen waren bald überfahren, und

so stiegen wir wieder in das echte Dschungelland herab. Allerhand hübsche Architekturbilder zeigten sich. Die Profilierungen der Sockel sind hier am schönsten. Sehr deutlich zeigte sich auch, daß in den einfachen Stockwerkbauten das obere Geschoß nie aus dem Innern des Hauses, sondern von außen her auf einer Treppe erreicht wurde. Nur wenn die Veranda unten fehlt, d. h. also im Unterdach nicht errichtet ist, führt diese Treppe von der Seite, sonst stets von der Rückseite des Hauses herauf.

Das Übersetzen auf den Fähren ging ohne Störung von statten. Zweimal trafen wir im Busch auf „Schwarze“ mit Bogen und Pfeilen. Das erstemal verschwanden sie aber schon, als wir noch ganz weit waren, das zweitemal wurde einer von ihnen zum Stehen gebracht. Aber auch er war zu scheu, so daß wir seine Waffe nur aus der Entfernung sehen konnten. Es war ein Bambusstab mit Schnursehne (also keine Bambusehne). Die Pfeile waren mit Vogelschußknöpfen aus Holz, nur einer mit einer lorbeerblattförmigen Eisenklinge versehen. Kurz nach 2 Uhr trafen wir in Manantody ein und begaben uns sogleich auf die Suche nach dem Vallurkavuheiligtum.

Dieses Durgahheiligtum stellt einen in Bambus- und Akaziendschungel hineingeschnittenen Platz an der Seite eines Flusses dar. Das Hauptgebäude ist ein langer, auf profiliertem Unterbau errichteter Holzschuppen mit Satteldach und Giebeltür, zu der eine fünfstufige Treppe hinaufführt. Gegenüber dem Eingang ist ein kleines Häuschen errichtet, das mit offener Giebelseite dem Haupttempel gegenüberliegt, eine fünffach abgesetzte Säule zwischen beiden und ein auf einer konisch nach oben verlaufenden Säule thronender Lingam, ein gewaltiger, den Kleinbau und die Lingamsäule überschattender Baum, das ist alles, was dieser heilige Platz birgt. Wahrlich nicht viel, und ohne

Beachtung der Einzelheiten nichts, was den von diesem einsamen Buschheiligtum ausgehenden Zauber erklärt.

Wie eigenartig ist aber der Giebel dieses Tempels. Über einer von innen heraus wachsenden Überwalmung ist der Giebelteil des Satteldaches ein Stück weit vorgeschult und von aus diesem Walm herauswachsenden sechs Stützen getragen. Vom Giebel her starrt ein langes Antlitz mit Glotzauge und herausgestreckter Zunge, mit Flügeln und Rosetten über der Stirn und unter der Stirn auf den Beschauer herab. Von den Enden der Vorschuhgiebelkanten ragen zwei lange Arme mit Händen weit herab. Die sechs Stützen sind profiliert und die an der äußeren Seite wieder mit den Rosetten geschmückt, die aus 16 Blättern, einem Mittelknopf und einem Außenperlrand bestehen. Auch auf dem Giebel des Kleintempels ist der verkümmerte Leib und Kopf einer Holzfigur angebracht. In seinem Innern steht aber ein langes Schwert mit geknickter Klinge und auf dem Speerträger darüber eine kleine Versammlung von sechs zum Teil zerbrochenen, gebrannten Tonfiguren, unter denen vier weibliche und eine Tierfigur zu erkennen sind (vgl. Tafel 10).

Was nun mochten diese Giebelfratzen, die tönernen Bilder sein, die Säulen bedeuten? Alle Angaben, die ich über Sinn und Gestalt des Tempels in der bisherigen Literatur finden konnte, beschränken sich darauf, daß der Tempel von Vallurkavu eine Fischpagode der Göttin Durga und daß es verdienstlich sei, die Fische im benachbarten Flusse zu füttern. Nicht allzuviel und jedenfalls zu wenig, um ein Verständnis für die Einzelheiten zu gewähren. Aber auf der Straße zwischen Tempel und Fluß zogen allerhand Menschen einher, Hirten, Bauern und auch ein älterer Mann, der, augenscheinlich einer höheren Kaste angehörend, sich für meine Zeichenarbeit interessierte und in den Tempelbezirk

trat. Als dieser alte Herr wahrnahm, daß ich allerhand von der Göttin Durga wußte, wurde er dadurch, daß ein Europäer der indischen Durga soviel Aufmerksamkeit widmete, gesprächig gemacht und erzählte folgendes:

Dieser Tempel sei heute ein so gut wie kaum beachtetes Heiligtum, dessen Glanzzeit mit dem Ende der Witwenverbrennung abgelaufen sei. Die Durga sei hier in ihrer Natur als Sati verehrt worden, als Sati, die sich für den Gemahl Gott Shiva geopfert habe, um ihn vor dem Untergange zu retten. Nun wisse ich ja, daß die Göttin hiermit für alle Witwen das Vorbild abgegeben habe, die sich demgemäß mit den Leichen ihrer gestorbenen Gatten verbrennen ließen, um durch solch freiwilliges Opfer seine Seele vor dem Untergange zu erretten. Hier im Durgaheiligtum von Vallurkavu wäre es für fromme Frauen nun Kultusübung gewesen, so schon frühzeitig und ehe noch an den Tod des Gatten zu denken gewesen sei, im Tempel eine Holzfigur darzubringen mitsamt reichen Geschenken an die Priester, damit diese die notwendigen Weihungen und Opfer darbrächten. Diese Figuren wurden dann als durchaus vollgültig mit der Leiche des Gatten verbrannt, wenn dieser vor der Gattin sterben sollte. Das Antlitz am Giebel des Tempels stellte die Göttin selbst dar, ihre beiden ausgebreiteten Hände, daß sie die Opfernden segnete. Von den Rosetten sagte er, daß diese das Symbol der Göttin Sati seien und vordem auch als Stirnbemalung von den Frauen angewendet worden wären — heute aber wie alles andere der Vergangenheit verfallen seien.

Auch über die Tonfiguren wurde mir Bescheid. Sie seien bei der Anlage eines Brunnenschachtes gefunden und im Tempel aufgestellt worden. Es gäbe aber noch mehr von ihnen. Auch von ihnen nähmen die Priester an, daß sie Bilder der Göttin Sati seien. Seit damals seien übrigens

noch mehr von diesen Figuren gefunden worden. Ich war sehr erfreut darüber, eine von diesen zu erhalten. —

Die weitere Fahrt brachte uns über die Grenze des Mysorestaates in das Elefantenjagdgebiet, das voller Leben war. Es war just die Stunde, in der die treibenden Elefanten, soweit sie außer Dienst waren, zusammengebracht wurden, und es war ein prächtiger Anblick, die Kolosse zu Dutzenden sich versammeln zu sehen.

Die Nachtfahrt war empfindlich kalt. Mit gewissem Erstaunen dachten wir daran, daß wir noch gestern abend die tropische Schwüle als drückend empfunden hatten. Um $\frac{1}{2}8$ trafen wir in unserem indischen Gastbungalow ein und fanden Gepäck und Sammlungen in bester Ordnung. —

Mysore, Mittwoch, den 27. November 1929.

Gestern vormittag und die Nachtstunden zu Tagebuchsreinschrift verwendet. Nachmittags ein erfrischender Ausflug nach Seringampattam. Hier erlebten wir es wieder, daß ein Priester uns den Tempel aufschloß und einführte und ein anderer uns wieder hinausjagen wollte. Es liegt viel Trümmerwerk herum. Ich fand zum erstenmal das Motiv des Würgers: Löwe, von hinten einen Bullen anfallend, Bulle mit zur Seite gewandtem Anlitz.



Fig. 33.

Pfeilerbild auf Trümmerstück.
Seringampattam. Bildhöhe 35 cm.

Leider ist das eine Exemplar zu hoch über dem Tempelgang, um es zeichnen oder photographieren zu können.

Auf dem Hofe unseres Bungalows tauchte Herr Ranga Rao auf, der mir zur Galerie heraufrief, daß Sir Charles

Todhunter (der englische Generalsekretär des Rajah) mich morgen sehen wolle und ich mit ihm die Besichtigung der Elefantenjagd besprechen könne.

Im Basar erwarb ich eine wunderschöne Bronze: Shiva mit einem Ochsenkopf, auf dem Stirnband der Mitra der Mond.

Abends herrliche Illumination des Schlosses. Ein wahrhaft märchenhafter Anblick.

Freitag, 29. November, Mysore.

Die politische Höflichkeit Fremden gegenüber ist im Staate Mysore mehr spaßhaft und bäuerlich als orientalisches. Ich war durch das Generalkonsulat angemeldet, hatte anfragen lassen, ob ich bei meinen Arbeiten auf die Förderung des Staates rechnen könne, und war von indischer Seite hierüber beruhigt worden. Als Ethnologe interessierte es mich, einer Elefantenjagd beizuwohnen. Nachdem die hohen Herrschaften den Jagdplatz verlassen hatten, stand dem nichts mehr im Wege, denn jetzt durfte jeder dorthin gehen. Nur das Photographieren war nicht erlaubt, und so hatte ich erst Mr. Ranga Rao gefragt, wie ich mit meinen Wünschen zum Ziele kommen könne. Mr. Ranga Rao sagte mir, daß ich Sir Charles Todhunter, den Privatsekretär des Maharaja, deswegen besuchen sollte. Eine Einführung sei für mich unnötig — was mich annehmen lassen mußte, daß der Sir informiert sei. Aber als ich gestern bis zum Sir Charles vordrang, wußte er von gar nichts, hatte auch vom Chief Secretary nichts gehört. Aber in meiner Gegenwart diktierte er eine Depesche zur Leitung des Jagdlagers und versprach mir die Antwort in das indische Gästehaus zu senden, sobald er sie empfangen. Ich bin überzeugt, daß ich keine Nachricht bekommen werde, da ich gestern abend von dem Assistenten des archäologischen Instituts darüber aufgeklärt wurde, daß

die Elefanten zum größten Teil die Stelle durchbrochen hätten und die Jagd also mißlungen sei*). Da ich bis heute abend keine Mitteilung erhielt, ist die Sache für mich erledigt.

Heute morgen sprach ich im archäologischen Institut vor und erhielt auf meine Anfragen verschiedene Auskünfte über Nagakals (Schlangensteine), Mastikals (Witwenverehrungssteine) und Viragals (Helden- und Kampfdarstellungen). Alles wurde mir in bereitwilligster Weise zuteil.

Als wir nun aber am Nachmittag die für Mysore wichtigen Viragal aufsuchten, fanden wir sie im Gewirr der Gärten nicht. Ein Polizist behauptete, sie zu kennen, fuhr ein paar Schritte mit und zeigte uns eine Hanumanstele. Immerhin wollte ich ihm vier Annas schenken. Er wies sie stolz zurück und behauptete, ein anderer Herr würde ihm für diesen Dienst zwei Rupien schenken. Er war dann mit einer kleinen Zugabe, die ich versuchshalber gab, zufrieden. Nach vieler Hinsicht ist der Staat Mysore sehr vorgeschritten, das ist unbestreitbar, und ich kann nach allem, was ich sah, dem Lande nur zu seinem jetzigen Herrscher Glück wünschen. Das Schnorren und Betteln ist aber in der niederen Beamtschaft in so unwahrscheinlichem Grade verbreitet und eingebürgert, daß es verblüffend ist.

Da es mit den Viragals hier nichts war, fuhren wir 13 Meilen weiter zu dem Tempel von Vassongundi, der als Ruine auf einem Hügel liegt und uns allerhand Wertvolles bot.

*) Später hörte ich, daß in der Tat von hundert eingepferchten nur ein Elefant gefangen wurde. Und zwar, daß die eingeborenen Treiber mit bösartiger Geschicklichkeit die anderen Tiere „durchbrechen“ ließen, um dem Vizekönig einen Streich zu spielen. Solches hat der Vizekönig auf dieser politischen Rundfahrt anscheinend häufiger erlebt. Die Rajah bemühten sich allerorts, dem Vizekönig Freuden zu bescheeren. Die Eingeborenen wußten sie mehrfach zu sabotieren. Damit bereitete sich schon damals stimmungsgemäß der allgemeinere und öffentliche Aufstand Gandis vor.

Mysore, Sonnabend, 30. November.

Der heutige Tag galt dem Aufsuchen einiger Mastikals (Witwenverehrungsstelen) besonderer Art, auf die mich schon Prof. Dr. Krischna aufmerksam gemacht hatte. Sie sollten bei Kikeri stehen.

Unser Weg führte über Seringampattam nach Norden. Die Entfernung betrug 46 Meilen. Das Land, das wir durchschnitten, war zum weitaus größten Teil durch Steppenwellen charakteristisch. Der Boden ärmlicher Laterit. Da die Staubecken jetzt schon ziemlich ausgetrocknet waren, nehme ich an, daß dieser Landstrich heuer wenig Regen hatte. Aber auch die Seltenheit der Felder sprach gegen allgemeine Fruchtbarkeit. Die Kämmen der Hügelketten zeigten Granitgetrümmer. Auch hier ist es sehr spaltig, und dennoch blickt das Auge vielfach auf Bänke, Gartenzäune, Hauspfeiler usw. aus Granitplatten. Nur eine kurze Strecke lang, 10 Meilen vor Kikeri, wird der Blick durch eine fließende Wasserader, Galeriewald und einen Streifen grünender Reis- und Zuckerrohrfelder erfreut. Das Land wird durch den im Bau begriffenen Irwinkanal durchquert. Möge seine Anlage den armen Bauern Segen bringen.

Die Ortschaften wie Kikeri und Ankanhalli sind, der Bodenarmut entsprechend, nicht mit Palästen geschmückt; sie bergen aber als archäologische Schätze vier Mastikals, die mit der Hand und dem Arm der verbrannten Witwe geschmückt sind, und zwar letzterer Platz mit drei vollständigen, ersterer mit einem im Oberteil abgebrochenen.

Diese sehr eigentümlich geschmückten Frauen- bzw. Witwenstelen sind geeignet, den Archäologen zunächst in Verwirrung zu setzen. Die heutige Menschheit ist ja geneigt, diese Darstellung so zu deuten, daß diese Hand als diejenige einer verbrannten Witwe dargestellt ist, zu deren Ehren das

Monument errichtet wurde. Solche Anschauung meint, daß die Anbeter oder Adoranten der Stele von der Geopferten gesegnet würden, was eben durch die erhobene Hand ausgedrückt werde. Diese Ausleger berufen sich darauf, daß die Götterbilder des öfteren eine oder zwei dem Beschauer gegenüber geöffnete Handflächen zeigen und dadurch den Segen ausdrücken wollen. Das kann nicht richtig sein. Denn die Oberarme der entsprechenden Götterbilder sind senkrecht von oben nach unten gerechnet und der Unterarm wagerecht von hinten nach vorn. Hier aber ragen die Arme wagerecht aus einem Pfeiler hervor zur Seite, die Oberarme aber nach oben, d. h. die Hand weist nicht nach vorn, sondern nach oben. Das heißt aber, daß die Hand mit dem Unterarm dieselbe Stellung einnimmt wie auf punischen Stelen,

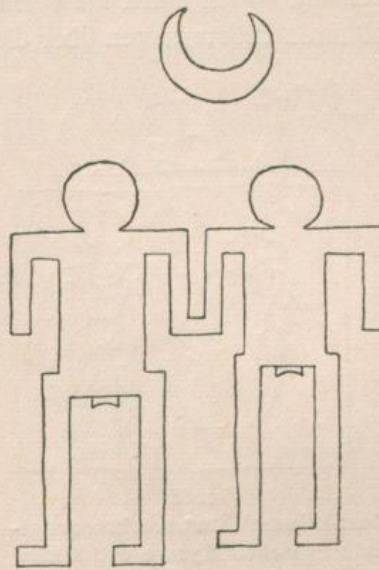


Fig. 34

Mastikal vom Witwenverbrennungsplatz zwischen Mysore und Kikeri. Bildhöhe 61 cm.

auf denen die Hand zu Sonne und Mond heraufreicht oder zwischen diesen beiden „steht“. Wir wissen, daß hier das Dreigestirn gemeint ist: Sonne, Mond, Venusstern.

Und an den Venusstern lassen uns diese Mastikals um so mehr denken, als auf zweien von ihnen über dem Oberarm eine achtstrahlige Rosette (bei Hindus heute als „Lotus“-blüte aufgefaßt) steht. Die achtstrahlige Rosette ist aber seit Sumer stets ein Symbol des Venussternes geblieben,

wurde mir auch so ausdrücklich beim Vallurkavutempel erklärt!

Wie gesagt, ist die Stele in Kikeri im Oberteil geborsten. Es liegen aber am Teich mehrere Bruchstücke, von denen mir ein Mond entschieden zu dieser Platte zu gehören scheint. — Ich hoffe, im Verlauf der Beobachtungen noch zu näheren Erörterungen über diese sehr bedeutsamen Symbole

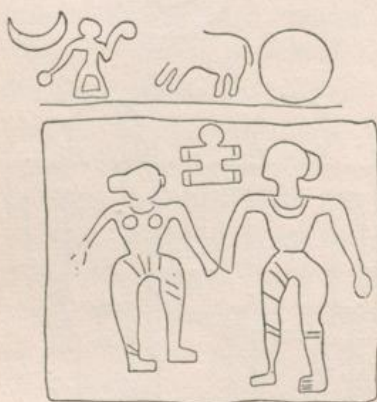


Fig. 35

Mastikal vom Witwenverbrennungsplatz zwischen Mysore und Kikeri. Bildhöhe 61 cm.

zu kommen. — Nach Abschluß der zeichnerischen und photographischen Arbeit begaben wir uns auf den Rückweg, zunächst 17 Meilen weit bis zum Meilenstein 14,1. Hier war uns eine große Versammlung von Stelen, die zwischen kleinen Steinhallen standen, aufgefallen. Wie erwartet, zeigte sich uns hier ein Trümmerfeld von Mastikals. Eine alte Frau wußte die Erscheinung zu erklären: Wir

befanden uns auf einem früheren Witwenverbrennungsplatz. Allerhand stehende Säulen — eine mit der Darstellung einer Kornmühle (oder Buttermaschine?) auf der Spitze, zumeist aber Mastikals. In den verschiedensten Stilen und Stadien künstlerischer Vollendung. Offenbar aus verschiedenen Epochen stammend. Herrlich kunstvolle mit allerhand Figurenwerk, plump bäuerliche und mathematisch lineare — alles zusammen wohl geeignet, uns für einige Stunden zu fesseln und in emsiger Tätigkeit zu unterhalten (vgl. Tafel 16).

Wonach wir dann den Heimweg antraten, nicht ohne

noch manches interessante ältere und neuere Monument im Bilde festzuhalten. Um 4 Uhr waren wir wieder in Mysore und erledigten, da heute Sonnabend war, unsere Einkäufe. Wir wollen morgen noch unsere Korrespondenz absenden, Sammlungen und Gepäck verschicken und den Wagen für die Bergfahrt am Montag instand setzen. —

Ootakamund, Dienstag, 3. Dezember 1929.

In aller Herrgottsfrühe.

Das Bild der Welt um uns hat sich wieder einmal innerhalb weniger Stunden so ungeheuer verändert, daß die Vorstellung, nur 100 Meilen auf gleichem Erdteil vorgeückt zu sein, nicht ganz faßbar ist.

Sonntag, den 1. Dezember, war Abschluß- und Abbruchtag. Schon am frühen Morgen begann ein emsiges Packen. Der Schreiner kam, nagelte zu und bebänderte mit Metallgüssen die sechs Kisten, die über Bombay nach Frankfurt gingen. Auch unser Privatgepäck wurde nun wieder weggesandt — werden es also in einigen

Tagen dort wiederfinden. Ich hätte es auch nach Tuticorin (und zwar mit Hilfe der „The Madura Company Ltd, Tuticorin“) schicken können. Die Sache war mir aber zu unsicher. — Um 3 Uhr nachmittags war alles Gepäck der Bahn übergeben, und ich atmete „einmal wieder“ erleichtert auf.

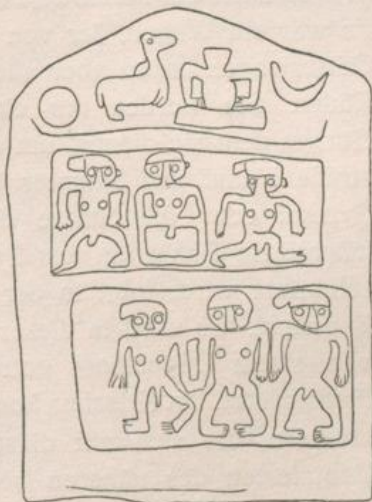


Fig. 36.

Mastikal vom Witwenverbrennungsplatz zwischen Mysore und Kikeri. Bildhöhe 60 cm.

Am späten Nachmittag waren mir ein paar ungemein lehrreiche Stunden beschieden. Dr. M. H. Krischna Iyengar war von seiner Inspektionsfahrt zurückgekehrt und spendete mir aus seinem mir unerschöpflich erscheinenden brahminischen und archäologischen Wissen. Heute unterhielten wir uns zunächst über Götterwagen, Wagen überhaupt und Wagen- sowie Bootsfeste. Er bestätigte mir, daß in Südindien, zumal Mysore, heute überhaupt nur zweirädrige Ochsenkarren im Gebrauch sind. Den letzten vierrädrigen Wagen hatte der Maharadja noch vor etwas über 100 Jahren. Es war ein Wagen, der von Elefanten gezogen wurde. Die Götterwagen haben aber alle vier, zuweilen fünf und sechs Räder. Sie werden nur einmal im Jahre zu Ehren des Gottes, dem sie dienen, um den Tempel oder eine Tempelstraße hinauf und hinunter (wie in Hampi) gefahren. Das Symbol oder die Statue des Gottes thront dann unter mächtigem Baldachin aus Bambus. Dem Tage, an dem es zelebriert wird, folgt in der Nacht an manchen Orten ein Bootsfest. Es wird in dieser Nacht das Götterbild auf eine von einem Doppelboot getragene Plattform oder auf ein Floß gesetzt. Dr. Krischna konnte sich keiner Veröffentlichung erinnern, die sich mit diesen Götterwagen, Wagen- und Bootsfesten des näheren beschäftigt. Er will aber gerne Material darüber sammeln und versprach mir, eine Arbeit in Angriff zu nehmen.

Danach vertieften wir uns in die Frage nach der Verteilung des Shiva- und Vishnudienstes. In der Tat zerfällt heute noch das gesamte Hindutum in die zwei Gruppen der Verehrer dieser Götter. Mit Stolz wird in Mysore deren Zeichen als Bekenntnis auf der Stirn getragen. Als typische Zeichen hier gab mir Dr. Krischna die beifolgend nach seinen Skizzen gegebenen Abbildungen. Das eine ist Nir und bedeutet den Mond. Die Shivabilder tragen den Mond außer-

dem auf der Mitra. Das andere ist N a m o. Die Verehrung der zwei Götter pflanzt sich vom Vater auf den Sohn fort.

Hochbedeutsam ist es mir, daß die Rajahfamilien bis heute noch bewußt ihre Herkunft von Sonne und Mond ableiten. Vom Mond stammen die Fürsten von Mysore, stammten die Herrscher des Kaiserreiches Injayanagar und

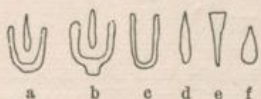


Fig. 37. Stirnzeichen (= namo) der Vishnuanbeter im Mysoregebiet. d solche der Frauen. (Nach Zeichnung von Prof. Dr. Krischna.)



Fig. 38. Stirnzeichen (nir) der Shivanbeter im Mysoregebiet. d solche von Frauen (Nach Zeichnung von Prof. Dr. Krischna.)

Jadava und viele Radjputenfamilien zurück bis zu den Pandawars.

Die Sonnengeschlechter scheinen mir im Norden zu regieren, vor allem Maharadja Udaja, der Sisodja (?) Radjput, der seine Hauptstadt als „Stadt des Sonnenaufganges“ benannte. Vor allem die Ayodhja-Dynastie von Rama-Ikschweku. Das Wichtigste ist, daß diese Gliederung mit exogamischer Bedingtheit verbunden sein soll. Kein Mondfürst darf eine Mondprinzessin heiraten. (?) Eine Ausnahme hiervon stellt das östliche Reich Siam dar. Der König von Siam heiratet vorschriftsmäßig die eigene Schwester. (Soweit Dr. Krischna!)*)

Hernach sprachen wir noch über die früheren Sitten der Selbstaufopferung, und Dr. Krischna konnte mir auf diesem Gebiet ungemein wichtige Mitteilungen machen, die ich an späterer Stelle wiedergeben will. —

Am Abend dieses 1. Dezember hatten wir einen heftigen Regenguß, eine typische Voraussage dessen, was wir am andern Tage in den Nilgiribergen erleben sollten.

*) Vgl. hierzu die auf der Heimreise von Dr. Josky erteilten Auskünfte.

Kapitel 7.

Gebirgsfahrt.

(Über die Nilgiriberge.)

Durch die Ghats aufwärts — Europas Pflanzen- und Menschenkultur in Indien — Ein Höhenkurort — Der „Dom“ eines Naturvolkes — Hinsterbende Altkultur — „Rosenfinger der Morgenröte“ — Eine Sammlung von Kultursplittern — Abstieg — Heilige Riesenrosse aus Terrakotta (Ayyanar) — Todesschreck — Hinein in die Ameisenhaufen!

Um $\frac{3}{4}$ 8 Uhr in der Frühe des 2. Dezember fuhren wir mit hochbepacktem Citrus zur Stadt Mysore hinaus — den Nilgiribergen und Ootakamund zu. Diese Fahrt hat entsprechend dem Gelände eine natürliche Gliederung in fünf Abschnitte. 43 Meilen weit auf leichtwelligem Boden, sehr fruchtbar, Baum-, Palm-Farmreich, so recht ein Gegensatz zu dem Lande, das wir zwei Tage vorher auf der Fahrt nach Kikeri kennenlernten.

Mit der 44. Meile beginnt die Steigung. Der erste Absatz bei Gudalur ist mit einem Dschungel besetzt, der dem auf dem Wege nach Calicut durchmessenen sehr ähnelt. Viel Bambus. Im zweiten Teile dieser ersten Steigung verläuft der Weg in engen Schlangenwindungen dem Lauf eines Bergflüßchens folgend. Dieser Abschnitt ist besonders herrlich und bietet überraschend packende Bilder. Der Wald ist hier verhältnismäßig licht und läßt die charaktervollen Baumriesen deutlich erkennen. Der Bambus streckt seine bewimpelten Finger an die 15 m hoch gen Himmel. Rechts und links lugen aus dem Grün die oft 2 m hohen rotbraunen Termitentürme empor. Der Weg ist auf diesem Anstieg ganz besonders kleinkurvig. Ein rasender Engländer, der



Der Götterwagen in Hampi
unterhalb des Malayantatempels.

Tafel 20



Der Wagen des Gottes Rama in Nanjangud.

uns entgegenkam, hätte uns an einer Biegung um ein Haar in den Abhang geschleudert. Soweit der Weg dem Staat Mysore angehört, ist er schlecht. Auf englischem Gebiet ist er gut.

Nach dem ersten Anstieg folgt eine Art Ruhepause in der Fahrt durch ein breites Hochtal bis Gudalur. Hier ragen die kahlen grünsamtenen Bergkuppen ein paar hundert Meter über dem Waldrand des Dekkan empor.

Danach in einer Falte bzw. Schlucht (Ghat) der Aufstieg zum Nilgriplateau. Zehn Meilen weit. Serpentinaen und Klimmen, Klimmen, Klimmen! Nur eine gute Maschine vermag das zu leisten. Der Bambus hört auf. Ein dichtes Gebüsch mit vielen, vielen kleinen roten Blüten umgibt die Wegkante. Baumfarren und erste Eukalyptusbäume. Immer weiter und weiter dehnt sich das hügelige Tiefland unter uns aus.

Nach 10 Meilen sind wir auf dem Plateau angelangt und haben nur noch einen Hügelweg von 20 Meilen bis „Ooti“ (die übliche Abkürzung von Ootakamund) zurückzulegen. Eine weite, weite Hochlandnatur. Die grünsamtenen Hügelbuckel von 50—100 m Höhe gehen allenthalben in weichen Linien ineinander über. Jede Falte ist angefüllt mit eingeschmiegtten dunklen Büschen. Hie und da sind junge Tee- und Kaffeepflanzungen, deren dunkle Büsche sich markant vom roten Erdreich abheben.

Dann liegt Ootakamund vor uns. Schon von weitem erkennbar als Gebirgs- und Erholungsstätte englischer Kolonisatoren, die hier aus allen Teilen Indiens zusammenströmen, um zumal in der heißen Sommerzeit Erfrischung und Erholung zu gewinnen. Eine Garten- und Hügelstadt. Wir finden eine hübsche Unterkunft in dem Boardinghouse Firegrove und erhalten ein kleines Häuschen für uns ganz allein.

Es ist erst $\frac{1}{2}$ 2 Uhr, und wir müssen noch nach dem 12 Meilen weiter gelegenen Coonoor fahren, um dort den Sohn unseres Freundes Bolle aufzusuchen und ihn wegen der Besichtigung eines Todaweilers um Erkundung anzugehen. Also wieder auf. Der Himmel ist schon ein wenig grau. Wir fahren den breiten Serpentinweg zu dem niedriger gelegenen Coonoor hinab, kommen mit einsetzendem Regen an. Wir bringen die Regenzeit mit uns. Der jüngere Herr Bolle ist daheim und erlabt uns mit einem Tee. Um 5 Uhr brechen wir — im Regen — wieder auf. Die Straße ist nun sehr glatt. Wir verfahren uns, kommen glücklich zur Hauptstraße zurück. Nun verwandelt sich der Regen in ein Sprühen, das Sprühen in dichten Nebel. Gleichzeitig setzt die Dunkelheit ein. Wir müssen Lichter einsetzen, um von Entgegenkommenden wahrgenommen zu werden. Der Schein unserer Lampen reflektiert im Nebel und blendet. Mühsam schleppen wir uns kriechend auf der Straße hin. Das einzige Gute ist, daß auch die uns entgegenkommenden Wagen und Busse schleichen müssen.

Um $6\frac{1}{4}$ sind wir glücklich daheim und entzünden uns schleunigst ein strammes Kaminfeuer, mit dem die vor Kälte starren Glieder erwärmt werden. —

Ootakamund, 3. Dezember 1929, abends.

Bei noch grauem Wetter holte uns heute morgen um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr Herr Bolle ab, und wir fuhren einige Meilen weit zum Besuch einer Todafamilie. Diese lebt in einer Falte zwischen zweien der Samthügel und auf einer deren Spitzen. Schon von weitem sahen wir den spitzen Kegel des Tempels aus Gebüsch und Baumgruppen aufsteigen. Ein Weg von ein paar tausend Schritten brachte uns zu dem Platze, dessen Bauwerke mich ganz besonders fesselten, zumal deren hervorragendstes, der Tempel.

Die Anlage dieses Weilers zerfällt in drei Gruppen. Nach Norden zu der Tempel mit drei zerfallenden Kälberschuppen. In der Mitte eine Sumpfpfanne, mit Bäumen und Buschwerk umgeben, der eigentliche Büffelkraal. Nach Süden zu das Wohngelände, bestehend aus drei Hütten, einer großen mit eigener Steinwallumgrenzung für den Priester und zwei gemeinsam eingehegten kleineren. Außer der engeren Steinumwallung noch eine höhere Steinwallmauer, die den Wohnbezirk nach Norden zu gegen Viehkraal und Tempelraum abschloß. Die engen kleineren Steinwallungen hatten Eingänge, durch die man in den tiefer gelegenen Wohnplatzboden hinabsteigt, und zwar gilt dies sowohl für die zwei kleineren Hütten wie für die größere Priesterhütte. Jedenfalls sei hier schon betont, daß die Bodenfläche der die Hütten tragenden Wohnhöfe waagrecht eben in die Böschung des Hügels hineingestochen ist. In dem höheren Steinwall war kein Durchgang; über ihn mußte man hinwegsteigen.

Die Hütten selbst sind sehr sorgfältig geflochtene Tonnengewölbe mit Eingang an der Stirnseite, an der das Dach etwa 1 m überragt. Die Tür ganz niedrig. Der Mensch kann nur kriechend in sie hineingelangen. Die Dachkonstruktion ist mit Bambus und Rotang bewerkstelligt und zeugt von großer Geschicklichkeit im Flechten. Es will mir so erscheinen, als ob diese Tonnengewölbeform als archaische Konstruktion für Südindien uralte sein müsse. Nicht nur, daß ich von Dharwar bis Gadag häufig auf Wanderhütten dieser Art stieß — nein, die Überdachung der zweirädrigen Ochsenkarren ist ja auch nach diesem Prinzip ausgeführt.

Aber entschieden noch interessanter als dieser nach Süden gelegene Wohnbezirk ist der auf der nördlichen Seite des Viehkraals sich befindende sakrale. Mit der Rückseite

an den Büffelsumpfbusch angelegt, stehen hier parallel nebeneinander aufmarschiert drei kleine Schuppen in Giebel-dach. Vordem Ställe für zu opfernde Büffelkälber, jetzt im Verfall. Die Stalltüren sind auf der Giebelstirn nach Norden, dem Tempelbezirk gegenüber und nur wenige Meter von diesem entfernt.

Auch der Tempel ist in das Erdreich versenkt, so daß er auf einer wagerechten Fläche steht, die nur am nord-östlich gelegenen Ausfluß, der einen ins Erdreich gegrabenen Kanal darstellt, wenig unter das Niveau gesenkt ist. Wie gesagt, nur an dieser Stelle nähert sich das Niveau des natürlichen Erdreiches dem der Ausschachtung, die im übrigen etwa 140 cm betrifft. Die Grundfläche ist kreisrund und hat einen Durchmesser von $9\frac{2}{3}$ m. In der Mitte ist ein Steinkranz von 566 cm Durchmesser und 20 cm Höhe angelegt, der die etwa 5 m im Durchmesser starke Wand (aus stehenden Balken) des natürlich ebenfalls kreisrunden Tempels umschließt. Auch nach außen hin ist der Tempelkreisraum mit einem Steinsockel von 40 cm Höhe und 50 cm Breite konturiert, auf dem sich dann die Wand mit ihrer Steinsetzung um 150 cm Höhe bei einer Brüstungsbreite von etwa 120 cm erhebt.

In diese Umfassungsmauer ist von Süden, also von den zerfallenden Kälberställen her ein Eingang mit sieben Stufen, von Osten her ein zweiter mit sechs Stufen geschnitten. Ersterer ist breiter und sorglos, letzterer sehr sorgfältig und schmal angelegt. Rechts von diesem Eingang befindet sich die Schlachtopferbank, eine auf vier Steinen liegende Platte. Nach links hin sind zwei Steloide errichtet. Zwischen Tempelkreis und der großen Mauer des Wohnbezirkes sind noch drei mit einem Steinkreis am Sockel eingerahmte Standsteine errichtet.

Das Tempelgebäude selbst besteht aus in die Erde ge-

rammten Holzplanken und einem riesigen Kegelstrohdach. Die Holzplanken sind mit einem starken Rotangflechtband, wie ein Faß von seinen Bändern, zusammengeschnürt. Auch dieser Eingang ist so niedrig, daß ein Mann nur auf allen vieren und auch dann nur mit Mühe hindurchkriechen kann. Die Tür aus Holz. Davorgelehnt noch eine schwarze Steinplatte. Das zuckerhutförmige Kegeldach hat bei nicht ganz 6 m Durchmesser am unteren Rande die unwahrscheinlich klingende Höhe von mindestens 10 m. Der wahre Zeigefinger. Im Innern des Tempelgebäudes soll sich nur eine heilige Kuhglocke befinden. —

Soweit die Beschreibung der einzelnen Baulichkeiten und deren Beziehungen. Es sei noch betont, daß das alles den Eindruck hohen Alters macht. Das Zusammentragen und Aufschichten so bedeutender Steinmauern und das Bewegen so großer Erdmassen, wie sie die Versenkung des Bauniveaus verlangt, würde niemand den Todas heutiger Art zutrauen. Es sind noch mehrere gleiche Anlagen im Lande. Aber die eigentümlichen Tempel scheinen alle außer diesem verfallen. Die Todas unserer Zeit geben sich nicht einmal die Mühe, ihre althehrwürdigen Stätten zu erhalten.

Das, was mich hier am meisten fesselt, ist die Tatsache, daß versenkte Bauweise, trockene Steinwandbildung, Mauerwerk in Kurven und Kreisen sowie Rundhütte gemeinsam mit einem alten Stieropferdienst auftreten. Unwillkürlich muß mich, den aus Südrhodesien Kommenden, diese Rund- und Steinarchitektur mit Versenkung, Einstieg und Abfluß an die Inyanga-Architektur erinnern.

Außer einigen elenden „Tukuls“, die ich zwischen Hampi und Harrihar beobachtete, ist es die erste Kegelhütte, die ich bis dato in Indien sah.

Nachdem meine Tochter schon längere Zeit unter Erhaschen jeden Sonnenstrahls und lichter Augenblicke um

gute Aufnahmen gekämpft hatte, erschienen über dem Rand der hohen Trennmauer die haarigen Häupter einiger Toda und sandten uns oder der Sonne ihren eigenartigen Gruß zu. Dieser besteht darin, daß die rechte Hand, mit dem Daumen an die Nase gelegt, senkrecht vor das Gesicht gestellt wird und dann die Finger strahlenförmig auseinander gespreizt werden, d. h. also, daß die Geste ausgeführt wird, die unsere Knaben als „eine lange Nase machen“ bezeichnen. Nun, bei den Toda hat diese Bewegung nichts mit dem neckischen Scherz unserer Jugend zu tun. Vielmehr hat sie eine sehr hohe Bedeutung. Es ist der Gruß, den sie morgens und abends der Sonne und bei ihrem Aufleuchten der Flamme ihrer Lampe spenden. Es ist anzunehmen, daß mit den gespreizten Fingern der Hand die Strahlung des Lichtes gemeint ist, und wir werden unwillkürlich an die „Rosenfinger der Morgenröte“ erinnert. Hier hat sich also der Gestus erhalten, der auf phönizischen und karthagischen Stellen das Aufleuchten des Venussternes als Hand darstellt.

Die mit unheimlichem Haar- und Bartwuchs ausgestatteten Männer lernten wir zuerst, nachher auch deren Frauen und Kinder kennen. Eine ungemein charakteristische Rasse. Mich erinnerten sie unwillkürlich an viele Südrussen, die im Kriege als Gefangene unter meiner Obhut standen. Die gleiche unbändige Behaarung; die gleichen großzügig geschnittenen Gesichter mit stark betonten Nasen; gleicher Frohsinn und Neigung zu herzlichem Lachen. Auch die Gesichtsfarbe der Toda ist nicht indisch. Sie haben weder das Rot vieler nordischer noch das Gelb nordöstlicher und südöstlicher Stämme.

Die Toda gelten als Besitzer und Altherren des Nilgiri-bodens. Zahlen doch sogar die Engländer an sie eine kleine Bodenentschädigungsabgabe. Aber wenn sie auch unter den heutigen Stämmen dieses Landes die ältesten sind, so

sollen auch sie noch kein volles Jahrtausend im Lande weilen.

Die Toda, berühmt durch ihre einseitige Wirtschaft und Faulheit, beschäftigen sich nur mit ein wenig Viehzucht. Ihre eigentümliche Büffelrasse bekam ich nicht zu Gesicht. Diese Tiere sind in ihrer Hand scheu und demütig wie Hunde, für Fremde gefährlich. Eines fiel mir noch auf: ihre Hunde sind vorzüglich imstande und werden mit Liebe gehegt.

Ootakamund, genannt Ooti, Mittwoch, 4. Dezember.

Unser Wohnplatz heißt Firegrove. Der Platz ist durch „Föhren“ charakterisiert. Dies sind Zedern, Eukalyptus, weidenartige Bäume rund umher. Auf den Wiesen Klee, Veilchen, Nelken. Ich weiß nicht, was hier urbeheimatet und was durch Kolonisatoren eingeführt ist. Aber es ist in Indien der erste und mir bisher bekanntgewordene einzige Ort, an dem der Europäer seinen Stil dem Lande aufgedrückt hat. Ein englisches Sanatorium! Hierher kommen die „Weißen“ zur Erholung und leben dann echt englisch. Für die heiße Zeit wird von 20 000 Gästen gesprochen. Es ist ein tal- und faltenreiches Gelände. In jeder Nische hat sich eine echt englische Cottage eingeschmiegt. Kleine Gärten. Sorgfältig gepflegte Wege gleich Kurpromenaden. Der Gedanke, daß ein kolonisierendes Volk nur einem Kur- und Erholungsorte seinen Stil zu geben vermag, an allen anderen Orten aber seinen Charakter dem Stil der Eingeborenen unterzuordnen und anzupassen vermag, hat etwas Störendes.

Und zwar dies für mich um so mehr, als ich doch just aus Mysore komme, wo heute ein Residenzstil altindischer Fürstengröße sich entwickelt hat, der sich die europäischen Zivilisationsvorteile unterzuordnen verstand. —

Es ist ein beschaulicher Morgen. Meine Tochter ist mit

Mynherr Bolle jr. ausgefahren, um in den Bergen nach Dolmen zu suchen. Ich habe mich in meine Bücher vertieft und allerhand über Toda, Kota, Kurumba, Irual und Badaga, die fünf Stämme, die in diesem Bergland Heimatrecht gefunden haben, gelesen. Fünf verschiedene Völker, in kleinen und größeren Dörfern und Weilern durcheinander gemischt. Jeder seine Eigenart streng wahrend, keiner dem andern sich anpassend. Ganz verschieden an Kopfwahl. Die Toda nur noch 600, die Badaga 30 000 Menschen zählend. Die Toda, das büffelzüchtende Nomadenvolk mit den eigenartigen Tempeln die ältesten im Lande, die Inhaber des Bodenbesitzrechtes; die Kota Handwerker und Musiker; die Kurumba als Versorger tellurischen Kultus, die ersten Pflugzieher, den ersten Saatauswurf im Land versorgend, aber auch verantwortlich für Regen und Ernteausfall. Es ist vorgekommen, daß einer ihrer Familie im schlechten Jahr mit dem Opfertod bezahlte. Die Irula, ein Volk der Verehrer Vishnus (unter dem Namen Rangaswami) Sumpfbewohner, Bauern. Die Badaga endlich, die „Jungen“ im Nilgiri-Bergstock, ein Volk von Shivaverehrern. Einer ihrer Alvordern stammt direkt von Basava, einem Bullen, einer Inkarnation Nandis ab. Ein emsiges Volk, das so recht als Typus bester Dravidenkultur bezeichnet werden kann.

Der Nilgiri-Bergstock ragt nicht nur orographisch, sondern auch als Kulturraum wie eine Insel zwischen der Malabarküste und dem Dekkan empor. Eine Insel, die die Kulturen isoliert und ihnen die Möglichkeit extremer Stil- und Charakterbildung gewährt. Jede dieser Kulturen kann sicher als Rest einer Entwicklungsphase irgendeiner Linie des Werdens gelten. Keine aber kann gelten als etwas zum Stillstand Gekommenes. Das, was eine jede als Rest des Alten mitbrachte, ist eine klare Umbildungstendenz; aber nicht als etwas in der Entwicklung Erstarrtes. Denn alles

was lebt, bewegt sich. Es handelt sich lediglich darum, ob unsere Sinnesorgane fein genug sind, die zarteren Bewegungen wahrzunehmen.

Ich muß gerade hier an den Aberglauben denken, in dem sich viele Kultur- und Völkerforscher befanden, die z. B. die Australier, Lappen, Eskimos, Buschmänner ihrer Kultur nach als „stehen gebliebene“ Vertreter irgendeiner alten Kultur-entfaltung, einer „in der Entwicklung stehen gebliebenen“ Kulturart in Anspruch nehmen. Der Prozeß der „Versteinierung“ kommt in der Kulturgeschichte der Menschheit nicht vor. Kultur bleibt Leben, solange die sie tragende Menschheit lebt. —

Trichinopoly, genannt Trichy, 5. Dezember, nachts.

Wir standen in Ooti so früh auf, daß wir schon um 6 Uhr 20 mit bepacktem Gefährt das Tor Firegroves passierten, und wir kamen fast genau zwölf Stunden später hier an.

Die Landschaften, die wir heute durchschnitten, waren von dreierlei Natur.

Am Morgen fuhren wir die Straße von den Nilgiribergen herab, erst eine Weile zwischen den samtigen Hügeln, dann hinter Coonoor in den Bergurwald hinein und in einem Ghat zu Tale. Die Wegneigung ist auf diesem Teile sehr schroff. Wir kamen von 7220 Fuß herab.

Auf Meile 6 erreichten wir 7000 Fuß

„ „ 13,2 „ „ 5000 „

„ „ 20,3 „ „ 3000 „

„ „ 22 „ „ 2500 „

„ „ 25,5 „ „ 1500 „ und dann waren

wir auch gleich auf der Ebenenhöhe von Methupalaiyam angelangt. Die Vegetation änderte sich am schärfsten in der Höhe von 3000 Fuß. Hier begannen wieder Bambus, Bananen im Waldbestand und vereinzelt Palmen aufzu-

tauchen. Der schnelle Abfall wurde auf Schleifen bewerkstelligt, die im Englischen sehr gut als „hair-pin-bends“ bezeichnet, also mit Haarnadelwindungen verglichen werden.

Am Fuße des Gebirgsstockes dehnen sich hochaufgewachsene Palmenwälder mit dazwischen gestreuten grasgrünen Reisfeldern aus. Es ist dies aber nur ein schmaler Streifen von etwa 5 Meilen, dann beginnt mit Methupalaiyam der zweite Landschaftsgürtel des Tages: typisches Dekkan-gelände, das uns 71 Meilen weit umgab. Mit einzelnen Bäumen und kleinen Buschgruppen in unregelmäßiger Verbreitung geschmückte Steppe. Die Borassuspalme ist vorherrschend, Bananen selten, Akazienarten desto häufiger. Nicht sehr fruchtbar; auf den Scheiteln der flachen Geländeschwüngen sogar recht ärmlich. Aber wenn die Landschaft auch außerordentlich der des Staates Mysore, besonders in den weniger fruchtbaren Teilen ähnelte, so war in der Bevölkerung doch ein wesentlicher Unterschied. Zunächst trat er in der Tracht auf. Die Frauen hatten nie das kleine Jäckchen, sondern trugen nur die Toga und den Oberkörper meistens ungeniert frei. Auch die Männer gaben sich durchweg dieser Bequemlichkeit hin. In der Frauen-tracht herrschte nun wieder ein pralles Rot vor. Nur zweimal sah ich streifenmäßig gebatikte Stoffe. In der Viehzucht Rinder selten, dagegen Unmengen hochbeiniger schwarzer Ziegen und eine braune Schafart, die ich bis jetzt nicht beachtet hatte. Seit den Nilgiribergen ein ständiges Anwachsen schwarzer Schweinerudel. Die Menschen dunkler als im Norden.

Die freie Natur wies aber allerhand für mich Neues an Kulturgut auf. Sehr viele große Stoffpuppen auf den Feldern, gleich Vogelscheuchen, keine einzige aber so schön wie die bei Calicut gesehene. Daneben aber dreimal eine Art zweizinkiger Forke im Felde, deren beide Zinken aus

sich gegenüberstehenden Figuren, einer männlichen und einer weiblichen, bestanden. Leider waren alle drei Exemplare inmitten von überschwemmten Reisfeldern aufgestellt, so daß keine Möglichkeit bestand, den etwa 500 bis 700 m messenden Abstand zu durchschreiten. Somit war es nicht möglich, bis zu ihnen vorzudringen, ohne den berechtigten Unwillen der Eingeborenen hervorzurufen, die ein Durchschreiten aufwachsender Saaten naturgemäß ebensowenig schätzen wie ein europäischer Bauer.

Dann aber noch eine Erscheinung, die in ihrer Eigenart und Häufigkeit noch stärker in die Augen fiel. Sowie wir die Westgrenze des Ostbezirkes von Methupalaiyam durchfahren hatten, sah ich rechts ein überlebensgroßes Pferd vor einem unscheinbaren Tempelchen stehen. Als erstes seiner Art. Auf der ganzen Reise hatte ich bis hierher etwas derartiges noch nicht gesehen. Aber von nun an begegneten wir alle drei bis acht Meilen einem solchen Symbol. Es erschien in den verschiedensten Zusammenstellungen. Das erste, welches meine Tochter photographierte, war eine Gruppe in Athiempallam (etwa 8 Meilen von Tirapur). Hier standen mehrere Pferde nebeneinander vor einer Plattform, auf der einige hohe Lanzen aufgerichtet und eine an Eisenketten hängende Schaukel einem Dreistein eingehängt war. Zwischen



Fig. 39. Pfeilerbild vom Vittalatempel. Hampi. Bildhöhe 35 cm.

den Beinen des einen Pferdes war eine Darstellung des Heraklesmotivs angebracht: ein Held durchbohrt einen auf ihn zuspringenden Löwen. Die Gemütlichkeit, in der die Situation zum Ausdruck kam, sprach von großer Naivität.

In dem gleich hinter Athiempallam gelegenen Orte Aunas standen ein paar prächtige Götterwagen, zu deren Spitzen eine mächtige gemauerte Treppe mit Plattform heraufführte. Der dazu gehörige Tempel führte den Namen Isperem. Hier wurde mir zum ersten Male gesagt, daß die Verehrer des Wagenkultus und die Pferdedarsteller zwei Religionsgemeinschaften großer Gegensätzlichkeit darstellten.

16 Meilen jenseits von Tirapur stießen wir auf eine zweite Pferdegruppe, die uns zur Aufnahme reizte. Hier stand ein prachtvolles tönernes Roß und neben ihm zwei etwa 60 cm große, ebenfalls aus Ton gebrannte Hüttenmodelle, dahinter noch gebrochene Scherben einer Gehöftmauer. Dieser Fall war insofern interessant, als diese Kultstätte an der Seite der Wohnung eines Töpfermeisters errichtet war. Ringsherum standen die Produkte dieses fleißigen Handwerkes zu Dutzenden in langen Reihen. Er hatte aber die großen Tonfiguren nicht selbst gebrannt. Sie stammten von einem längst verstorbenen Urgroßvater. Ob der uns gegebene Name Sulliakatapalliam der dieses alten Herrn, der des Monumentes oder der des Gehöftes war, konnten wir nicht klarstellen.

Auf Meile 68 entfernt von Trichinopoly wieder eine Zusammenstellung. Rechts vom Wege war hier ein quadratischer Tempelraum durch eine Lehmmauer mit Tür nach der Straße und von über Mannshöhe errichtet. Vor der Tür im Postament eines Baumes stand eine Lanze. Inmitten des Tempelraumes eine kleine Hütte, etwa mannshoch von der Form der kleinen Modelle an vorher besichtigtem Monument. In der Hütte drei sehr zerstörte Götterbilder aus Ton gebrannt. In der Ecke links vom Eingang und in der Bewegungsrichtung auf den Durchgang zu ein prachtvolles übernatürlich großes Terrakottapferd, in der entgegengesetzten Ecke eine kleine Reihe zusammengeklebter Figuren, arg zerstört.

Rund herum Reste kleinerer Tiere. Das Ganze machte den Eindruck der Verwahrlosung. (Name Nansinkoil für Gursami [?].)

Modelle solcher kleiner Tonhütten sahen wir nun mehrfach am Wege. (Auch am nächsten Tage südlich Trichinopolys.) Sie interessieren deshalb so außerordentlich, weil ich genau die gleiche Form, wenn auch in kleinerer Ausgabe, 1926 häufig in Oberägypten als Weihgabe dargebracht sah. Wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, ist dieser Typus auch unter den etruskischen Altertümern häufig und auch den Hausurnen Mitteleuropas nicht unähnlich.

Auf Meile 49, also kurz vor Karur, dann ein vierter Platz. Ein kleiner Tempel, auf den ein Riesenpferd zuschreitet. Neben dem Pferd eine kleine offene Vierfeilerhalle mit viereckigem kurzstumpfen Kegel, auf dessen vier Seiten ein bärtiger Mann dargestellt ist. Hier wird der Name Kati Minjapan gegeben. Es soll die Verehrungsstelle eines Waldgottes sein.

Wie schon gesagt, sind es nur wenige typische Beispiele, die wir im speziellen aufnehmen konnten. Mindestens zwei Dutzend weitere waren zu sehen. Einmal ragten die Häupter von je vier gewaltigen Rossen über den entgegengesetzten Mauern eines größeren Tempels hinweg. Auch als wir dann den dritten Landschaftsgürtel, den Regenwald des Cauveryflußufers, durchfuhren, sahen wir derartige Darstellungen häufig.

In die dritte Landschaftszone gelangten wir in Karur. Wir erreichten hier den Cauvery und fuhren an seinen Ufern 48 Meilen weit bis Trichinopoly. Schon in Karur die typischen beiden Symptome: unbändige Vegetation und Menschengewimmel. Es war ein Durcheinander wie in einem Ameisenhaufen. Das Fahren wurde nun eine wahre Tortur. Wir konnten nur an wenigen Stellen ein Tempo von

12 Meilen fahren. Das lachende und plappernde Volk hörte auf die ununterbrochen tönende Stimme des Autos überhaupt nicht. Wiederholt ärgerten wir uns über Kinder, die sich einen Spaß daraus machten, vor dem Auto schnell noch einmal über den Weg zu springen. Die Eltern lachten nur darüber. Einmal blieb meiner Frau und mir das Herz vor Schrecken stocken. Ein kleines Mädchen war just von rechts nach links über den Weg gekommen, als es den Wagen dicht neben sich sah. Es lachte über unser Hupen und sprang frech wieder zurück. Der Wagen fuhr glücklicherweise ganz langsam. Das Kind kam just noch herüber, fiel aber dann hin. Wäre es einige Zentimeter früher gefallen, so wäre es unfehlbar überfahren worden. Ich war glücklich, als ich — schnell durch das Hinterfenster hinausblickend — es außerhalb der Spur unseres Wagens liegen sah. Aber die Nachwirkungen des Schreckens verließen uns nicht bis zum Abend.

Im allgemeinen waren wir seit den Nilgiribergen in einem Gebiet der strohgedeckten Satteldachhütten mit Giebeltür. Hier im Wald (zumal auf Meile 31 [1—3]) lugten nun aber wieder Häuser vom Stil der Malabarküste, zum Teil auf profiliertem Sockel errichtet, durch den Palmwald. Wir lernten hier nun auch die tiefere Bedingtheit kennen. Es regnete. Wir befanden uns in der Regenzeit. Überall Pfützen und Sümpfe. Die Sockel ragten aus dem lehmig matschigen Boden heraus. Ihre Aufgabe war hier augenscheinlich.

Kurz vor 5 Uhr erreichten wir das Zollgatter von Trichinopoly. Aber so schnell sollten wir ein Unterkommen nicht finden. Ein Mann, der es sicher sehr wohl mit uns meinte, erklärte, er könne uns den nächsten Weg zum Dak-Bungalow zeigen. Er brachte uns auf eine Straße, die mich an die greuliche Fahrt von Umtali nach Macequece, Dezem-

ber 1928, erinnerte. Fußtief aufgeweichter Lateritlehm. Der Wagen schwankte zwischen Gleiten und Springen. Meine beiden Damen stiegen aus. Als wir endlich bei dem Bungalow ankamen, mußten wir eine neue Erfahrung machen. Ein an sich stattlicher Bau war vom Bauernvolk in einen Viehkraal und Heuspeicher umgewandelt. Keine Ahnung von Bett und Übernachtungsmöglichkeit.

Dann zum Hauptbungalow, bei dem wir uns telegraphisch angemeldet hätten. Aber der Verwalter hatte unsere Plätze anderen Leuten gegeben.

Also auf zur letzten Möglichkeit, zu den Übernachtungsräumen im Bahnhofsgebäude. Da sitze ich nun auf der Veranda, auf der mein Bett steht vor dem Raum, den ich glücklich für meine Damen erobern konnte. Unter mir ein unbändig geräuschvolles Treiben. Dutzende von kommenden und gehenden Autos. Dutzende schreiender Gepäckträger, lärmender Rangierlokomotiven, Knarren von Ochsenkarren und Grunzen der Stiere. Man möchte meinen, auf dem Riesenbahnhof einer Großstadt Europas zu weilen. Ein Irrtum. Es ist alles Lärm um nichts. Das meiste nur Vergnügen am Spektakel.

Von dem Platz auf der Veranda sehe ich gerade herab auf den Citrus. Er ist mit den Seitendecken verschlossen und steht in stiller Ruhe wie ein Granitblock in der Brandung inmitten der zappelnden und krakeelenden Autos, Ochsenkarren, Menschenmenge. Francis liegt im Auto. Der Schreck über das beinahe erfolgte Unglück des kleinen Mädchens bei Karur ist ihm so in die Knochen gefahren, daß er Fieber bekommen hat. Hoffentlich ist er morgen wieder so weit wohlauf, daß er uns aus diesem südindischen Ameisenhaufen wieder herausbringen kann.

Kapitel 8.

Durch Ameisenhaufen.

(Via Trichinopoly über Madura bis Tuticorin.)

Ein Lager auf der Bahnveranda — Die Tempelstadt Srirangam — Eine Allee von Terrakottatieren — Ertrotzte Unterkunft im Rasthaus — Eine verlorene Driverlizenz — Der Karikaturist — Dravidische Geschäftstüchtigkeit — Geschäftstüchtige Priester im bilderreichen Tempel — Menschen, die sich selbst opferten — Menschenselbstopfer bei Dravida, Japanern und Altsumerern — Besuche und „Typen“ im Bungalow — Zur Südspitze Indiens — Citrus wird verladen — Aufklärung über die „Ayyanar“ während der Überfahrt — Alter und Verwandtschaft der neolithischen Terrakottakunst.

Madura, Sonntag, den 8. Dezember 1929, morgens.

Die Nacht vom 5. zum 6. Dezember, die wir in der ersten Bahnunterkunftsetage von Trichinopoly verbrachten, gehörte fraglos mit zu den unbehaglichsten meines Reiselebens. Der Schrecken über das fast überfahrene Mädchen saß mir noch in der Seele, und die Bilder des Ereignisses tauchten immer wieder auf, wenn ich einschlafen wollte. Die Sorge um den jungen Francis, der mit nicht ganz leichtem Fieber unten in der Karre unter Obhut eines mir unbekanntem Wächters schlief, kam hinzu. Die äußere Anregung zu gesteigerter innerer Unruhe brachte aber ein ständiges Gehen und Kommen der Menschen um mein Bett herum mit sich. Englisch sprechendes Volk verschiedenster Rasse und Nationalität trottete über die Veranda. Um nun noch einen neckischen kleinen Überfluß heraufzubeschwören, hatten die Unterkunftsleute mich am Abend darauf vorbereitet, daß gewohnheitsgemäß eine kleine Herde diebischer Hundskopffaffen die Bahnveranda auf der Suche nach



Götterwagen in Trichinopoly.

Tafel 22



Pferd auf Götterwagen in Nanjangud.



Ayyanarkultus; heiliges Pferd des Dravida auf Ceylon.

Leckereien aufzusuchen pflege und wohl auch mein Moskitonetz und Bett einer Untersuchung unterziehen würde.

So war ich denn sehr erfreut, als die Sonne aufging und ich Francis unten ganz munter am Wagen herumhantieren sah, die Affen aber in gemütlichem Spiel auf der Nachbarveranda erblickte. Wir fühlten uns in diesem kribbeligen und nervösen „Trichy“ so wenig wohl, daß wir beschlossen, den großen Tempel auf der Insel des Cauvery, den berühmten Tempel von Srirangam, zu besichtigen, danach aber noch am gleichen Tage nach Madura weiterzufahren. Der Weg zur Insel (drei Meilen) war bald zurückgelegt, ein Führer engagiert und ein halbes Dutzend ungebetener Anhänger versammelt. So begaben wir uns in das Innere.

Srirangam war der erste der Riesentempel Südindiens, außerdem der erste große Verehrungsplatz Vishnus, den wir sahen. Sein äußerer Umfang hat, wie ich aus dem Baedeker ersehe, eine Größe von 936×786 m. Er hat sieben Umfassungsmauern und 15 Gupuras oder Torgebäude. Das sind Zahlen. Die Wirklichkeit läßt sich natürlich nicht in Zahlen ausdrücken. Ihr Eindruck ist fraglos überwältigend. Diese gewaltigen Mauern! Diese sich berghoch auftürmenden Skulpturenmassen! In einem Teil der Tempelumgänge ist ein buntes Basarleben und bewegtes Treiben. Heilige Bilder, Räucherkerzen, Sandelholzschnitzereien, Korbwaren, jede Art von Nahrungsmitteln werden hier feilgehalten. Das, was wir als Vorbedingung eines Tempelgeistes in Anspruch nehmen würden, ein Frieden, der zu Beschaulichkeit drängt, ist auf wenige, dem Europäer unzugängliche allerheiligste Räume beschränkt. Das Gesamte wirkt überhaupt kaum als „Tempel“ in unserem Sinne, sondern vielmehr als eine Stadt an sich, in der eine recht habgierige und gerissene Priesterschaft die Kühe des Volkes melkt oder deren Schafherden schert.

Zu diesem stark weltlichen Eindruck mag die Tatsache beitragen, daß auch hier alles mit den Vorbereitungen für den am 10. zu erwartenden Besuch des Vizekönigs beschäftigt ist. Auf den offenen Höfen werden hohe Schattengänge aufgeschlagen. Pfeiler werden geweißt und neue Namomarken an die Wände gemalt. In der Größe von weit über Mannshöhe prangen die heiligen Zeichen Vishnus von den hohen Wänden herab. Ein dem Tempeldienst geweihter Elefant trägt es auf der Stirn.

Leider ist es ein grauer Morgen und wenig geeignet zum Photographieren. Meine Tochter versucht ihr Bestes. Sogleich sind alte und junge Brahmanen zur Stelle und bieten uns eigene Aufnahmen zum Preise von vier und drei Annas an. Es sind recht schlechte Bilder. —

Wir waren froh, als wir um 11 Uhr Trichinopoly verlassen und die frischere Steppe aufsuchen konnten. Der Weg zog sich erst durch eine ärmliche Dekkanlandschaft (wieder mit viel Borassusbestand) hin, stieg dann zur Wasserscheide auf, verlief durch ein etwas fruchtbareres Granithügelland und langte bei Mellur, 17 Meilen vom Ziele entfernt, im flachen Sand- und Dünenland des Vaigaiflusses an. Im ganzen 85 Meilen.

Die Besiedelung des Gebietes ist nicht sehr stark. Es ist gerade die Zeit, in der die zweite Saat ausgebracht wird, und an vielen Stellen tapsten die im Schlamm pflügenden Bauern durch den Morast. Mehrfach sahen wir wieder die kleinen Lehmhüttchen, die den nordischen Hausurnen so ähnlich sind, zuweilen auch wieder Ayyanar, d. h. heilige Tonbildnisse von Pferden. Eine Gruppe war so auffallend, daß wir uns nicht versagen konnten, ihr die Aufmerksamkeit des Objektivs zu widmen. Sie war 23 Meilen von Trichinopoly entfernt. Vor einem unscheinbaren Tempel waren die Tontiere hier in zwei Reihen aufgestellt — eine

Tonfigurenallee bildend. Es waren aber nicht nur Pferde. Diese waren hier sogar sehr in der Minderzahl. Die Hauptmenge bildeten Schafe, Ziegen, Ochsen. Dazu kamen außerdem ein Elefant, mehrere Pferde und einige Menschenfiguren. Letztere in der betenden Stellung der Tonfiguren im Vallurkavuheiligtum (siehe 25. November), aber größer als diese und in viel schlechterem Tonbrand. Dutzende von zerbrochenen Gestalten und ganze Berge von Scherben, die rund herumlagen, bewiesen, daß vordem ein ganzer Wald von ähnlichen Symbolen hier gestanden hatte. Bald kamen auch viele Menschen herbei, die uns erzählten, daß früher ein jeder, der sich nach Vaterschaft gesehnt hätte, ein solches Tontier gestiftet habe, und daß dieser bunten Tonfigurenwelt heute noch große Feste gewidmet würden.

Kurz vor dem Verlassen der Wasserscheide und noch 25 Meilen von Madura entfernt wurden wir von einem gründlichen Regen überfallen, der uns zwang, für eine halbe Stunde im Schutz dichter Baumkronen anzuhalten. Auf Meile 267 glitten wir an einem mit Stufenböschung eingerahmten Teich vorbei, der ausnahmsweise nicht rechteckig, sondern rund war und oval erschien. Um 5 Uhr trafen wir dann in Madura ein.

Madura hat noch ein paar Dutzend von Einwohner-tausenden mehr als Trichinopoly (wie mir gesagt wird, hat es heute eine Bevölkerung von etwa 150 000 Köpfen), und so waren wir darauf gefaßt, in eine noch schlimmere Kribbelei als in Trichinopoly hineinzugeraten. Wir waren froh, als der Augenschein uns dies als Irrtum erklärte. Die Straßen der Stadt sind breiter, die Volksmassen mehr verteilt, wohl auch etwas weniger temperamentvoll. Mit etwas Sorge suchten wir den Traveller's Bungalow auf, gefaßt auf neue Unterkunftsschwierigkeit. Diese Sorge war berechtigt. Als wir vor dem langen Gästhause vorfahren, sahen wir die

Veranda von einem bis zum anderen Ende mit Indern und Halbindern gefüllt, die sich auf Longchairs so bequem streckten wie ihre englischen Lehrmeister. Demnach traf uns die Mitteilung, daß alles besetzt sei, nicht unvorbereitet.

Nun hatte ich mir aber vorgenommen, diesmal nicht zu weichen. Nach dem allgemein gültigen Gesetz darf ein Reisender diese Gasthäuser nur drei Tage lang bewohnen, wenn ihm Gäste folgen, die ebenfalls ihr Unterkommen heischen und kein weiterer Raum frei ist. Demnach fragte ich den alten Butler, der uns erfolglos fortschicken wollte, wie lange denn die einzelnen Herren schon im Hause wohnten, worauf er erklärte, daß sie alle gestern und heute neu angekommen seien. Ich verlangte Einsicht in das Buch, in das jeder Gast sich sogleich nach seiner Ankunft mit Datum und Stunde einzutragen hat. (NB.: Es hält sich niemand an diese Vorschrift, und jeder trägt sich erst in der Abreisestunde ein.) Natürlich war das Buch nicht vorschriftsmäßig geführt.

Ich erklärte also, daß, wenn ich keinen Platz erhalten könne, ich einen Bericht machen und Recherche über die Anwesenheitsdauer der einzelnen Bewohner anstellen lassen würde. Der ruhige und bestimmte Ton wirkte. Tatsächlich weilte ein Teil der Gäste schon seit mehreren Wochen hier. So wurde uns denn ein Raum freigemacht und mir auch noch ein Bett auf die Veranda gestellt. Wir packten unsere Arche Noah aus und begaben uns in die Bahnhofswirtschaft, um zu Abend zu essen.

Als wir nach Hause zurückkehrten, machte Francis die traurige Entdeckung, daß er seine Driverlizenz verloren hatte. Ein schöner Schrecken! Wie sollten wir so nach Ceylon herüberkommen? Diese Tatsache füllte mit ihren traurigen Konsequenzen den gesamten Morgen des 7. De-

zember aus. Francis wurde photographiert, um Paßbilder in Händen zu haben. Inzwischen näherte sich mir ein lang aufgeschossener Inder, dessen Augen mit einem Kneifer versehen waren, und begann mit mir eine Unterhaltung. Wir



Fig. 40. Bemalung eines Vishnuiten. Originalzeichnung Radhakrishnans.



Fig. 41. Bemalung eines Shiva-priesters. Originalzeichnung Radhakrishnans.

unterhielten uns über die Tätowierungszeichen der verschiedenen Sekten. Zu meinem nicht geringen Erstaunen brachte er ein großes Skizzenbuch herbei und zeichnete mit seltsamer Geschicklichkeit schnell einige Köpfe hin und die Tatumarke hinein. Es erwies sich, daß ich einen indischen Karikaturzeichner vor mir hatte.

Wie gesagt: er verfügte über eine für mich sehr seltsame Art von Geschicklichkeit. Er begann den Kopf immer

mit der Außenkontur und zeichnete die Augen als Schnörkel hinein, deren Beginn in der Nasenfalte lag. Wie meine Tochter ganz richtig bemerkte, zeichnete er wie nach einer Schablone. Der Mann war, wie sich nachher zeigte, der intellektuelle Sproß einer Brahminenfamilie in Madras, der seine Kindheit hier in Madura verbracht hatte.

Der Karikaturist versprach zunächst für uns sehr wertvoll zu werden, da er alle Leute der Stadt kannte und so-



Fig. 42. Unterschied westlicher Kleidertracht zwischen Frauen des Vishnu- und Shivadienstes. Originalzeichnung Radhakrishnans.

wohl zur Polizei wie zu allen Photographen persönlich freundschaftliche Beziehungen aufzuweisen hatte. Der Mann kam also für unsere Driverlizenznöte zurecht. Er wurde im Citrus aufgenommen, und die Jagd nach der Erfüllung der Vorbedingung für Erlangung einer neuen Lizenz begann. Zuerst zum

Polizeibüro der Stadt. Hier erhielten wir die Nachricht, daß die Lizenz nur von der englischen Oberpolizeibehörde ausgestellt werden könne. Also heraus aus der Stadt und hinaus in das vornehme Viertel, das außerhalb des Stadtgewimmels in stille Einsamkeit gebettet ist.

Ein sehr freundlicher junger Engländer empfing uns, legte sogleich Verständnis für unsere Not an den Tag und versprach uns am Montag morgen eine neue Driverlizenz auszufertigen, wenn wir eine Quittung über fünf Rupien und zwei Abzüge von einem Bilde Francis' vorzulegen in der Lage wären. Unser Fall war in drei Minuten erledigt, und ich dachte, sogleich abfahren zu können.

Wer beschreibt aber unser Erstaunen, als der junge

Karikaturist nun seinerseits den englischen Beamten mit einem Gesuche anging. Er bat um einen Platz, von dem aus er am 10. Dezember den Vizekönig sehen und zeichnen könne. Er brachte aber nicht nur diese Bitte vor, sondern begann sie mit einer langen, langen Rede zu begründen. Dem jüngeren Offizier gesellte sich ein älterer Herr zu. Im Untergrunde tauchten lauschende Gesellen auf. Der Karikaturist sprach von den Leiden des Künstlers; daß man wohl in Delhi und Kalkutta, nicht aber in Südindien die Kunst zu schätzen wisse; daß er selbst überall, wo er hinkomme, beliebt sei, man ihm aber von seiten der Behörden nicht zur Entfaltung helfe. Er sprach von Kunst, Kunstanschauung, der Not junger Künstler. Er sprach hastig und in langen Tiraden. Kaum, daß er eine Pause machte. Und wenn er ein wenig schwieg, blickten die beiden englischen Herren lachend vor sich auf den Boden. Der

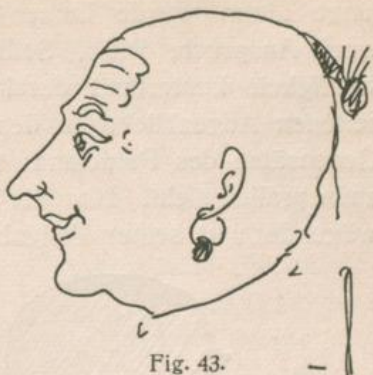


Fig. 43.



Fig. 43a.

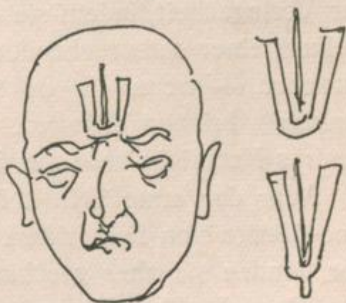


Fig. 44.

Religiöse Masken.

Originalzeichnung Radhakrishnans.

junge Mann wurde immer nervöser, hastiger, unklarer, warf Anspruch, Bitte, Selbstüberheblichkeit und Unterwürfigkeit kunterbunt durcheinander. Es war einer der seltenen Augenblicke, in denen der Kulturmorphologe die Gegensätze des Paideumas zweier Welten schroff aufeinanderprallen sieht. Hier der nordische, souveräne, kühl erwägende und seiner Aufgabe gewachsene Sohn Albions,



Fig. 44a. Religiöse Masken. Originalzeichnungen Radhakrishnans.

dort der nervöse, unbeherrschte, weltfremde Epigone tropisch-mystischer Hochkultur.

Die englischen Herren fanden endlich einen Ausweg aus der Verlegenheit, indem sie dem indischen Musensohne Zu-stellung einer entsprechenden Postkarte für den Abend versprachen — wenn sie es mit den Dienstvorschriften in Einklang bringen könnten. Fraglos wollten sie erst in Madras Nachricht über den kuriosen Kauz einziehen.

War der erste Schritt für uns geglückt, so folgte nun eine Menge von Fehlgriffen. Wir fuhren bei der Treasury vor, fanden sie aber geschlossen; dann begann eine Kette von Besuchen bei Photographen, von denen wir die Entwicklung mehrerer Filme, zumal der Aufnahme von Francis zur Herstellung der Paßphotos zu erlangen suchten. Da

machten wir nun ganz neue und unerwartete Erfahrungen. Bisher hatte ich noch bei jeder photographischen Firma eine Freude darüber erlebt, mit einem größeren Auftrage bedacht zu werden. In Madura nichts dergleichen. Gewiß, zunächst immer ein vergnügtes Aufleuchten in den Augen der Leute, wenn sie ein so großes Objekt vor sich sahen. Dann aber auch sogleich eine Vertiefung in die Frage, wieviel wohl hierbei zu verdienen sei. Hierauf phantastische Preisforderungen und zuletzt Bedingung der Vorausbezahlung ohne Garantie pünktlicher Ausführung. Die Psychologie der Preisstellung war im höchsten Grade interessant. Offenbar war es das Unerhörte einer solchen Gewinnmöglichkeit, das die Leute zu ihrer unsinnigen Forderung verführte. Aber einmal bei der für sie märchenhaften Gewinnhöhe angelangt, die Unmöglichkeit einer Herabminderung auf normales Maß. Geizige Gier bis zur schroffen Ja-nein-Entscheidung für Leute, die im Leben mit Dezimalteilen von Groschenstücken rechnen, im Augenblick der Riesenverdienstmöglichkeit aber vom Talermaßstab nicht ablassen wollen. In der Tat fanden wir unter vier Photographen nicht einen maßhaltenden Mann, und ich mußte die Sache aufgeben.

Ich glaube, daß dieses kleine Erlebnis für die Menschheit im Süden Südindiens charakteristisch ist. Die Leute sind hier ganz andere als jene in Gadag und auch noch im Staate Mysore. Jene Menschen waren noch fröhlich, geschäftsfreudig, hatten Humor. Sie waren wohl auch als Menge zudringlich, unbescheiden und nicht immer geschmackvoll. Diese südlichen Dravida sind aber völlig bar jedes Funkens von Humor. Sie kleben mit ihrer Neugier am Europäer und seinem Wagen, sind unverschämt in ihren Forderungen und wollen lieber nichts verdienen als wenig, trotzdem es arme Schlucker sind. Es kamen kleine Mädchen in unser Bungalow und tanzten. Ich schenkte ihnen eine

Rupie. Sie forderten frech eine zweite, und zwar dies mit einer Grobheit, die niemand ihrem Alter und ihrem Geschlecht zugetraut hätte.

Hier haben wir eine wesentliche Völkergrenze überschritten. Nördlich des Cauvery machte ich fast täglich Erfahrungen, die ich auch unter meinen fröhlichen, humorvollen Negern Afrikas hätte machen können. Südlich des Flusses nun befinden wir uns aber unter Menschen, deren Natur ich nur mit den Schilderungen von Malaien und Papuas in Einklang bringen kann. Ein erstaunlicher Gegensatz. —

Wir verbrachten so den ganzen Vormittag in einer Weise, die nutzlos gewesen wäre, wenn sie mich nicht diese völkerkundliche Erkenntnis gelehrt hätte. So aber begann ich auf weitere Symptome der Unterschiedlichkeit zu achten, deren ich heute im Verlauf des Tages noch mehr einzuheimsen hoffe.

Leider beginnt der Tag so grau, daß ein leidliches Resultat im Photographieren kaum zu erhoffen ist. —

Abends.

Und es ist so grau geblieben vom Morgen bis zum Sonnenuntergang. Jetzt, in vorgerückter Stunde, kämpft der schon wieder fast bis zur Hälfte angewachsene Mond gegen eine immer wieder sich erneuernde Verschleierung.

Den größten Teil des Morgens verbrachten wir im großen Tempel. Auch hier wieder ein Andrang verdienstgieriger Führer, Tempeldiener und auch Priester. Das entspricht ja durchaus dem Geiste, der in diesen Hallen heimisch ist. Sowie die große Torhalle durchschritten, der heilige Tempelteich zur Seite gelassen ist, befindet sich der Besucher, den großen Haupthallengang durchschreitend, vor einem Basar, in dem vom Heiligenbild bis zum Papagei alles verhandelt wird, was auch nur in entferntester Be-

ziehung zum heiligen Dienst oder zur Ernährung und Kleidung frommer Pilger gedacht werden kann.

Ein ungewöhnlich bescheidener Führer leitet uns, ein ungerufener Tempeldiener schreitet vor uns her und sieht sein Amt darin, uns auf jede Stufe aufmerksam zu machen und das nachdrängende Volk etwas zur Seite zu drängen. Vor dem Bilde des Ganescha empfängt uns ein blutjunger Bursche und hängt jedem von uns einen Kranz stark duftender Jasminblüten um den Hals. Ich will ihm eine Rupie als Geschenk geben. Der Führer macht mich aber darauf aufmerksam, daß der Jüngling ein Vertreter der Priesterschaft und er selbst ein Priester sei, der uns im Namen des Kollegiums begrüße und ein Geschenk erheische; er betonte, daß kein anderer Priester uns mit Gabenbitten belästigen würde. Die Priester nun seien gewohnt, für jeden solchen Kranz zwei Rupien zu empfangen. Hierauf nahm ich meinen Kranz ab, reichte ihn zurück und sagte, daß dies eine Ausgabe bedeute, die ein Deutscher sich nicht leisten könne. Dies war nun aber nicht im Sinne der Herrschaften, und sie baten mich, die Kränze zu behalten. Worauf ich sagte, daß ich am Ende der Besichtigung noch etwas zulegen würde, vorausgesetzt, daß ich nicht wieder angebettelt würde.

Nachdem dieser Vertrag geschlossen war, begann die eigentliche Besichtigung.

Der Tempel ist dem Shivadienst geweiht, und zwar geteilt. Auf der einen Seite wird der Gott selbst unter dem Namen Sundaeschwara als das „höchste Wesen“ in seiner „Schönheit“ und auf der anderen seine Gattin als Minakschi, d. h. als „fischäugige Mutter“ der Hindu, verehrt. Aber es sind nicht die Hauptsehenswürdigkeiten, wie die goldenen Kuppeln, die goldene Pfeilerstange, die „Tausendsäulenhalle“ usw., die uns besonders fesseln. Hallen, Pfeiler, Gopuras, all das ist phantastisch, übermäßig, barock, teils

abstoßend durch eine knallige Bemalung und verwirrende Ansammlung fratzenhafter Körper und Gliedmaßen, teils verblödet durch oft wiederholten Kalküberstrich. Alles neigt zum Übermäßigen und Grotesken, und dieses verdrängt sogar leicht die gerechte Anerkennung von Natur gut angelegter langer Pfeilerhallen.

Einige Einzelheiten sind sehr interessant. Zunächst ein vergitterter Altar, auf dem die neun Planeten in Drei-zu-drei-zu-drei-Aufstellung als Göttergestalten errichtet sind. Auf einem eisernen Opferbecken wird hier an jedem Sonnabend Öl mit Baumwolle verbrannt. — Zwei riesige Tempelwächter stehen am Eingang vor der unverschlossenen Gotteshalle, aus deren Dunkel nur einige Lichter wie ferne Sterne durch die Tür wahrzunehmen sind. — Nandi, der heilige Bulle Shivas, ist auch hier durch Ölbäder geschwärzt, und Führer wie Priester können mir auch hier nicht erklären, wieso der der Mythe nach weiße Bulle meist geschwärzt ist. — Ein Bild der grausigen Göttin Kali, deren schwarzer Körper mit Opferreis bestreut ist als Gabe von der Pockenkrankheit Geheilte. Der Reis soll das unbändige Temperament der fürchterlichen Göttin beschwichtigen. — Eine gewaltige Figur zeigt einen Schild vom Typus der Molukken-schilder mit herausgearbeitetem Längsgriff. Auf der Vorderseite ist eine Göttin abgebildet, die eine Schlange bändigt. Solche Schildform sah ich schon an Bildern Vishnus in Hampi.

Nach zwei Stunden ist der Umgang beendet, und die Führer sowie der ununterbrochen hinter uns herbettende junge Priester erhalten ihren Obolus.

Eine zweite recht ergiebige, wenn auch kurze Ausfahrt unternahm ich am Nachmittag. Ein älterer Brahmine suchte mich im Bungalowkämmerchen auf und berichtete mir, daß die Priester im Tempel sich über die Frage, die ich heute

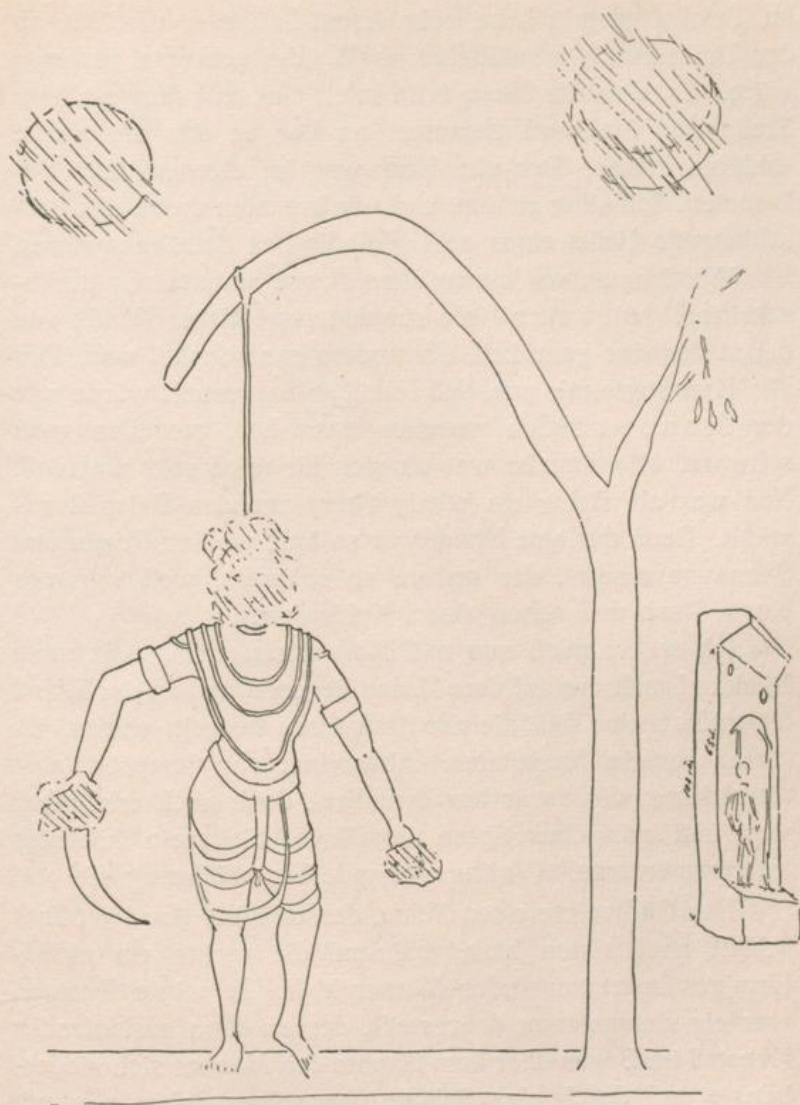


Fig. 45.

Darstellung eines „Selstopferers“ auf einer Stele in Madura.
Bildhöhe 65 cm.

im Tempel gestellt habe, sehr erregt hätten — nämlich, ob der Bulle Nandi ursprünglich weiß oder schwarz gewesen wäre. Er, der alte Herr, bäte mich nun, mit ihm zu einer Stelle der Stadt zu kommen, an der er mir die Sache erklären könne. Der alte Herr war im eigenen Auto gekommen. Ich stieg zu ihm, und wir kreuzten durch das verschlungene Geäst eines echt südindischen Straßengewirres.

Wir langten vor einem alten Hause an, das wir durchschritten. Im zweiten Hofe standen zwei kleine Nandi, von denen der eine ganz hell, der andere ganz dunkel war. Der alte Herr sagte mir nun, daß Nandi so dargestellt würde wie der *M o n d*, nämlich zuweilen ganz hell, zuweilen ganz schwarz. Die Angabe war an sich für mich sehr wertvoll. Nur war als Beleg ein wenig überzeugendes Beispiel gewählt. Denn der eine Nandi war so hell, weil er Regen und Sonne ausgesetzt, der andere so schwarz, weil er unter einem Dach und neben einem Kohlenfeuer stand.

Ich wollte mich nun mit Dank zurückziehen, als mein Blick auf mehrere auf dem Boden liegende und an der Wand lehrende Steine fiel, die mit Skulpturen bedeckt waren. Es waren zumeist Nagasteine. Aber einer von ihnen bot eine Darstellung, die, zwar arg demoliert, doch noch erkennbar war und mir eine Szene vorführte, die mein höchstes Interesse erregte. (Vgl. umstehende Textzeichnung 45.)

Das Bild zeigte einen Mann, dessen linke Hand geöffnet schlaff nach unten hing, während die rechte ein mond-förmiges Instrument oder Messer hielt. Zu seiner Rechten war ein Baumstamm dargestellt, dessen dünn auslaufendes Oberteil im Bogen über dem Haupte des Mannes sich niederbeugte und durch eine Schnur von seiner Spitze aus mit dem Kopfe des Mannes verbunden war.

Kein Zweifel, ich hatte hier eine jener seltenen Grabstelen, über die mir Dr. Krischna Iyengar berichtet hatte

und die dem Andenken an einen Mann gewidmet sind, der als ganz großes Opfer sich selbst den Kopf abgeschlagen hatte. Nach den Angaben meiner gelehrten Freunde in Mysore gilt ein solches Opfer um so höher, je höher der Kopf bei der Selbstenthauptung fliegt. Um eine mögliche Spannung des Hochfliegens zu erreichen, banden die Selbstopferer dieser Art ihren Kopf an einen niedergezogenen Baum, der dann, bei der Loslösung des Kopfes vom Körper in natürliche Stellung zurückschwingend, das Haupt in mächtigem Bogen gen Himmel schleuderte. Daß ich mit dieser Deutung der Bilder das Richtige traf, bewiesen mir die Bilder von Sonne und Mond, die als „Schwurzeugen“ (?) über dem Manne und der Bogenkrümmung des Baumes angebracht waren. (Diese Opfersteine haben im Karanese den Namen Sidi - tale - kallu — fliegender Kopf - Stein. Nach Dr. Krischnas Beschreibung weicht der nördliche Typ von diesem südlichen in der Darstellungsweise ab.)

Während ich die Platte reinigte, ausmaß und möglichst sorgfältig abzeichnete, unterhielt ich mich mit meinem alten Herrn über die Großartigkeit alter Opfersitten und versuchte noch weitere Nachricht von ihm zu erhalten. Also gab ich erst den Bericht Dr. Krischnas wieder. Er wußte von diesen Sachen aber nichts. Dann erzählte ich ihm von der Selbstopferung alter südindischer Könige, die, wenn nach dem Stande Jupiters ihre letzte Stunde gekommen war, sich selbst einen Teil des Körpers nach dem anderen abgeschnitten hätten. Hierzu konnte er etwas sagen, und zwar eine im Volke umlaufende Erzählung vom König Tirumala (der von 1623 bis 1659 regierte). Die allgemein bekannte Legende ist, daß dieser König von den Priestern in einem dem großen Tempel gegenüber gelegenen Gebäude eingemauert wurde, weil er dem Einfluß der katholischen Missionare zu verfallen drohte, und daß seine geistlichen

Richter dann unter dem Volke das Märchen von seiner Himmelfahrt verbreitet hätten. Mein Brahmine nun kannte eine andere Version. Danach hatte Tirumala, nachdem der Tempelbau vollendet war, sich selbst erhängt und einmauern lassen, um so ebenso wie seinerzeit Shiva im Himalaja in einer Steinmasse eingeschlossen zu werden. Und zwar dies, weil er eine Versinnbildlichung (er sagte „Repräsentation“) Shivas gewesen sei. Auf meine Frage, wie dies bei Shiva zugegangen sei, sagte er mir, Shiva sei von seinem Schwiegervater seinerzeit in einer Höhle des Himalaja eingeschlossen worden. Seine Gattin Sati habe ihn aber befreit. Ich bemerkte, daß mir diese Version neu sei, und fragte, wo ich etwas hierüber finden könne. Der alte Herr wußte mir aber nichts weiter anzugeben und sagte, daß dieses eben altes Wissen sei. —

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Idee des Sichselbstopfrens vordem in Südindien starke Ausdrucksformen gefunden hat. Nicht nur, daß die Witwen sich nach dem Vorbilde der Göttin Durga für ihren Gatten, Männer des Volkes sich für das Geschick der Gemeinde, Könige sich entsprechend den Konstellationen der Gestirne selbst opferten! Nein, ganze Gruppen weihten sich einem Gelübde entsprechend dem Selbstopfer.

Es kam vor, daß bei der Krönung eines Königs seine Frauen und sein gesamter Hofstaat schwuren, dermaleinst mit dem jetzt neu erhobenen Könige zu sterben. Starb dann dieser Herrscher, so entlebten sich die Garden, die Gattinnen des Herrschers, alte Soldaten, alles Gesinde. Solches ist zu ersehen aus einer Steleninschrift, die im Tempel von Halebit, 10 Meilen nördlich von Bellur, aufgerichtet steht.

Das Verklingen solcher Anschauung und Sitte können wir heute noch in Japan beobachten. Die Ausgrabung der



Ayyanarkultus; heiliges Pferd aus Terracotta mit Geisterhüttchen;
vom Fuße der Nilgiriberge.

Tafel 24



Ayyanarkultus; Terracottapferd in natürlicher Größe
aus der Gegend von Karur.

Königsgräber von Ur lehrt uns, in wie weite Zeiträume rückwärts (bis vor 3000 v. Chr.) und in welchen Kulturformen wir die Quellen solcher Selbstpfersitten zu suchen haben. —

An Bord S. S. Bamora vor Tuticorin, 11. Dezember 1929.

Auf offener See, fünf Meilen draußen vor Tuticorin. Südindien liegt hinter uns!

Der letzte Tag in Madura bot allerhand Reizvolles. In dem langen kasernenartigen Bungalow saß ich einmal wieder so recht an der Landstraße des Lebens. Ich hatte meinen kleinen Schreibtisch aufgeschlagen und buchte, was bemerkenswert war, führte Zeichnungen aus, verglich eigene Beobachtungen mit den Bemerkungen der spärlichen Literatur, die mir erreichbar war. Nur Inder waren mit uns Gäste dieses Bungalows, und im Gegensatz zur englischen Sitte, die im Rasthause nie Rücksicht auf die Mitbewohner nimmt, sprachen sie mich als Kameraden an der Landstraße an. Es war eine bunte Gesellschaft.

Da war zunächst der Karikaturist und Cartoonist Mr. I. K. Radhakrishnan, der am Sonnabend mit uns beim englischen Polizeiamt gewesen war und nun auf einen Ausweis für Teilnahme am Empfang des Vizekönigs wartete. Er erwies sich später als ein nervöser und zappeliger Mensch, aber als guter Kumpan und in journalistischem Sinne auch recht gebildet. Er war geschickt genug, bald herauszufinden, daß unsere Arbeit ein öffentliches Interesse erwecken könnte, und somit ruhte er nicht eher, als bis ich ihm ein regelrechtes Interview gewährt hatte. Dafür mußte er dann aber auch mir Rede und Antwort stehen und charakteristische Sektenmarken und Trachtformen illustrierend erklären (vgl. Textzeichnungen 40, 41, 42).

Dann war da ein Gegenpol, Mr. G. R. Cheha Rayan, ein sehr bedächtiger älterer Herr aus Ceylon, ebenfalls von hoher

Brahminenfamilie. So unruhig wie jener unentwegt von Tür zu Tür eilte, um überall ein Schwätzchen anzubringen, ebenso konstant lag dieser auf seinem Langstuhle, nichtstuend oder Zeitung lesend, stets aber eine Zigarette nach der andern rauchend. Dieser war es gewesen, der die Höflichkeit hatte, nach unserer Ankunft meinen Damen seinen Wohnraum anzubieten. Als er aus dem Gespräche anderer vernommen hatte, daß ich eine gelehrte Arbeit vertrete, empfahl er mir, seinen Sohn in Colombo zu besuchen, der, wenn auch noch jung an Jahren, Prinzipal eines Kollegs sei. Auch schrieb er mir einen Zettel und forderte darauf seinen Sohn auf, mich sogleich zu besuchen, sobald er von meiner Ankunft höre.

Des ferneren waren da Herren, die vom Präsidium der Provinz Madras gesandt waren, um in Madura alles für die Ankunft des Vizekönigs vorzubereiten, dann ein Forstinspektor und ein höherer Magistratsbeamter von Madras. Alle diese empfingen vom Morgen bis zum Abend Besuche anderer ansehnlicher Männer, die es sich alle nicht nehmen ließen, mich als den einzigen Europäer im Hause zu begrüßen und meine Ansichten über Indien zu hören. Einige erzählten voll Stolz, daß sie in Deutschland gewesen seien, und bewiesen dies durch Angabe ihrer Unterkunftsadresse in Mannheim, Stuttgart, Karlsruhe und Frankfurt am Main. Der Forstinspektor brachte mir auch eine englische Übersetzung von Friedrich Nietzsche: „Also sprach Zarathustra.“

Dann aber gab es noch eine andere Art von Besuchern, die weniger angenehm war: Bettler. Es schien so, als ob die Nachricht von unserer Anwesenheit sich schnell verbreitet hatte, und es wurde mir nicht ganz leicht, die Krüppel, Tanzmädchen, armen Mütter und Geistesarmen von der Veranda und meinem Arbeitsplatz fernzuhalten. Aber wer an der Landstraße Indiens sitzt, muß auf diese Begegnungen vorbereitet sein.

Am Montag wurde zunächst der Kampf um die Lizenz Francis' fortgesetzt. Die Energie und Ausdauer meiner Tochter hatten zuletzt Erfolg. Wir besuchten noch einmal den Tempel. Da der Kinoaufnahmeapparat nun wieder arbeitete, so konnten mehrere Aufnahmen gemacht werden, zumal solche eines Umzuges, an dem mehrere Elefanten, ein Kamel und ein auf einer Sänfte getragenes Götterbild teilnahmen. Bei dieser Gelegenheit mußten wir wieder schlimme Erfahrungen machen über die Zudringlichkeit, Respektlosigkeit und Barbarei der Jugend. Immer wieder erstaune ich

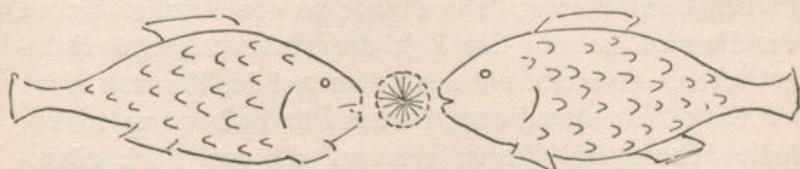


Fig. 46. Tempelwandmalerei im großen Tempel von Madura. Eine noch schönere Wiederholung des gleichen Motivs an der Decke einer anderen Halle.

darüber, wie wenig es die hier doch angeblich regierende weiße Rasse verstanden hat, sich den Respekt der Eingeborenen zu erwerben. —

Im Tempel fand ich diesmal noch ein Motiv, das mich außerordentlich interessierte. In eine Lotusblume fahren von zwei Seiten her je ein Fisch zu. Die Münder der Fische sind ein wenig geöffnet. Einmal ist es in Farbe auf die Wand gemalt, einmal in der Mitte der Decke einer Pfeilerwand angebracht (obenstehende Textfigur 46). Vielleicht ist die Lotusblume hier an die Stelle der Sonne getreten. Im Malayantempel von Hampi ist das Gestirn noch deutlich erhalten. Dort sind es Schlangen an Stelle der Fische. —

Der Aufenthalt im Tempel war nicht angenehm. Überall Handwerker. Leider ist ja schon die Mehrzahl der Wände und Pfeiler mit weißem Kalk überstrichen. Zu Ehren des

Vizekönigs werden nun aber auch die letzten Pfeiler und Steinwände der Schönheit ihrer Naturfarbe beraubt und mit häßlichem Gelb und dickem Kalk überschmiert. Geschmack, deine Heimat ist nicht in Südindien! Nicht nur diese neuerliche Verunglimpfung architektonischer Würde beweist das. Die Fahrten durch Madura zeigen dem Besucher allenthalben groteske Fratzenhaftigkeiten. Über Portale und auf Häusersimse sind riesige geflügelte Pferde, moderne englische Polizisten, Karikaturen von Löwen, Schwänen, Elefanten, alles in Gipsplastik, geklebt. In schauerlichster Farbenüberstreichung. Die Freude an der Mannigfaltigkeit der Formen ist aus der Zeit der Holzschnitzerei übriggeblieben. Aber erst mit dem Stein und der Keramik, dann mit Kalk, Zement und europäischer Ölfarbe hat eine orgienhafte Schwelgerei Einzug gehalten, die den Blick allenthalben beleidigt. Solche Erscheinung ist ja nicht vereinzelt. Wir haben ja auch im Norden Kulturen, die in ihrer Jugend das Höchste in Plastik leisteten und dann auf dem Wege über den Gips heute zu den blutigsten Schändlichkeiten in Zement kamen. Und wie steht es bei uns in Deutschland mit der Linie, die die Kunst der Töne genommen hat?

Am neunten Abend wurde der Wagen gepackt. Am zehnten fuhren wir vor Sonnenaufgang aus den Toren Maduras, nachdem ich mich wieder darüber verwundert habe, wie geschickt sich die Butler der Traveller's Bungalows und deren Besucher in den Vorteil verkürzter Aufenthaltsangaben zu teilen verstehen.

Der Weg von Madura bis Tuticorin (96 Meilen) legten wir in fünf Stunden zurück. Die Straße war zum Teil sehr schlecht. Vor den Toren Maduras begegnete uns viel Volk in festlicher Kleidung. Sollte doch heute vormittag der Vizekönig seinen Einzug halten. Nachher machten wir eine echt tropische Erfahrung. Auf einer Strecke von $1\frac{1}{2}$ Meilen

Länge war die Luft mit dichten Schwärmen von Eintagsfliegen, nicht länger als ein Millimeter, in solcher Dichtigkeit erfüllt, daß sie teilweise den Eindruck von weißen Nebelflecken, teilweise von Schnee machten. Wir mußten unsere Schutzbrillen aufsetzen und konnten nur langsam fahren. Zum Schluß waren wir wie mit Mehl bestreut.

Das erste Drittel des Weges führt durch sehr niedriges Land, das jetzt in der Regenzeit weithin unter Wasser steht, das zweite durch etwas gewellteres Land, das dritte durch eine immer einförmigere Landschaft. Die herrschende Palme bleibt die Borassus. Auf der Hälfte des Weges eine Erscheinung, die uns für Indien neu ist: eine Art Schirmakazie. Kurz vor Tuticorin wird die höhere Vegetation fast ausschließlich ausgefüllt von Borassus, Schirmakazie und Dornbüschen, die den gleichen Eindruck machen wie ihre südafrikanischen Verwandten.

Von den durcheilten Ortschaften und Geschäftsanlagen ist nicht viel zu sagen. Zumeist Steinhäuser mit grauen Strohdächern. Abgewalmte Sättel, aber nicht untergeschobene Sattelwalme wie bei Calicut. Die Tür auf der Längsseite. Tempel werden immer seltener. Der zunehmenden Reizlosigkeit der Landschaft entspricht auch Verarmung an Kulturdokumenten. Vor allem: von Madura an sind die großen Bilder der Pferde- bzw. Ayyanarbilder vollkommen verschwunden. Nur hier und da einige Schlangensteine unter einem Baum oder ein Lingam. Von letzterem eine mir neue Form.

In Tuticorin harrt unserer eine angenehme Überraschung. Die Maduragesellschaft, deren Vertretung in Madura selbst auf uns einen denkbar kümmerlichen Eindruck gemacht hat, erweist sich als bedeutende Firma, und der Überführung nach Colombo stehen überhaupt keine Schwierigkeiten bevor. Nach dieser Feststellung sahen wir

uns nach einem Nachtquartier um. Sehr schnell ist festgestellt, daß die Nachricht von der Existenz eines Hotels nur mythologische Bedeutung hat. Wir sind am Bahnhofsgebäude schon vorbeigefahren, und die Erinnerung an unsere Unterkunft in Trichinopoly sowie der Blick auf das dumpfe Obergeschoß dieser „Bude“ haben uns mit einem leichten Schrecken erfüllt. Auf zur Suche nach dem Traveller's Bungalow. Wir werden zum Strande verwiesen. In einem nackten, mit Stacheldraht umfriedeten Raum steht ein kleiner solider Bau mit Wagenkammer und Wirtschaftsnebengebäuden. So übel nicht. Aber wir machen eine neue Bungalowverfahrung. Ein alter Wächter kommt just mit uns auf dem Platze an. Der alte Mann gibt sich selbst als Verweser dieses Bungalows an, gibt zu, daß das Bungalow heute leer, auch niemand angemeldet ist, verweigert es aber, uns seine Gastlichkeit zu erschließen.

Weshalb? Wir haben es nicht erfahren. Der Alte schrie und jammerte nur, daß die Bestimmungen es ihm nicht erlaubten uns einzulassen. Wir erbaten uns Einblick in die Bestimmungen. Es waren die gleichen, die wir von überall her kannten. Also ließen wir uns nicht zurückschrecken und bezogen die zwei Gemächer. Die zwei Betten ließen zu wünschen übrig, und meine Tochter schlief einmal wieder auf zusammengerückten Tischen. Aber eine frische Brise wehte und von Moskitos keine Spur. — Am Bahnhof wurden wir in Spencers Erfrischungsraum auch hier wieder ganz gut gepflegt.

Am Abend und am Morgen widmete ich je eine halbe Stunde einer Wanderung über die Dünen, die von Muscheln und Schnecken übersät sind. Eine Jugenderinnerung wurde lebendig, und ich sammelte ein Säckchen voll von den zierlichen Naturgebilden. Wie so manches Mal mußte ich wieder darüber nachsinnen, wie verschieden diese Welt ist von der,

der ich meine Lebensaufgabe gewidmet habe: Bei aller Grazie und Variabilität im einzelnen, welche ungeheure und niemals durchbrochene Stilsicherheit im Bereiche dieser Gebilde. Nichts von Einförmigkeit, aber auch nichts von Geschmacklosigkeit, während das „Werk“ des Menschen immer der Wucherung und dem Verfall ausgesetzt ist! —

Citrus ist mit einiger Mühe verladen. Er ist doch ein klobiger Kerl, der mit seinem schweren Gewicht und seiner Länge sich nicht so leicht behandeln läßt wie unsere zierlichen kleinen Chevrolets. Heute mittag schon konnten wir an Bord gehen. Zum Abschied wurde ich noch um eine kleine Bungalowerfahrung bereichert: Der alte Wächter, der uns erst nicht hereinlassen wollte, verlangte von mir, ich solle ins Fremdenbuch nur *m e i n e* Anwesenheit buchen und entsprechend bezahlen. Das Geld für die Benutzung des Raumes durch meine Damen sollte ich *i h m* auszahlen. Dabei hatte ich dem Manne, der *n i c h t s* für uns getan hatte als die Herbeischaffung eines Eimers Wassers, schon 2 Rupinen geschenkt. Der südindische Geist konnte auch hier seine Natur nicht verbergen. Der Bungalow von Mysore war der einzige, in dem sich uns die Natur des Schwindels nicht dokumentiert hatte.

Es verspricht ein schöner Abend zu werden. Der Mond ist wieder bis zur Hälfte angewachsen, und ich freue mich auf die Nacht. Zur Zeit brüllen und schreien acht Schiffskräne, einige hundert Schafe, Ziegen, Hühner und ebenso viele Kulis um uns herum.

Der dicke Citrus steht unbekümmert um den Trubel in größter Beschaulichkeit unter uns. Morgen früh Ceylon. —

Nachts.

Da das Schiff, vom Wellenspiegel getragen, doch ein wenig hin und herschwankt, sind meine Damen früh zu Bett

gegangen. Mein einziger Mitpassagier, Mr. Cantley, ein angenehmer südindischer Teefarmer, verließ mich auch bald, so daß ich als einzig Wacher unserer Deckseite übrigblieb.

Desto lebendiger war es aber noch bei den Hindus, die die Backbordseite des Schiffes einnahmen. Da ich bei der Abfahrt einige sympathische Leutchen unter ihnen gesehen hatte, ging ich hinüber in der Hoffnung, plaudernderweise doch noch das eine oder andere für uns Wertvolle aus ihrem Wissen herauskramen zu können. Ich hatte mich nicht getäuscht.

Das Bild, das sich mir auf der andern Seite des Deckes bot, glich durchaus einem Nachtlager von Granada. An der Wand zum Kesselraum war unser Gepäck: Koffer, Säcke, Kisten, in Terrassenform aufgestapelt. Darauf und davor hatten etwa 25 Hindufrauen mit ihren Kindern sich eingerichtet. Es sah recht romantisch aus, zumal die Außenseite der spritzenden Wellen wegen mit einem Segeltuch geschlossen war, was den Bildern auch noch eine Umrahmung verlieh.

An diesem Frauenlager vorüberschreitend, kam ich zu einer Gruppe von älteren Leuten, die noch im Gespräch beieinander saßen und Zigaretten rauchten. Sie traten höflich zur Seite, und ich sprach sie an. Zwei von ihnen verstanden es, sich in englischer Sprache auszudrücken, und so ließ ich mir einiges über Zweck und Aufgabe der Reise erzählen. Alle diese Menschen sind südindische Landarbeiter und Kulis, die für einige Zeit nach Ceylon fahren, weil sie dort höheren Lohn erhalten als in Indien. Manche kommen bis zum Tagesertrag von einer Rupie auf Ceylon, und das ist natürlich ein Stück Geld, dessen größter Teil zurückgelegt werden kann. So arbeiten sie denn, die einen zwei, die andern vier bis fünf Monate und kehren mit dem Erlös heim, leben einige Wochen bei ihren Familien und fahren dann wieder aus. So entsteht

ein ständiges Hin- und Herpendeln zwischen dem Festland und Ceylon, welches für die Schifffahrtslinie sehr einträglich ist. Denn da jeder Mann so um 5 Rupien bezahlt, und der wöchentliche Hin- und Hertransport etwa je 1000 Arbeiter verfrachtet, so bedeutet dieses Geschäft 10 000 Rupien sichere Wocheneinnahme.

Die Männer, mit denen ich plauderte, schienen mir so verständig, daß ich glaubte, von ihnen auch etwas über das zu erfahren, was mir so wichtig war, nämlich über die Bedeutung der so vielen Pferdestandbilder, die wir südlich des Cauvery fast in allen Dörfern gesehen hatten. Die Leute waren zur Auskunft bereit und erzählten mir allerhand sehr Interessantes, das ich sogleich zusammenfassen will.

Die Leute nennen die Gottheit, der diese Bilder geweiht sind, Ayyanar oder Aiyanar. Sie selbst wird selten dargestellt. Wenn aber, dann in einer kleinen Hütte, in der sie dann als ein Mann mit zwei ihm zur Seite aufgestellten Frauen steht. Ayyanar ist ein Sohn Shivas, den dieser mit Ilha oder Ilja, der Tochter Vishnus, gezeugt hat. Ganz sicher waren die Leute sich in der Familiengeschichte Ayyanars nicht. Seine Mutter wird auch Munyi, er (der Sohn) auch Munjo genannt. Diese Munyi oder Munschi wurde von einem Mann als weibliche Inkarnation Vishnus bezeichnet, wonach dann also Ayyanar der Sproß einer Verbindung des männlichen Shiva und des weiblichen Vishnu wäre. Bei dieser Gelegenheit wurde mir eine interessante Ansicht des Volkes bekannt: Vishnu kann sich nach ihr in weiblichen wie männlichen Gestalten inkarnieren. Shiva überhaupt nicht! Diese sehr schroff und dogmatisch vorgetragene Volksanschauung ist mir um so interessanter, als ich noch vor wenigen Tagen von einem Brahminen hörte, Sati sei eine Inkarnation Shivas gewesen. Über solche Auffassung waren meine guten Bauern ganz entsetzt, und einer fragte: Wie hätte denn

Shiva aus der Berghöhle seines Schwiegervaters befreit werden können, wenn Durga sich nicht als Sati in die Flammen geworfen hätte? —

Ayyanar ist so etwas wie ein wilder Reiter, der zur Verteidigung der Menschen und Dörfer nachts vom Himmel herabkommt. Er verjagt die bösen Geister, die als von den Sternen stammend erachtet werden. Wenn er kommt, jagt Ayyanar im Sturm heran, schwingt sich auf das aufgestellte Riesenroß und kämpft gegen die Unholde.

Die Opfer für Ayyanar werden heute nur noch sehr selten ausgeführt. Die Brahminen lieben sie nicht und bestreiten die Richtigkeit der Ayyanarlegende. Der Ayyanarkultus selbst kennt keine eigentlichen Priester. Die Familienväter führen den Dienst aus. Und zwar wird eigentümlicherweise nicht Ayyanar selbst, sondern seinen Eltern geopfert. Das Hauptopfer ist bei Sonnenfinsternissen. Sonnenfinsternis zeigt, daß Shiva und Munji sich begatten. Dann wurde für Shiva früher ein kleiner Bulle und für Munji eine Stute geopfert. Das wurde aber heimlich gemacht, denn den Brahminen war das ein Greul. Meine Berichterstatter hatten dies Opfer selbst nicht erlebt, sondern nur von ihren Eltern darüber gehört.

Den Ayyanarbildern opferte man früher:

1. bei Sonnenfinsternissen,
2. um Bedeckung des Himmels und danach Regen zu erhalten,
3. um Kinder zu bekommen,
4. um gegen die Gefahren umherirrender Ahnengeister gesichert zu werden,
5. an einem Jahresfeste.

Tiere werden aber auch bei den großen Ayyanarfesten nicht mehr geopfert. Vielmehr werden statt ihrer Tonfiguren aufgestellt. —

Dies war noch eine letzte „südindische Stunde“. Ich meine nun alle Sicherheit zu haben, daß die Bauernweisheit der Dravida sich nicht unbedingt mit der hinduistischen Lehre deckt. Es scheinen noch viele alte Überlieferungen lebendig zu sein, die nicht aus dem Schrifttum stammen. Mit dieser Tatsache würde sich aber ein neues Kapitel indischer Mythenforschung anschneiden lassen, dessen Inhalt reichen Aufschluß verspricht.

Die Frage nach der Alterszugehörigkeit der Einzelheiten im Mythenbestand der indischen Überlieferung hat bisher nur in wenig Punkten eine befriedigende Beantwortung gefunden. Nur allzu deutlich erweist sich die heute in Vorstellung und Schriftwerk noch lebendige „Mythologie“ als ein Konglomerat, eine Masse, deren einzelne Bestandteile aus verschiedenen Kulturgruppen und verschiedenen Kulturperioden stammen. Die immer aufs neue vorgenommene Untersuchung des Veda, der Epen und des Purana hat keine Aufklärung gebracht. Eine solche könnten wir aber erreichen, wenn es gelänge, geographische Verbreitungszonen mit abweichendem Mythengehalt festzustellen. Dieses Ziel scheint mir nur in sehr begrenzter Weise mit Erforschung der klassischen Schriften erreichbar zu sein. Um so leichter würde man am Ziel anlangen, wenn sich eine alte, vom Schrifttum abweichende Bauerntradition nachweisen ließe. Daß die Lokalsagen große Bedeutung haben, ist schon aus den Schriften verschiedener indischer Gelehrter ersichtlich. Wenn hierzu nun noch echter Bauernkultus kommt, der infolge zäher Verteidigung gegen die Angriffe eines generalisierenden und philosophierenden Brahmentums aus der Altzeit bis zu uns herübergerettet ist, so wäre damit sehr viel gewonnen.

Ich glaube, daß das Vorhandensein eines solchen Bestandes mit der Tatsache der Ayyanarlegende und

-monumente erwiesen ist. Wie bedeutungsvoll ist es, daß diese Monumente bis heute keramischer Natur sind, daß diese keramischen Figurenbildnisse sich heute anscheinend auf das Gebiet der Dravidakulturen beschränken, daß sie den Ausgrabungen zufolge bis in das Neolithikum zurückreichen (Ausgrabungen in den Nilgiribergen), und daß sie (wie die Ausgrabungen von Sir Wallace belegen) vordem auch in dem Elam benachbarten Oberindusland beheimatet waren.

Kapitel 9.

Ruinen der Hoheit.

(Colombo bis Anaradhapura.)

Ankunft auf Ceylon — Rückfahrtsorgen — Badeorte — Katholische Sozialfürsorge — Ein „Tischleindeckdich“ — Schleierlandschaften — Der Park mit den altbuddhistischen Riesenpyramiden — „Verdienstliche Werke“ — Zwei Welten! — Zur Geschichte des Reliquien-dienstes — „Die unsichtbaren Gegenspieler in der Weltgeschichte!“ — Raum und Gehalt der Kulturgeschichte jenseits der Weltgeschichte!

Colombo, 12. Dezember 1929, abends.

Herr Hornemann vom deutschen Konsulat empfing uns und glättete mit zarter Beamtenhand die Besorgnisse der Zöllner. Kurios genug blickte ja unser Gepäck in die Welt. All diese Betten, Arbeitskoffer, Küchenkisten, Sammlungs-lasten usw., überzogen von nachgerade unauslöschbar ge-wordenem Staub mehrerer tausend Landstraßenmeilen! Auch Unterkommen war besorgt. Privathotel Rockeby. Sehr geräumig, behaglich, verträumt — so versonnen, daß hühner-eigroße Löcher in den Moskitonetzen Wirtin und Gäste nicht irritierten.

Eine böse Nachricht empfing mich. Es war tatsächlich für Monat Januar keine Rückpassage von Ceylon nach Afrika erhältlich oder freigeworden. Und seit den ersten Tagen des Oktober war nach allen Richtungen, ja bis Japan depeschiert worden. Während meine Frau unser Nest ordnete, fuhren Ruth-Renate und ich im gemieteten Auto von einer Schiffs-agentur zur andern. Umsonst!

Nachher holten wir den Citrus aus dem Hafen. Er war gut übergekommen. Ich mußte aber noch 25 Rupien Ausladen und 5 Rupien Hafensteuer nachzahlen, so daß die Überfahrt für das Auto von Titucorin bis Colombo, Fahrzeit von zwölf

Stunden, auf etwa 150 Rupien kam. Die Höhe dieses Preises wird keine Entwicklung des Verkehrs ermöglichen. Schade!

Citrus hat sich außerdem auf der Überfahrt wieder erkältet. Seine Nase träufelt abermals bedenklich. Der Selbstauslöser versagt vollkommen, und das Ankurbeln ist nur mit Anspannung aller Kräfte von Erfolg begleitet.

Colombo, 14. Dezember, Sonnabend.

Gestern früh besuchte ich unsern Konsul, Herrn von Pochhammer. In der Nacht unserer Überfahrt war er just erstmalig Vater geworden, und so speisten wir heute mit ihm allein zu Mittag. Unserer Überfahrtssorge nahm er sich sogleich energisch an. Es kamen nur zwei Möglichkeiten in Betracht: Rückkehr nach Bombay oder Umweg über Aden. Der Konsul führte mich zu mir noch unbekanntem Schiffsmaklern.

Nachmittags besuchten wir Mr. und Mrs. Cantley. Mr. Cantley hatte 38,2 Fieber und lag im Bett. Nichts mehr von dem frischen Menschen, als den er sich uns auf dem Schiff erwiesen hatte. Offenbar in großer Besorgnis. Vielfach wird behauptet, der Mensch zeige sich in seiner „wahren Natur“ erst, wenn er beschwipst sei. Ein Fehlschluß. Dagegen möchte ich behaupten, daß die Wirkung von Malariaanfällen sogleich einen Maßstab individueller Lebensenergie des Individuums hervorzaubert. Natürlich nur, wenn die Konstitution in Ordnung ist. Wenn sonst agile und frische Menschen beim ersten Fieberchen gleich zusammenklappen, so ist es mit der Dauerhaftigkeit der Alertheit nicht weit her. —

Abends fuhren wir zum Mount Lavinia hinaus. Eine etwa fünf Meilen lange Straße führt zum beliebtesten Strandbadeplatz Colombos. Die Straße gleicht einer bewimmelten Wanderameisenbahn. Das schlimmste ist, daß in Colombo

die Autos abends mit v o l l e m Licht fahren. Ja, die Polizei fordert auch noch hierzu auf! — Der Badeplatz ist mit elegantem Restaurant gut hergerichtet. Die Situation zwischen den Felsen ist schön. Aber doch zu stark „Wannsee“-Typus. Bunte elektrische Lämpchen und ähnlicher Firlefanz.

Sonntag, 15. Dezember, Colombo.

Am Nachmittage begleitete uns der Konsul zu einem 25 Meilen im Norden Colombos gelegenen Seestrandbad, Negombo genannt. Eine herrliche geteerte Straße führt durch Dörfer, an der Lagune vorüber bis zu einem Fischerort. Die Einrichtung des sehr gut bewirtschafteten Rasthauses ist ganz jung, so daß erfreulicherweise außer uns nur ganz wenig Badegäste im Hause und keine im Wasser sind.

Nachher pilgerte Herr von Pochhammer mit uns durch das Fischerdorf und unterrichtete mich über den Wechsel der Zeiten und Zustände. Das im Lagunenseewinkel gelegene Dorf ist vollkommen katholisch. Eine französische Mission verwaltet es. Am Strande steht eine mit Steinsäulen erbaute Halle, in der allmorgendlich die Ergebnisse des Fischfanges verkauft werden. Von allen eingehenden Beträgen zieht die Kirche sogleich den Zehnten ein. Im Gegenwerte haben die Fischer Taufe, Begräbnis usw. frei, und die Familie erhält bei einem Todesfalle Beträge von 120 bis 150 Rupien ausgezahlt, so daß die Kirche hier Bank, Lebensversicherung, Sozialfürsorge usw. in einem ist. Es ist sehr interessant, daß so uralte Einrichtungen sich heute noch in kleinen, vom Weltverkehr entlegenen Winkeln erhalten können und sich bewähren.

Montag, 16. Dezember, Colombo.

Unsere Passagensache ist noch immer nicht erledigt. Bin sehr in Sorge. Nachmittags waren wir nochmals in

Negombo, wo Ruth einige Kinaufnahmen des Fahrens mit Auslegerbooten machte. Die Auslegerboote bei Colombo sind sehr schön. In Madras sah ich nur sehr kümmerliche.

Colombo, 17. Dezember, Dienstag.

Also Überfahrt mit S. S. Karagola (British India), ab Bombay 1. Januar, an Durban aber erst 26. Januar, gesichert. Ich atme erleichtert auf. Dagegen keine für uns mögliche Schiffsverbindung von Colombo bis Bombay. Wir müssen mit der Bahn fahren! Schauerlich! — Jedoch auch dies hat sein Gutes. Ich werde einen Tag (den 29.) in Madras verbringen und das Museum studieren können.

Nun heißt es packen und Gepäck voraussenden. Letzte kleine Basareinkäufe. Weihnachten steht vor der Tür, und meine Frankfurter „Daheimgebliebenen“ haben auf eine „Mitbringe“ Anspruch.

Der hiesige Motorklub hat rührend für uns gesorgt. Wir werden, wenn wir übermorgen die Fahrt durch Ceylon antreten, überall vorbereitete Unterkommen antreffen.

Colombo, 18. Dezember, abends.

Abmarschbereit! War heute noch im Museum, das sehr beachtenswert und mit der Bibliothek der hiesigen Asiatic Society verbunden ist. Verbrachte im Gespräch mit einigen älteren Herren eine sehr interessante Stunde. Konnte meiner Frau die Bilder der Ausgrabungen Sir Marshalls in Nordindien zeigen.

Anuradhapura, 20. Dezember 1929.

Wir wollten gestern sehr früh aufbrechen, um die Fahrt bis hierher in möglichstem Behagen zurückzulegen. Aber die Verschlafenheit unseres Boardinghauses war heute be-



Ayyanarkottam, Verehrungsstätte mit Riesenpferden, Schaukel
und aufgestellten Lanzen; Gegend von Karur.



Ayyanarkottam; Allee von Terracottatieren zwischen Trichinopoly und Madurai.

sonders hinderlich. Kein Bursche — kein Tee. Wir mußten alle selbst herausklopfen. Um 7 Uhr konnten wir schließlich von dannen fahren.

Der erste Teil des Weges verlief nach Nord erst nahe dem Seestrand, dann neben der Lagune bis Negombo. Eine Landschaft, die vor allem durch Laterit, viel Wasser und Kokus, Kokus, Kokus charakterisiert wird. Kokuspalmen in natürlich buntem Wuchs und in zivilisationsmäßig reihenweiser Anordnung. Auch am Tage vorher waren wir auf der zehn Meilen weiten Fahrt immer nur durch Landschaften gekommen, die, sowie eine menschliche Behausung näher kommt, durch Überwiegen der Kokuspalme ihre spezielle Note empfängt. Und gerade dort konnte so recht lebhaft beobachtet werden, daß, sobald der erste Scharm der Neuheit im Anblick verrauscht ist, die Kokuspalmen als Objekt von Kulturanlagen das Auge ebenso ermüden wie Datteln oder Kiefern.

Die Bevölkerungsdichte am Wege Colombo—Negombo muß eine erstaunliche sein. Die Häuserreihen verlaufen fast geschlossen und nur mit geringen Unterbrechungen an der Straße entlang. Die Häuser selbst zeigen eine bemerkenswerte Variabilität der Typen, die aber anscheinend sämtlich auf zwei Grundformen zurückzuführen sind.

1. Das eigentliche Mattenhaus mit Satteldach. Eingang zunächst stets auf der Giebelseite. Wände aus aufgenähten Matten. Zuweilen das Dach am Giebel stark vorspringend und dann einen weiteren Verandaschutz bildend. Zuweilen ist dieser Vorraum ebenfalls durch Mattenwände geschützt, und dann ist der Eingang von der Längsseite. Das Gerüst besteht fast regelmäßig aus neun Pfeilern. Am Giebel und in der Mitte ist der den Dachfirst tragende Pfeiler häufiger, aber nicht bis zur Erde durchgeführt, sondern einem von zwei

Seitenpfehlchen in Dachkantenhöhe getragenen Querbalken aufgesetzt. Ausfüllung der Wände in Lehmputzen kommt vor.

2. Das Ziegelhaus. Ebenfalls rechteckig und mit Satteldach versehen, aber mit festgefügtten Wänden und gezielten Pfeilern statt der Holzsäulen. Solche Häuser haben den Eingang stets auf der Breitseite, welche in der Meistzahl der Fälle mit Veranda versehen ist. Diese Veranda ist oft durch Seitenwände in eine Loggia verwandelt. Auch haben die erdgeborenen Ziegel hier genau das gleiche Format und die gleiche Größe wie auf dem Festland.

Über den Anblick eines kleinen Instrumentes freute ich mich sehr. Ein etwa 90 cm langer, etwa 15 cm im Durchmesser haltender Bambus, beiderseits außerhalb eines Knotens aus dem Vollen geschnitten und wagerecht aufgehängt. Zwischen dem Knoten auf der Oberfläche in einem Drittel des Umfanges aufgeschnitten. Eine echte kleine Bambusschlitztrommel, die hier zum Zusammenrufen der Familie benutzt wird. Auf meine Frage sagten mir die Leute in Negombo, daß es als altes Instrument häufig verwendet werde. Ich bin mir aber nicht ganz sicher, ob es nicht von einer der vielen Malaienzuwanderungen aus dem Archipel zugeschleppt und verhältnismäßig jung ist. Selbstverständlich kann es aber im Lande ebenso eingeboren sein wie in Indien der Bambusbogen.

Jenseits Negombos nimmt die Siedlungsstärke ab. Dann und wann tritt für eine Meile ein buschiges, allerhand Bäume verkapselndes Buschwerk auf. — Von der 50. Meile an wird der Weg schmaler, der Verkehr schwächer. Auf Meile 40 kamen wir noch an einem Riesenpferd mit Tempelhüttchen davor vorüber (augenscheinlich von eingewanderten Dravidafamilien erst jung errichtet), dann wurden die Architekturbilder auch immer einförmiger. Auf Meile 82 er-

reichten wir mit Puttalam das Ende der Eisenbahn. Hier erwartete uns eine Überraschung.

Da wir sehr früh und recht kümmerlich „gefrühstückt“ hatten, regten sich die Wünsche des Leibes, und ich sah mich nach einer Stelle um, die für Einnahme eines Wandermahles geeignet sei. Wir erfragen das Rasthaus von Puttalam, erreichen es und — werden von einem gedeckten Tisch und durchaus leckerem Mahle erwartet. Trotzdem ich es nicht mit aller Bestimmtheit feststellen konnte, so ging doch aus der Mitteilung des Butlers hervor, daß man auf unser Kommen vorbereitet war, und somit wohl unsere Freunde in Colombo diese kleine Überraschung per Draht arrangiert hatten.

Bei Puttalam verläßt die Straße die Küste und biegt nach Osten ins Inland ab. Sie wird nun schmaler und ist von Meile 82 bis Meile 105 nur bekiest, aber nicht mehr geteert. Im allgemeinen führt sie ununterbrochen zwischen verfilztem, wenig ansehnlichem Buschwald hin, dessen Bäume zwischen verwirrend dichtem Buschwerk verschwinden. Aber einmal wird diese auf die Dauer ermüdende Einförmigkeit in zauberhafter Weise für die Strecke von einer Meile unterbrochen. Es ist dies auf der Meile 92. Das Grün des Buschwaldes ist hier wohl einem ungewöhnlichen Steigen des Grundwassers zum Opfer gefallen. Alle Bäume sind entlaubt, und der Busch, in den sie sonst gehüllt sind, ist ausgestorben. Aus dem mit Lotus und Wasserrosen bedeckten Sumpfgewässer würden somit nur die abgestorbenen Knochenskelette der Waldstämme nackt emporragen, wenn nicht ein neues Grün, eine Art Bohne oder Winde, von unten her in unbeschreiblicher Triebkraft und Üppigkeit aufgestiegen und sich an jedem Stamme emporgerankt hätte. Diese Schlingpflanzen streben bis zu jeder Höhe und bis ans Ende jedes trockenen Astes auf- und vorwärts. Wie Schleier hängt das üppige

Blätterwerk von den dünnen Gliedern herab, die derart zu Trägern des herrlichsten „Faltenwurfes“ tropischer Natur geworden sind.

Es wird einsamer und einsamer. Der Buschwald wird selten durch Farmweiler und Felder unterbrochen. Um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr erreichen wir auf Meile 128 das Ziel des Tages: Anuradhapura — und sind sogleich von dem wunderbaren Zauber, den dieses Paradies ausströmt, befangen.

Alles in allem ein über mehrere Quadratkilometer ausgedehnter Park mit herrlichen Bäumen, sauberen Rasenflächen, vielen kleinen und größeren Hügelchen, Hügeln, Teichen und Seen. Bald hier bald da steigt ein kleines Monument empor, zumeist eine Sammlung quadratischer Granitpfeiler, die in regelmäßigen Abständen wie Streichhölzer in die Erde gesteckt scheinen und alle ein wenig schief stehen. Oder eine Plattform, die letzte Reste einer einst schön profilierten Kante zeigt. Oder aber die Trümmer einer buddhistischen Stupa, hier auf Ceylon Dagoba oder Dagaba genannt. In diesem Park steht auch das „Hotel“ — an sich ein Widerspruch, aber doch so säuberlich und vorsichtig als Bungalow in das Gesamtbild des Parkes eingefügt, daß es trotz seiner okzidentalen Natur nicht stört.

Wir brechen, sobald wir den Wagen abgeladen und unser Quartier eingenommen hatten, zur ersten Rundfahrt auf. Sie führte uns zur Ruanweli-Dagoba, deren gewaltige Kuppel im Neubau begriffen ist und in ihrer schlichten Linienführung einen imposanten Eindruck ausübt, zumal sie zur Zeit wie ein Igel mit tausend Stacheln versehen ist, die ein netzartiges Baugerüst tragen.

Am Eingangshäuschen des Tempelbezirkes ist eine Tafel in englischer und singhalesischer Sprache angebracht. Sie lautet:

Cost of laying 1000 bricks	—	50 Rupee
„ „ „ 500	„ —	25 „
„ „ „ 100	„ —	5 „
„ „ „ 50	„ —	3 „
„ „ „ 25	„ —	2 „
„ „ „ 1	„ —	0,10 „

Auch hier ist das Fördern des Tempelbaues eine „verdienstliche“ Handlung, gehört zu den guten Werken, und viele gute Buddhisten spenden gern mehr als nur den Betrag von 1000 Ziegeln. Unwillkürlich mußte ich an das Alter der Institution solcher „Verdienste“, „Handlungen“ und „guten Werke“ denken. Vor mir stieg der Gedanke an die Weihetafeln sabäischer Könige bei Marib auf, auf denen die Könige sich rühmten, das Wohlwollen der großen Götter dadurch gewonnen zu haben, daß sie die Mäntel der Tempelwände neu herstellten. Genau wie hier. Es war ein hübsches Bild, wie die Arbeiter auf 30 Stufen übereinanderstehend sich die Körbe mit den Ziegeln zureichten. So recht ein Bild aus dem Altertum, wie es sich in Mesopotamien einst auch nicht anders ausgewirkt haben kann. In alter Zeit waren es Könige, die solche Werke für die Götter und die Priesterschaft ausführten, heute sind es die Gemeinden der Gläubigen, die kleine Gaben zusammenschießen. —

Der neue Mantel der Dagoba ist schon gewaltig hoch gestiegen, wenn auch noch 25 Meter an der früheren Höhe fehlen. Die Arbeit wird in Ziegeln des heute üblichen Weltformates ausgeführt. Die alten Ziegel liegen in Menge umher. Ich maß einige typisch verschiedene. Sie hatten die Größe:

22 mal 22 mal $6\frac{1}{2}$
 28 mal 29 mal $8\frac{1}{2}$
 24 mal 29 mal $6\frac{1}{4}$

Leider wurde ich abends von einem heftigen Fieber gepackt und mußte mich um $\frac{1}{2}9$ Uhr zurückziehen, wogegen meine Damen noch lange im Busch sich über die Tausende von Leuchtkäfern und die in harmloser Glückseligkeit umherspazierenden Schildkröten freuten.

Anuradhapura, Sonnabend, 21. Dezember.

Der gestrige Tag war angefüllt mit Rundfahrten, die uns von einer Dagoba zur andern brachten. Ein reicher Tag. Leider stieg aber mein Fieber bis 41, so daß ich versagte und auch heute morgen noch recht schlapp bin. Der Morgen ist grau, und ich fürchte für unsere photographische Arbeit. Regenzeit!

Polonnaruwa, Sonntag, den 22. Dezember.

Nun liegt auch der herrliche Park Anuradhapura mit seinen gewaltigen Erd- und Steinhäufen hinter uns. Wir haben die reizvolle Fahrt in die andere Trümmer- und Residenzstadt des alten Ceylon zurückgelegt, wohnen nicht mehr in einem eleganten internationalen Hotel, sondern mehr unserem Stil entsprechend in einem Rasthaus. Aber die Sonne scheint auch nicht mehr. Wir sind in einen Regentag hineingeglitten, der mich auf die Veranda bannt. Eine gute Gelegenheit, alle Bilder der letzten Tage noch einmal vorübergleiten zu lassen und ein Fazit dessen zu ziehen, was das Erlebnis „Anuradhapura“ bedeutete.

Für uns, die wir eine Woche lang über den Trümmern der mittelalterlichen Residenzstadt des Kaiserreiches Ijayanagar wanderten, liegt ein Rückgreifen auf diese Ruinen und ein Vergleich mit ihnen nahe. Dieses die Szenerie einer weltlichen Herrlichkeit der Renaissancezeit, Anuradhapura eine solche des Altertums. Aber nicht nur zwei Zeiten, auch zwei Welten. Ijayanagar der Rahmen einer kosmogonisch

mythologischen Lebenseinstellung mit einem Herrscherhaus der Monddynastie an der Spitze, einem großen Götterkultus, der zumal dem Shiva geweiht war, und einer herrschsüchtigen Priesterkaste als Mittlertum.

Ijayanagar ein Gipfelpunkt mythologischer Herrlichkeit. Verschwenderisches Spiel mit mechanisch massenhaft hergestellten steinernen Bauklötzen. Verschwenderische Üppigkeit in der Fülle der Bildwerke, mit denen alle Pfeiler, Wände, Mauern überzogen wurden. Prunkende Fülle in der Vielheit der Tempel und typische Lust an üppiger Phantastik. Ijayanagar der Tummelplatz königlicher Festspiele.

Anuradhapura aber, das alte und ältere, dessen Ziel und Endgestalt schon drei Jahrhunderte vor Christo vorbestimmt war, eine Wandelhalle tiefinnerlicher Meditationen. In allem und jedem zur inneren Versenkung drängend. Sicherlich, zumal in späterer Zeit das Gewürz königlicher Prunkherrschaft nicht verschmähend. Aber die Gebäude kaiserlicher Weltlichkeit blieben nicht bestehen, und die wenigen Baukastenreste, die erhalten sind, beeinträchtigen die Erhabenheit des Gesamteindruckes weniger als die geschmacklosen Versuche der heutigen Priester, „neuzeitlich“ zu ergänzen und zu restaurieren. Im Stil von Anuradhapura spielt von Natur das Bildwerk keine Rolle. Alles ist Linie und Kulturgestaltung. Die Dagobas sind gestaltete Hügel. Die sie umgebenden Pfeilerreihen stellen in ihrer senkrecht aufragenden Liniennatur als Starres den Kontrast zu den wundervoll profilierten und geschwungenen Sockeln und Kuppeln der Riesenglocken dar. Die buddhistischen Mönche, in ihre golden oder orangefarbenen vornehm gefalteten Togas gehüllt, mit geschorenem Haupt und gravitatischer Haltung repräsentieren einen Gegensatz zu den Priestern der Götter Shiva und Vishnu mit ihrer krassen Bemalung und zu den bizarr ausgestaffierten und grotesk sich gebärenden Fakiren.

Zwei Welten! — — — — —

Die Bauwerke Anuradhapuras weisen eine Unterschiedlichkeit auf, die es leicht macht, sie gruppenweise zu betrachten. Da sind zunächst die großen Dagobas, die im Norden gelegene Jetawanarama, die im Osten gelegene Abhayagiri, die stark zerstörte Mirisaveti und die in Wiederherstellung begriffene Ruanveli. Von diesen birgt in ihrem Leibe allein die zweitgenannte so gewaltige Ziegelmassen, daß man nach Sir Emerson Tenents eine Stadt vom Umfange von Ipswich oder Coventry oder eine 10 Fuß hohe Mauer von London nach Edingburgh bauen könnte. — Zu diesen Riesenbauten kann außerdem noch die Stupa auf dem acht Meilen entfernten Mihintalihügel gerechnet werden.

Eine zweite Gruppe umfaßt die kleineren, unter denen die Lankarama und die Thuparama die graziösesten sind. Sie sind von in Reihen geordneten Standpfeilern umgeben und gelten mit als die „elegantesten“ von Ceylon. Beide genießen noch heute rege Verehrung. Mit in diese Gruppe rechnen möchte ich die kleine Jurumuni Vihara, die ein wenig abseits auf mächtigen Felsbrocken liegt. Diese Brocken weisen einige sehr bemerkenswerte Relieffiguren auf, vor allem Elefanten, die über Lotusblumen ins Wasser schreiten, und schräg über dieser Gruppe die Darstellung eines sitzenden und um sich blickenden Mönches; letzteres ein ausgezeichnetes Werk. — Nach weiteren Skulpturen fahndend und fragend wurde ich zu einer etwa 300 Meter entfernt im Wald liegenden Felsgruppe gewiesen. Am Fuße einer der Blöcke, der nach Westen etwas übergeneigt war, fand ich just über der Erde einen 92 cm im Radius haltenden Diskus, der mein besonderes Interesse erweckte. (Siehe die Textfigur 47.) Ein 10 cm breiter Randstreifen trägt die Bilder von Wasser-tieren, Fischen, Krebs (?) usw. In der Mitte sieben kon-

zentrische Kreise. Im übrigen ist die Fläche mit senkrecht und waagrecht gezogenen geraden Linien in Felder eingeteilt. Diese Felder bergen 24 zumeist mit einem Kreuz ausgefüllte Kreise und noch ein weiteres Ringbild. Das Ganze ist sehr sorgfältig ausgeführt und macht den Eindruck einer in exakter Form zum Ausdruck gebrachten Berechnung.

Die dritte Gruppe von Bauwerken möchte ich unter „Diverse“ zusammen-

fassen. Hierzu gehören z. B. die noch stehenden 1600 Pfeiler des Brazanpalastes und die Gebäude um den heiligen Bobaam. Letztere sind, soweit sie modern sind, von abschreckender Geschmacklosigkeit. Um so schöner ist der herrliche „Mondstein“.

— Die Mauer, die um den Bobaambezirk gezogen ist, verdient rege Aufmerksamkeit. Kein Zweifel, daß sie sehr alt ist. Sie weist ein bemerkenswertes Muster auf, das mich an mancherlei alte Bauwerke des hamitischen Kulturkreises und an — Simbabwe denken läßt. Zwischen regelmäßig und regelrecht in Reihen geschichteten Steinen ist eine Reihe „übereck“ gestellt. Die ziemlich quadratischen Steine liegen also nicht, sondern stehen auf einer Ecke. Hierdurch entsteht oben sowohl wie unten eine Reihe dreieckiger Lücken. Die unteren sind hohl gelassen, die oberen dagegen mit kleineren Steinen ausgefüllt.

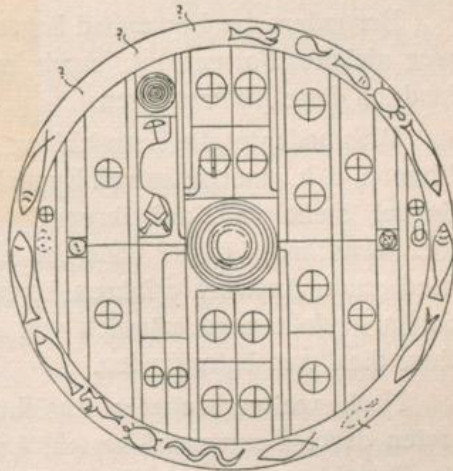


Fig. 47. Felsgravierung. Anuradhapura.
21. Dezember 1929.

Auf dem Mihintalihügel habe ich noch eine Reihe von alten Ziegeln abgemessen, die mir gut erhalten schienen, und erhielt die Reihe:

$$\begin{array}{l} 32 \times 20 \times 6\frac{1}{4} \text{ cm} \\ 33 \times 20 \times 6\frac{1}{4} \text{ cm} \\ 33 \times 20 \times 6\frac{1}{4} \text{ cm} \\ 32\frac{1}{2} \times 19\frac{3}{4} \times 6\frac{1}{4} \text{ cm} \end{array}$$

Besonders am Löwenbad liegende Ziegel wiesen durchweg gleiches Format auf. Auch im Walde bei dem Diskus fand ich diese Abmessungen.

Was bedeutet die Entwicklung einer solchen Stupa oder Dagoba, d. h. einer massiven Kuppel, die auf einem massiven Sockel steht und auf ihrem Scheitel den „Ti“, einen Reliquienschrein, trägt? Die Frage wird nur dann eine befriedigende Antwort erfahren können, wenn sie von zwei Seiten gestellt wird, nämlich von einer den Sinn und von einer die Form betreffenden.

Nach weitverbreiteter Ansicht (am deutlichsten vertreten durch Fergusson) besteht kein Zweifel darüber, daß der Buddhismus es war, der den Gedanken der Reliquie und des Reliquienkultus in den Bereich der hohen Kulturen trug. Weder Mesopotamien noch Ägypten, weder die Mittelmeerkulturen noch die altindische Überlieferung haben nach dieser Anschauung die Verehrung der Reliquie gekannt. Es entsteht also die weitere sehr wichtige Frage, ob der Buddhismus den Gedanken der Reliquie überhaupt geschaffen oder ob er ihn, auf älteres und vielleicht auch zunächst fremdes Kulturgut zurückgreifend, zu solchem Sinn entwickelt hat. Die andere Frage, die nach der Herkunft der Form, ist von dem ausgezeichneten Kenner der prähistorischen Baukunst Indiens, Mr. Govind S. Ghurye, in zunächst ansprechender Weise beantwortet. Danach wäre die

Form der Stupa auf die vorarische Bestattungsweise der Inder, auf Tumulus mit aufgesetzter Leichen- oder Urnenkiste zurückzuführen. Diese Annahme hat fürs erste etwas Bestechendes, hält aber ernster Überlegung an der Hand von Erfahrungen nicht Stand. Der Dolmen oder Totenschrein gehört in den Tumulus hinein. Sein Herauswachsen auf die Spitze fordert eine andere Erklärung. Ohne ein endgültiges Votum damit abgeben zu wollen, verweise ich auf die sicherlich sehr alte Einrichtung der den Göttersitz auf der Spitze tragenden Götterberge, wie sie uns in den Zikurats bis heute erhalten sind. Aus derartiger Form- und Gottesverwandtschaft heraus wieder der auf der Spitze der Stupas thronende Reliquienschrein ohne weiteres verständlich.

Und wie mit der Verwandtschaft der Form, so verhält es sich auch mit der der Bedeutung. Sicherlich kann die arische Sitte der Leichenverbrennung und Verstreuung der Asche nur schwer mit einem Reliquiendienst in Verbindung gebracht werden. Solche Verehrungsform kann doch wohl nur ausgehen von einem Anschauungskreise, in dessen Zentrum das Bedürfnis zur Erhaltung der Leiche steht. Ein solches ist aber auf der ganzen Linie der mehr äquatorialen Kulturen gegeben. Als klassische Kultur kommt vor allem die ägyptische in Betracht, in der die wahre Mumifizierung doch wohl um die Zeit des Menes einsetzt. Das Bereich solcher Konservierungssitten erstreckt sich in Afrika über Nubien (Herodot) hinweg bis zum Limpopo, also am Westgestade des „kaschitischen Beckens“ (Westufer des Indischen Ozeans). Im Südosten Afrikas haben wir die Sitte der Ausdörrung der Leiche durch Auspressen, die fraglos ihren Ausgangspunkt im Fernen Osten, im Malaiischen Archipel hat. Derselbe Mr. Govind S. Ghurye hat nun aus einer größeren Reihe von Sittenresten nachgewiesen, daß ähnliche Leichenbewahrung auch in Südindien Sitte gewesen sein muß.

Fassen wir das alles zusammen, so erkennen wir, daß schon in sehr alter Zeit sich zwei Anschauungen, jede mit einem eigenen Heimatsgebiet, gegenüberstanden haben müssen: die Anschauung des Nordens, die danach strebt, die Seele möglichst schnell und sauber vom Körper zu trennen, und die daher die Leichenverbrennung übt; die südliche, die in entgegengesetztem Sinne das Schicksal der Seele zu beeinflussen trachtet, indem der Körper konserviert wird. Dem letzteren Komplex von Sitten folgen alle älteren Stämme Südostasiens und des Malaiischen Archipels, von den Naga bis zu den Dajak, Madagassen usw. usw., die dem Schädel des Verstorbenen alle Aufmerksamkeit widmen, und die zuletzt in grausiger Konsequenz und sich dem Sammeltrieb hingebend bis zur Schädeljagd durchdrängen.

Auch hier wieder sind die auf afrikanischem Boden erhaltenen Sittenformen des Südkreises mit die klarsten. Ich meine die echt äthiopische Verehrung der Ahnenschädel, die in den Kovarfiguren der Alfuren (Holzfiguren mit eingesetztem Schädel) ihr östliches Gegenstück hat. Hier liegt also die Entwicklungsgeschichte des Reliquiendienstes klar vor uns. Im Südkreise! Während seine Spuren im Norden mir in der Tat so undeutlich sind, daß sie — wie Fergusson ganz richtig erkannt hat — kaum wahrnehmbar sind.

Vergegenwärtigen wir uns aber einmal, was es bedeutet, daß um ein paar Jahrhunderte vor Christi Geburt herum der Reliquiendienst in höherer Vergeistigung im Gebiet der Hochkulturen Indiens fast plötzlich zutage tritt und von da an ständig um sich greifend den Norden erobert hat! Die Ursprungsgeschichte dieses mit dem Buddhismus auftauchenden Reliquiendienstes ist so charakteristisch, daß sie als ein Lehrbeispiel dienen kann für ein Phänomen, für das ich den Namen „des unsichtbaren Gegen-

spielers in der Kulturgeschichte“ vorschlage. Es soll dies gleich hier dargelegt werden.

Unsere altgeschichtliche Kenntnis beruht auf Dokumenten, die wir einem eben sich in „archäologischer“ und erst spät in historischer Weise sich äußernden Kulturkreise verdanken. Alle diese Berichte sind egozentrischer Natur. Sie geben Kunde von sich und dem engen eigenen „Ich“. — Ein jedes Gebiet, Sumer hier, Ägypten dort, dokumentiert mir Eigeninteresse. Was jenseits des eigenen Lebensraumes vor sich geht, besteht, sich auswirkt, ist vollkommen gleichgültig, und wenn etwa ein kultureller Einfluß von außen erfolgt, ist es gleichgültig, von wo er kommt und welchen auswärtigen Vorgängen er entspringt. Nur die Tatsache vollzogenen Ereignisses kommt in Betracht, die Geschichte der auswärts erfolgten Vorbereitung niemals. So kommt der Eindruck zustande, daß der große westasiatisch-ägyptische Kulturkreis einsam und abgeschlossen von der Welt keimte und beziehungslos erst ward und dann sich entfaltete. Daß es außerhalb dieser Gebiete noch still wirkende Kräfte gab, tritt in diesen Monumenten als direkte Mitteilung nicht zutage. In der Dokumentenwelt bleibt die Außenwelt unsichtbar.

Solange die Wissenschaft sich nun damit begnügte, die historische Natur der höheren Kulturen zu erforschen, d. h. also, in der Zeit, in der die Einteilung in „Kulturvölker“ und „Barbaren“ als aus römischer Zeit übernommenes Kriterium bestand, konnte sie sich hiermit zufrieden geben. Anders wurde es aber, als in den letzten Dezennien, in denen die Forderung, das Schicksal der Menschheit zu erkunden, die Frage nach dem Urproblem der Kultur als eine ständig dringlicher nach Beantwortung drängende, auftauchte. Die Archäologie einerseits und die moderne Völkerkunde andererseits beweisen, daß die Hochkulturen Gipfelpunkte von

Pyramiden darstellten, deren Basis nur aus Funden kümmerlicher Scherben rekonstruiert werden kann. Aber diese Funde bewiesen, daß ein reges Kulturleben auch außerhalb des Ruinengebietes der alten Hochkulturen schon von ältestem Alter an die Welt beseelte.

Die großen Hochkulturen des Altertums nahmen nach unserer Kenntnis keinen größeren Raum ein als einen Streifen, der etwa vom 20. Grad bis zum 45. Grad nördlicher Breite reichte, d. h. sie waren auf Gebiete nördlich des Wendekreises des Krebses beschränkt. Dieser Fixierung durch die Archäologie gegenüber konnte es auf die Dauer der völkerkundlichen Kulturforschung nicht entgehen, daß sich südlich dieses Streifens, nämlich von Westafrika über Indien, den Malaiischen Archipel und Melanesien, bis heute Kulturen erhalten haben, deren Natur von der der historischen Kulturen nicht nur nicht abgeleitet werden können, sondern die eine eigene Welt darstellt, die von dieser ebenso abweicht wie Tierwelt und Pflanzenwelt voneinander. Dieser Bereich einer „zweiten Art von Kultur“ ist eine Tatsache. Diese zweite Art ist in allem und jedem so verschieden von der Natur der historischen Kulturen, daß es nicht möglich ist, sie direkt in irgendein historisches Verhältnis zu bringen. Denn sie bietet keinerlei äußerliche Hilfsmittel der Altersbestimmung. Sie weist — ich betone: „äußerlich betrachtet“ — Perspektiven auf. Sie scheint ihr Leben immer, wie das Pflanzentum ihrer Heimat, ohne Frühling und Winter, ohne Höhen und Tiefen dahingedämmt zu haben. Dies ist die Hauptgruppe der Kulturen, die ich eben als „die unsichtbaren Gegenspieler der Kulturgeschichte“ der Menschheit bezeichne.

Aber wenn ihr Dasein nun auch kaum jemals aus historischen Dokumenten, also direkt wird erwiesen werden können, so besteht für mich doch kein Zweifel, daß ihr

Wirken aus dem Einfluß, den sie auf die Hochkulturen von Süden her ausgeübt haben, wird erkannt werden können. Den Weg der Forschung in dieser Richtung habe ich im ersten Teile meiner „*Monumenta Terrarum*“ (E. E. VII S. 21 bis 172) gewiesen. An der Hand geographisch verteilter Variation und Differenzierung bestimmter Motive der Fabelkunde und von vorgeschichtlichen Felsbildern habe ich den Einfluß historisch und prähistorisch unsichtbarer Südkulturen auf vorgeschichtliche Felsbilder Nordafrikas und Südfrankreichs verfolgt; dort ist gezeigt, daß die Fabelkunde heute noch lebende Altformen der Äquatorialkulturen kennt und mit deren Formsprache paläolithische Denkmäler des Nordens verständlich machen kann.

Einen ähnlichen Fall haben wir nun in den Stupas und Dagobas des Buddhismus. Die entwicklungsgeschichtliche Stellung des Reliquiendienstes wird ohne weiteres verständlich, wenn wir die große Linie der Totenkörpererhaltung ins Auge fassen; diese ist als Gipfelpunkt der Verehrung und als Kultursinn des Nordens unverständlich, aus der seelischen Einstellung und dem Gestaltssinn des Südkreises heraus aber nur einfach natürlich.

Ich meine, daß es einer zu solcher Feinarbeit durch Natur und Erfahrung geschulten Hand nicht schwerfallen kann, gerade auf indischem Boden noch weitere Auswirkungen des „unsichtbaren Gegenspielers der Kulturgeschichte“ nachzuweisen.

Doch hierüber in der Ausarbeitung am Ende des Tagebuches mehr.

Kapitel 10.

Die Schönheit in Trümmern.

(Polonnaruwa — Colombo — Madras.)

Fiebertage — Der Zauberwald Polonnaruwas — Ostasiatischer Kunstgeist in Indien — Regen, Regen Regen! — Vorschriftsmäßige Korrektheit im Rasthaus — Tropisch regenzeitliches Weihnachtsfest — Nach Candy — Das internationale Weihnachtsfest — Zurück nach Colombo — Der „dritte“ Feiertag — Abschied von Citrus und Ceylon — Venusdienst und Jupiterperiode in Travancore — Affen auf dem Bahnsteig — Der gelehrte Jagadisa und seine Angaben — Vom erstarrten Wissen der Südindier in Dingen der Weltbildvorstellung, Mythologie und Astrologie.

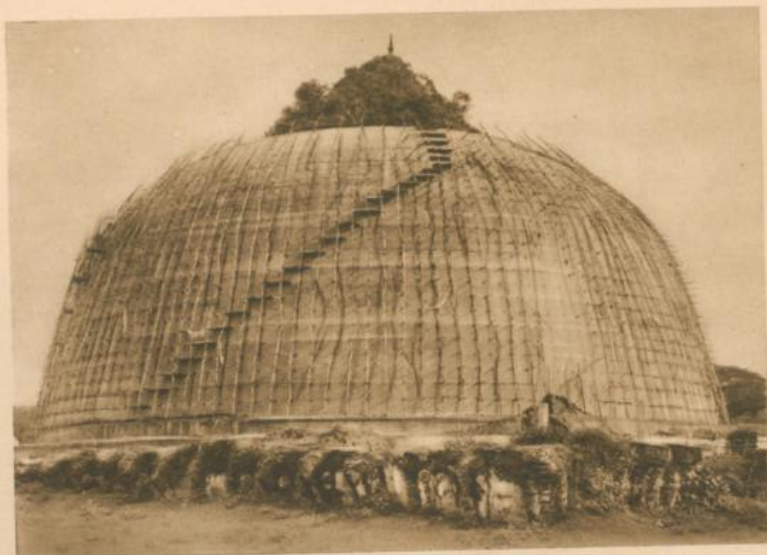
Polonnaruwa, 23. Dezember 1929.

Der volle Genuß der Naturschönheit und der Großartigkeit der Monumente Anuradhapuras wurde für mich sehr beeinträchtigt durch die häßliche Erkältung, die meinen Körper von einem Fieber in das andere jagte. Aber ich war doch wenigstens am letzten Abend imstande, einen Ausgang ins Freie zu unternehmen, so daß ich den Zauber der Tropennacht voll genießen konnte; Tausende von Glühwürmchen umschwirrten die hohen Baumkronen des herrlichen Parkes von Anuradhapura. Leider bezahlte ich diese Unvorsichtigkeit mit einem unangenehmen Rückfall, der die gestrige Morgenfahrt peinlich würzte.

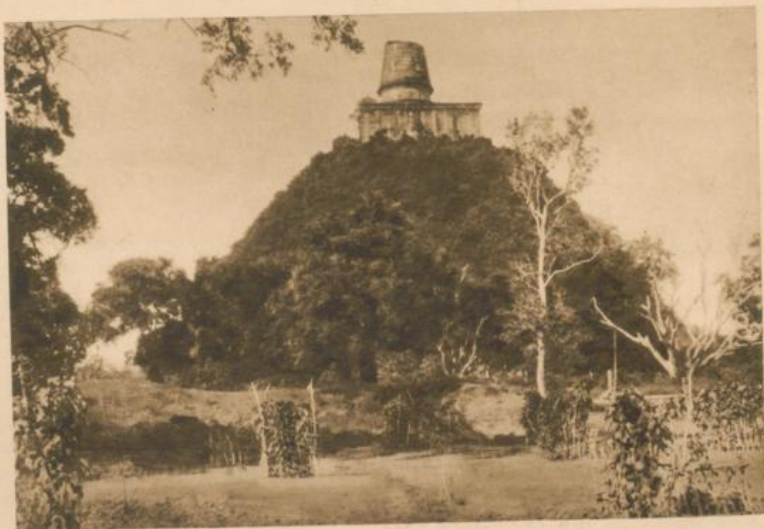
Der Weg von Anuradhapura nach Polonnaruwa führt zwar im ersten Teil auf der großen Straße nach Candy hin und biegt erst nach 37 Meilen in die 26 Meilen lange Sackgasse nach der zweiten Ruinenstätte Ceylons ein, ist aber auch im ersten Teil verkehrs- und siedelungsarm. Landschaftlich ist die Fahrt genußreich. Erst noch eine Strecke durch den verfilzten Waldbusch. Bald steigt das Gelände



Das Pferd in der indischen Plastik; „geschnittene“ Steinpfeiler im großen Tempel von Trichinopoly.



Die riesigen „Götterberge“ (Dagobar) auf Ceylon.
Die Ruvanveli in Anuradhapura.



Die Abhayagiriya in Anuradhapura.

aber, wird das Auge durch Granitkuppelkonturen am Horizont gefesselt und tritt der Wald mehr und mehr zurück. Die Mulden zwischen den Granitwellen sind besonders geeignet zur Aufnahme und Bewahrung der Regenmassen, die in flachen Ländern schnell wegsickern, und so reihen sich hier die Reisfarmen aneinander, bilden aber nicht nur Bilder mathematischer Abzirkelung in Quadrate. Vielmehr ragen allenthalben in unregelmäßiger Verteilung Prachtexemplare von Bäumen empor, die dem Ganzen den Charakter des Parkes verleihen. Die seltenen Gehöfte, die am Wege liegen, weisen durchweg gleiche Architektur auf: kasernenartige Längsbauten ohne irgendwie besonderen Schmuck. Die Dächerbedeckung mit Palmlättern ist fast vollkommen verschwunden. Nur noch Stroh. Die Großviehbestände mehren sich. Das weiße Zebu ist selten. Überwiegend ist ein kleines schwarzes Rind mit kurzen Hörnern, fast geradrückig. Nur die Bullen haben ausgesprochene Höcker. Dieses Vieh ist augenscheinlich von gleicher Rasse wie das kleine der Malabarküste und dürfte dem südostafrikanischen Makalangarind nahestehen.

Nach der 39. Meile fahren wir dann in die Sackgasse herein, an deren Ende unser Reiseziel liegt. Die Bäume nehmen an Größe und Selbständigkeit zu, halten das buschige Unterholz in Reserve und heben damit die unschöne Verfilzung auf. Allenthalben ist auch der Boden grün. Wenn ich an das denke, was wir im tropischen Afrika unter Gras verstehen, beschleicht mich eine Anregung zum Neid. Hier ist alles so zart wie schöner englischer Rasen, während unser tropisch-afrikanisches Gras ja dadurch charakterisiert ist, daß es im trockenen Zustande nicht Heu, sondern Stroh bildet. Das tropische Afrika kennt eigentlich kein „Gras“ in unserem Sinne, sondern nur borsten- und binsenartige Gebilde.

Der Verkehr ist nun ganz verschwunden. Auf der Strecke von 15 Meilen kommen wir wohl an ein paar Gehöften vorbei, begegnen aber nicht einem einzigen Gespann oder überhaupt nur einem Menschen. Die Einsamkeit dieser Natur ist um so zauberhafter. Herrliche große Falter, meist vom Schwalbenschwanz- oder Seglertypus, schwarz und weiß oder dunkel mit roten Augen oder grüngolden funkelnd. Zierliche Vögel. Zumal einer, dessen Gefieder wie Soie changeant zwischen Grün und Braun schillert. Dickschwanzige Nagetiere schlüpfen über den Weg und schleichen mit schlangenartiger Schmiegsamkeit an den Stämmen empor. Ein großer dunkler Affe hüpfte vor uns den Weg entlang, die Rute hoch in die Luft streckend, im Hüpfschritt links Galopp und rechts Galopp wechselnd.

Endlich erscheinen zwischen den Büschen die wohlbekanntesten granitene Bauklötze, dann umfangreiches Mauerwerk — eine aufgebrochene Kreismauer, durch deren Lücke ein Buddhabild erkennbar wird, eine Art Stufenpyramide —, endlich biegen wir nach rechts ab und fahren den Hügel hinauf in den Hof des Rathauses Polonnaruwa, das in ungetrübter Einsamkeit über einem See thront.

Ungetrübte Einsamkeit! Kein Dorf, kein Bahnhof, kein Store. Einsam im Dschungel. Es ist grau, als wir einziehen. Die Sonne blieb auf der andern Seite der Wasserscheide. Die Wolken ziehen sich zusammen. Es beginnt zu regnen — — — und regnet seit gestern mittag fast ununterbrochen, Stunde nach Stunde, die Nacht hindurch und heute nun schon bis zum Nachmittag. Ist es ein Auftakt der Natur zur Begehung der Weihnachtsfeiertage? —

Polonnaruwa, Dienstagmittag, 24. Dezember 1929.

Regen, Regen, Regen! Es war ja wohl in Anbetracht meines Zustandes nicht so ganz klug, aber ich hielt es auf

der engen Veranda so nahe den herrlichen Kulturdokumenten nicht aus. Um 11 Uhr fahren wir durch Regen und Matsch. Nach Norden zu die bekanntesten Bauten, die im Volksmunde als Dalada Maligawa oder Shiva Devale Nr. 1 bekannt sind. Es ist mir persönlich auf der Erde nicht eine einzige Stelle bekannt, an der so wunderbar verschiedenartig und doch auch wieder stilgemäß zusammenklingende Bauten resp. Ruinen aus alter Zeit zusammenstehen. Auf einer Altane, zu der mehrere Stufen hinaufführen, erheben sich hier etwa zwölf Ruinen, von denen uns nicht weniger als sieben besonders interessieren.

Das Interessante an diesen Bauwerken charakterisiere ich wohl damit am besten, daß sie für den durch Südindien Gekommenen nicht *i n d i s c h*, sondern ausgesprochen ostasiatisch wirken. Schon das erste Bauwerk, das wir nach Durchschreiten des verfallenen Torgebäudes vor uns haben, ist *s e h r* merkwürdig. Es heißt Nissanka Latamanda Paya. Der Zaun ist die steinerne Imitation eines Holzzaunes, dessen Querstangen durch durchbohrte Holzpfiler geschoben sind. Ein im buddhistischen Baustil häufiges Gebilde. Von der sonst üblichen Darstellung weicht dies dadurch ab, daß der Querbalken nicht rund, sondern viereckig im Querschnitt ist. Der Ausgang nach Westen besteht aus vier Pfeilern, die eine schwere Steinplatte tragen. Im Innern des langen Rechteckes befindet sich eine entsprechende Plattform, auf der in der Längsrichtung rechts und links je vier Säulen stehen und sich in der Mitte eine kleine Kuppel erhebt. Diese Säulen sind die erste der Erscheinungen, die den ostasiatischen Eindruck hervorrufen, denn sie sind nicht gestreckt, sondern in dreifacher Krümmung, so daß sie etwa wie Darstellungen von Korallen wirken. Auf den der Tür zugewendeten Biegungsbuckeln sind die Säulen mit Schrift versehen.

— Eine neunte ganz ähnliche Säule steht weiter fort beim Gal-pota und nahe der Stufenpyramide.

Das nächste recht merkwürdige, aber an sich großartig geschlossen und doch bewegt wirkende Werk ist die Vata-da-ge, ein Rundbau. Auf gut geschnittenem Sockel eine Umfassungsmauer, die nach den vier Himmelsrichtungen offen ist. Durch die vier Mauereinschnitte blickt man auf eine heute verhältnismäßig niedrige Stupa, vor der, jedem der vier Einschnitte gegenüber, je eine Buddhastatue steht. Vor den Treppen ist je ein halbrunder „Vorsatzstein“ in die Erde gelassen, sogenannte Mondsteine, die ganz besonders schön sind. Auf eine entzückende kleine Verbeugung, die anderem Kultus entgegengebracht ist, möchte ich besonders aufmerksam machen: Neben den Treppenhöfen sind kleine Bilder von Nandi angebracht! Achtung vor dem Shivadienst.

Am Eingang der Vata-da-ge vorübergehend (die darum aufgestellten Trümmer von Buddhabildern werden für viele sicherlich hochinteressant sein), kommen wir zunächst zu einem Monstrum von liegendem Stein, dem Gal-pota. Es ist die riesenhafte Darstellung eines Palmblattbuches und mit Schrift bedeckt. Dahinter dann die arg demolierte Stufenpyramide, die im Effekt nicht viel anders sein dürfte als ihre Geschwister in Kambodja.

Auf der andern Seite der Nissanka Latamanda Paja das zum Teil recht gut erhaltene Thuparama Vihare, ein aus Ziegeln erbauter Hindutempel des 12. Jahrhunderts. Sehr interessant ist die Aufwölbung der im Zentrum offenen Eingangshalle. „Falsches Gewölbe“ im Ziegelbau! Die durchschnittliche Größe der Ziegel dürfte sich ergeben aus:

34 mal 20 mal 6

32 mal 20 mal 5½.

Es kommen auch quadratische und vor allem auch hier wie in Anuradhapura Formziegel mit nach einer Seite gewölbter

Kante vor. Diese sind anscheinend nie höher als $4\frac{1}{2}$ cm, also sehr dünn.

Am Tuperama Vihara vorübergehend und von der Plattform herabsteigend, kam ich zu dem sehr gut gebauten Shiva-tempel, in welchem ein schalenförmiger Lingamstein mich interessierte. Hier und weiterhin sowie nachher um das Rasthaus herum fand ich die verschiedensten Trümmer des Shiva-Nandi-Kali-Durga-Lingamdienstes; aber nicht ein einziges Bruchstück eines Armes, einer Waffe oder irgendeines Emblemes, das auf früheren Vishnudienst schließen läßt. Der alte ceylonische Rasthausgenosse in Madura hatte ebenfalls gesagt, in Ceylon sei früher vielfach Shivadienst, nie aber Vishnudienst betrieben worden. Ob dies stimmt? Weitere Ausgrabungen werden demmaleinst Aufschluß geben.

Heimgekehrt, werden zwar schnell die Kleider gewechselt, aber das Abendfieber meldete sich wieder.

Nachts.

Es regnete ununterbrochen. Vorn im Hof des Rasthauses kamen Menschen und gingen Menschen. Niemand wollte in dem Dauerregen hängenbleiben. Ich richtete im hinteren Verandawinkel unsere kleine „Weihnachtsstube“ her. Die Wände mit grünen Zweigen verhüllt. Darin aufgehängt kleine aufgeblasene Gummiluftballons. Von unten mit Kerzen beleuchtet, wirkte es ein wenig wie der Garten, aus dem Ala-ed-Din seine Wunderlampe holte und dessen herrlichste große Früchte aus Edelsteinen bestanden.

Einige im Vorderhause hausende Inder ließen ein Grammophon erklingen: Ave Maria, Abendstern, Mozart. Es war ein wenig wie bestellt, und es gewann so der Abend einen durchaus würdigen Stil. Mit Lachen begrüßte unsere kleine Gemeinde die Verse der Julinacht trotz Regen und Fieber.

Kandy, 25. Dezember 1929, nachts.

Das Rasthaus von Polonnaruwa stellte ein neues Glied in der kettenhaften Vielartigkeit unserer Bungalowerfahrten dar. Einen Typus, der auch der europäischen Zivilisation nicht unbekannt ist, den der „feindseligen Korrektheit“. Jedesmal, wenn ein neuer Besucher vorfuhr, trat genau vorschriftsmäßig die Bedientenschaft an den Wagen, und von da an wurde den Gästen genau abgewogen und abgemessen das Quantum von Dienstbereitschaft zuteil, das — eben vorschriftsmäßig war. Anfangs belustigte es mich zu beobachten, wie jeder der vielen Burschen, die hier in Arbeit stehen, immer und in jedem Augenblick mit Selbstkontrolle prüfte, ob er in seinem Dienst„eifer“ auch nicht etwa einen Zentimeter zu weit gehe. Leittier des Typus war fraglos der Butler, der mit monoton knarrender Stimme bei jeder Gelegenheit auswendig gelernte Sätze herschnurrte, so Preisangaben, Verwendungsvorschriften, Wegberichte. Fragte ihn ein Neuankömmling etwa nach einer Ruine, so erklärte er, daß ein amtlicher Dolmetscher im Hause sei, der für den Lohn von 6 Rupien per Tag vollkommen zur Verfügung stehe.

Diese Korrektheit äußerte sich in allem, in der Sauberkeit, in der Herstellung und Berechnung der Gerichte und in der Freundlichkeit. Da letztere eben nur durch den Rahmen „Höflichkeit“ anberaumt werden kann, so hatte die Bedienung die Form der trostlosesten Maschinerie. Wehe aber jeder Sache, die nicht vorgeschrieben war! Als ich mein Bett untersuchte, war es leicht festzustellen, daß die Seegrasmatratze seit Jahr und Tag nicht von ihrer Drahtunterlage aufgenommen, gewendet oder gar gesontt war. Sie bildete eine tiefe Mulde, ebenso diejenigen meiner Damen. Als ich den Bedroomboy rief und, um ihm das Übel zu belegen, die Matratze hochheben wollte, zeigte sich, daß sie

schon zu sehr mit dem Drahtsieb verbunden war, um — ohne zerrissen zu werden — noch losgelöst werden zu können. Der Boy eilte aber geschwind heraus, kehrte zurück und zeigte mir seine Dienstvorschrift. In dieser stand allerdings nichts vom Wenden und Sonnen der Matratzen. — Wie gesagt, wieder ein spezieller Typus von Rasthausgeist.

Wir waren froh, als wir am gestrigen Morgen etwa nach 7 Uhr aus dem Regenwinkel abfahren konnten. Natürlich im Regen.

26 Meilen weit, d. h. bis Haberana, fuhren wir auf der uns bekannten Sackgasse und bogen dann in den Hauptweg nach Kandy ein. Die Einsamkeit des Dschungels hatten wir damit hinter uns. Die kommenden 20 Meilen zeigten bei gleicher Vegetation aber doch allerhand Verkehr; von dem dann erreichten Dambula an wechselten beide augenblicklich. Von hier ab wurden die Siedlungen wieder umfangreicher und lebendiger. Kokospalmen, die wir uns seit der Küste und bei Anuradhapura nicht mehr erinnern gesehen zu haben, traten erneut in Erscheinung. Bei Anuradhapura war ihre Verbreitung inselartig im Dschungel isoliert. Hier aber, wo das Gelände sich zu heben begann, erreichten wir wieder das Feld der weiten Verbreitung, das sich einheitlich über das Gebirge nach Colombo hinzieht. Wenig später auch die ersten Plantagen von Gummibäumen, die in ihrer sauberen Zurichtung das Auge erfreuten und sich über Meilen hinstreckten. Dann und wann schon Teepflanzungen.

Kurz vor dem schroffen Aufstieg, der mit Meile 81 beginnt, aber auch die ersten künstlichen Terrassenanlagen, die für diesen Teil Ceylons charakteristisch sind und den Landschaftsbildern einen ganz besonderen Scharm verleihen. Diese Terrassierungen sind in alle, auch in die kleinsten Seitentäler hineingeführt, soweit sie auch das allerkleinste Bächlein aufweisen. Die Solen der Einschnitte sind auf-

gefüttert. Das Rinnsal wird durch ein Becken nahe seiner Quelle gebändigt und sein Wasser über die flachen Terrassenstufen herabgeführt. So entstehen inmitten der im allgemeinen dunklen Wälder Einbuchtungen, die jetzt in der Regenzeit im frischesten jungen Grün prangen.

Gegen Mittag bricht die Sonne in das stumpfe Grau des Himmels Öffnungen. Als Citrus den schroffen Aufstieg beginnt, ist lichter Wetter, und wir genießen die Herrlichkeit der tropischen Bergwelt mit vollen Zügen. Kandy selbst macht den Eindruck einer Residenzstadt und Queens Hotel, an dem wir infolge Überfüllung aller angenehmeren Häuser absteigen mußten, den der internationalen Reisekaserne. Es ist eine der Stallungen, die äußerlich unter Aufwand von billigem Luxus und vielem Geräusch der Befriedigung eines modischen und demnach flatterhaften Allgemeingeschmackes dienen und demnach jeder individuellen Eigenart bar sind. Mit dem Betreten solcher Räume wird der Mensch Nummer; als Nummer wird ihm alles zuteil, was eine Nummer beanspruchen, d. h. bezahlen kann. Mit Nummer und Zahl ist von der Seite des Hauses alles ausgedrückt und umschrieben, was es zu bieten in der Lage ist.

Nun habe ich aber gerade in bezug auf dieses Queenshotel, das als eines der ausgezeichnetsten in Ceylon, ja in ganz Asien gilt, doch eine Bemerkung zu machen, und zwar komme ich damit auf einen für ganz Südindien dunklen Punkt zu sprechen. Ich meine jenen kleinen Ort, ohne dessen Benutzung der Mensch nun einmal nicht leben kann, und muß nun berichten, daß ich seit dem Verlassen des Taj Mahal-Hotels in keinem Hotel oder öffentlichen Rasthaus ein WC. angetroffen habe. Vielmehr sind überall in angebauten Kammern Exemplare jener kleinen Institution aufgestellt, die bei uns zur Zeit meines Großvaters ins Krankenzimmer gebracht und als Nachtstuhl bezeichnet wurden. Für die

Sauberhaltung dieser Möbel sind Leute einer sehr niederen Kaste angestellt, die als „Unberührbare“ oder besser noch „Nichtanzufassende“ bezeichnet werden und je nach Bestellung einmal (?!) oder zweimal am Tage vorbeikommen, um ihrer Pflicht zu genügen.

Nun, in einfachen Rasthäusern mag diese Einrichtung ja noch angehen, wenn sie auch hier schon etwas altväterlich ist. Aber von einem Hotel, das Hunderte von Betten hat und als Tagesforderung den Pfundpreis weit übersteigt, könnte doch vielleicht eine „Modernisierung“ in Betracht gezogen werden.

Nachmittags war mein Zustand wieder recht unerfreulich, und ich verfiel aus einem Wechsel von Schüttelfrost und Fieber in den andern. Es war ja aber erster Weihnachtsfeiertag. Alle Welt feierte, und da hieß es, sich zusammenreißen.

Der Saal war mit buntem Papier, Ketten, Ballons, Knallbonbons und Girlanden so farbig und freudig hergerichtet, wie es die Phantasie des Managers nur ermöglichte. Die Stimmung des Feiertages, diese Herrichtung, ein gutes Essen und hier ein wenig mehr, dort ein wenig weniger Alkohol taten das übrige. Die Buntheit der Bilder, die dieses heute wirklich international gefärbte Publikum abgab, machte auch mir Vergnügen. Einige besonders ausgesprochene Gegensätze wirkten eindrucksvoll. Auf der rechten Seite saß eine französische Familie, ein älterer scharmanter Dandy, eine junge Frau, zwei jüngere Herren. Das war ein Lachen, Funkeln von Esprit und Bonmots, ein wahres Trillern von gesellschaftlichem Geräusch. Auf der linken hatte eine Partie von fünf nordischen Menschen, drei Damen und zwei Herren, Platz genommen. Sie waren alle bejahrt. Die Damen hatten ihre Haare noch in Knoten geschlungen. Als sie sich niederließen, falteten sie andächtig die Hände, dann

aber ergaben sie sich mit voller Hingabe dem Genuß des Festmahles. Erst waren sie sehr still, blickten aber mit glückerfüllten Augen um sich, so daß von ihrer Gesellschaft trotz oder vielleicht gerade wegen ihres Schweigens ein großes Behagen ausging. Als sie bis zum Eis vorgedrungen waren, ergriffen sie schüchtern die für jeden zurechtgelegten Knallbonbons, arrangierten mühsam ein gemeinsames Anpacken und vollzogen die Tat. Sie gelang, und die alten Herrschaften waren nun ganz glücklich. Sie drückten sich gegenseitig die verschiedenen Mützchen und Krönlein aus Papier ins Haar und markierten imposante Stellungen.

Einem indischen Herrn, der mit Weib und Kind auftrat, entsprach ein Parsenfamilienvater mit Gattin und zwei Töchtern. Die beiden Männer trugen einen europäischen Gesellschaftsanzug, die Damen aber die Kleidung ihres Stammes. Die indische Familie war von Anfang an und blieb bis zu Ende eingeschüchtert; die Parsen waren vom Betreten des Saales an dem Stil gewachsen, — ja ihm überlegen. — Diese Parsen haben es mir sowieso angetan. Die Männer bewähren sich anscheinend in allen Stellungen des Lebens und sind, wie mir immer wieder berichtet wird, immer zu sprechen, wenn ein drückendes Elend an der Wurzel beholfen werden kann oder eine geistige Unternehmung nach Förderung schreit. Die Frauen dieser Männer vertreten aber als die einzigen unter allen mir bekannt gewordenen Völkerschaften Südasiens den weiblichen Stolz in nationaler Tracht. Auch in europäischer Gesellschaft. Gewiß ist diese Tracht auch außerordentlich geschmackvoll und damit dem, was man heute in Europa an üblicher Frauentracht sieht, unendlich überlegen. Nun, hierzu gehört ja, weiß der Himmel, nicht viel. Und doch tragen anscheinend alle Frauen anderer Völker in europäischer Gesellschaft heute europäische Fahnen. Die Parsenfrau nicht. Bei Weber in Paris wie in Kapstadt, im

Taj Mahal wie auf jedem Dampfer kann man sie stolz in der „angeborenen“ Tracht einerschreiten sehen. Die beiden einzigen Konzessionen, die sie machen, heißen „Bubikopf“ und „Hackenschuh“. (Aber was für Hackenschuhe dies meist sind!) — Man gehe nicht so leicht über diese Tatsachen hinweg. Eine Frauenschaft, die ihre Landestracht im Gegensatz zur europäischen Nivellierung aufrechtzuerhalten den Charakter hat, fordert ihre Beachtung. — Und so schaute denn auch diese Parsenfamilie aus ihrer europäisch-englischen Umgebung drein wie — die Heimischen und als heimatlich Rechtmäßigen auf Fremde.

Die verschiedenen Fremdkörper ragten wie Rosinen aus einem Kuchen, dessen Teig aus naiv und englisch boyhaften, fröhlich sich selbst genügenden und in diesem Sinne anspruchslosen Menschen bestand.

Jetzt, um 2 Uhr nachts, in welcher Stunde ich diese Zeilen schreibe, tost unten noch der Lärm der lachenden und tanzenden Festgemeinde.

Colombo, Donnerstag, den 26. Dezember 1929.

Der heutige Morgen zeigte ein angenehmes Antlitz. Mein Befinden war fraglos hoffnungsvoll. Die Talfahrt von Kandy nahm denn auch einen sonnigen Verlauf. Der Weg umfaßt nur 70 Meilen. Da die Sonne nun wieder die volle Herrschaft über die Wolken gewonnen hatte, so gestaltete sich die Fahrt durch die phantastisch wechselvolle Landschaft zu einem Hochgenuß.

Auf dieser Seite des Gebirges schienen mir die Terrassierungen nicht so ausgedehnt und großartig. Es mag das aber auch ein täuschender Eindruck des Beleuchtungsunterschiedes gewesen sein. Als Gehöftform der schlichten Eingeborenen bis vor die Tore Colombos Langgiebelhaus. Aber eine große Menge villenartiger Architektur. Während mir

auf der Bergfahrt im Küstenland überhaupt nur Kleinfarm-land auffiel, ist hier im Gebirgsabfall sehr viel Großwirtschaft und umfangreiches Plantagenwesen zu sehen. Der Großgrundbesitz dokumentiert sich im Streben nach eleganten Anlagen. Auf einer Farm sahen wir Leoparden in einem Käfig und Hirsche im Parkgatter. Hochherrschaftlich!

Die Besiedelung ist sehr dicht. Wohl keine halbe Meile ohne ein Gehöft. Der Verkehr ist (besonders am Festtag) ein erstaunlicher. Allein die Zahl der Busse, denen wir begegneten, ließ die hundert weit hinter sich. Ich sah auch wieder viele buddhistische Mönche in Autos daherkommen und ließ mich unterrichten, daß es mit den Entsagungstendenzen der heiligen Männer nicht mehr so recht in Ordnung sei. Im Volke erzählt man sich, daß viele dieser Geistlichen auf Ceylon nicht nur ein elegantes, sondern im stillen auch ein ausschweifendes Leben führen. Aber auch sonst wimmelte die Straße von Festgästen, die den Bergen zu eilten, und die Fahrt war nicht ganz ungefährlich, da sich darunter auch wieder eine Reihe „rasender“ Europäer befand. Nicht weniger als drei Kraftwagen sahen wir im Straßengraben.

Mittags trafen wir in unserem alten Quartier ein. Abends waren wir im Konsulat zu Gaste und trafen den Generalkonsul von Keßler aus Java mit Familie. Ein alter Bekannter aus der Kriegszeit. — — —

An Bord S. S. Karagola, Mittwoch, den 1. Januar 1930.

— und wir atmeten aus dem Gefühl der Erleichterung auf. Nun liegt all die Schererei mit dem Gepäck, die viertägige Eisenbahnfahrt, der Trubel der festfeiernden Stadt hinter uns. Alles an Bord in geordneten Gepäckverhältnissen. Hinter mir liegt aber auch Indien — das herrliche Indien, das nun auch mir zu einem Schatzhause erlebten Wissens

wurde. Vor mir drei Wochen ungestörter Arbeit, die zunächst natürlich mit der Ergänzung des Tagebuches begonnen werden muß.

Freitag, der 27. Dezember, brachte mir zunächst eine recht peinliche Entdeckung. Wir sprechen ja auch in Deutschland scherzhafterweise von einem „dritten Weihnachtsfeiertag“, belassen es aber hierbei. Der Engländer macht hierin aber Ernst, wie er ja überhaupt in der Einlegung arbeitsloser Bank-holiday-days usw. so großzügig ist, daß dem Reisenden, der doch auch mit geschäftlichen Gelddingen zu rechnen hat, schon jeder gewöhnliche Sonnabend oder Montag ganz unerwartet zum Stein des Anstoßes werden kann. Wieviel mehr fordert ein „dritter Weihnachtsfeiertag“ sein Recht. Ich bin leider in diese feiertagsfreudige Tendenz trotz 18monatiger Erfahrung immer noch nicht so eingelebt, daß ich sie genügend in Betracht ziehe. Aber als ich dann mit Citrus zur „letzten Erledigung“ wichtiger Sachen in die Stadt fuhr, wurde ich gründlich belehrt und sah, daß ich weder meine Bankangelegenheiten ordnen noch den Citrus der Firma Volkhart Broth. übergeben konnte. Gottlob, daß der Amerikaner eine größere Neigung zur Arbeit hat. Das Büro des „American Express“ war in Tätigkeit, und seine Leiter halfen über die größten Schwierigkeiten hinweg. Da nun außerdem Fräulein Wagner vom deutschen Konsulat alles Erledigbare in denkbar klarster Weise erledigt hatte, so blieb nur das Problem der Auslieferung des Citrus übrig. Aber auch hierfür wußte sie Rat, indem sie sich telephonisch mit der Privatwohnung des hiesigen Leiters von Volkhart Brothers, Herrn Cogliatti, in Verbindung setzte, dessen Gattin uns um 5 Uhr zum Tee einlud. —

So lernten wir denn abermals einen Vertreter dieses großen Schweizer Unternehmens kennen, der den gleichen

ausgezeichneten Typus aufwies wie alle seine Kollegen, die wir im Laufe der Indienreise kennenlernten. Innerhalb einer Stunde gewann ich denn auch Belehrung und Einblick in allerhand kulturelle Verhältnisse, jedenfalls viel mehr als nur die an sich schon so wichtige Möglichkeit, den Citrus und die zugehörigen Papiere zu übergeben.

Dann brachte uns Citrus auf letzter Fahrt zur Bahn, und wir nahmen von dem „lyrischen“ Francis und der lieben alten Karre Abschied. Der Citrus hatte ja viele kleine Temperaments- und Charakterschwächen, die sich infolge seines Alters oft peinlich bemerkbar machten. Im ganzen genommen hat er sich aber — und nun muß gesagt werden, „trotz“ seines Alters (er hatte ja im Leben schon 50 000 Meilen hinter sich) — so ausgezeichnet bewährt, daß ich dem „Minervawagen“ stets eine Zuneigung entgegenbringen werde. — —

Dann begann die „Fahrt von vier Nächten“. Zunächst hatten wir Karten erster Klasse, da die Wagen zweiter Klasse auf Ceylon nicht das Aufschlagen der Beddings ermöglichen.

Am Sonnabend, den 28. Dezember, fuhren wir mit Sonnenaufgang auf der sandigen Landzunge dahin, auf deren Spitze der Pier liegt. Der Zug hielt um $\frac{1}{2}7$ Uhr neben dem Trajektschiff, dessen Name Irvin war. Es hat, wie alle seine Geschwister, seinen Namen nach einem indischen Vizekönig. Das Umladen ging hier wie auf der indischen Kontinentalseite glatt und prompt vor sich. Die Bagage wird von amtlichen Trägern übergeführt, die nach überall angeschlagenen Bekanntmachungen keinen Anspruch auf Sold haben. — Was dieses Bettelgesindel natürlich nicht abhält, sich mit dem Trinkgeld, das jedermann automatisch gibt, nicht zufrieden zu erklären, sondern Anspruch auf recht hohe Bezahlung zu erheben. — Was denn wieder zur Folge hat,

daß reiseerfahrenere, besonders englische Herren zuletzt zum Stock greifen.

Von nun an standen uns bis Bombay nur noch Plätze zweiter Klasse zur Verfügung. Auf der ersten Strecke der Schmalspurbahn, die bis Madras reicht, waren wir noch in zwei durch eine Tür verbundenen Halbabteilen recht gut untergebracht, wenn die Karre, deren Gehäuse uns umschloß, auch allerhand Anzeichen der Altersschwäche zeigte.

Der erste Abschnitt der Fahrt führte an einer außerordentlich abwechslungsreichen Kette von Landschaftsbildern vorüber. Zumeist Dünen. Erst reine Sandfläche mit struppiger Büscheldecke. Dann Pandanusdickichte, Fächerpalmen, Schirmakazien, alles in welligem Gelände, das in den flacheren Teilen von Wasser ausgefüllt war. Die Besiedelung schwach. Ärmliche Lehmhütten mit abgewalnten Strohdächern. Auch sehr ärmlicher Reisanbau. Erst kurz vor Madura (bei Tirupaschati) fielen mir Sorghumfelder auf. Dagegen kamen wir an sehr vielen Ayyanartempelchen vorüber, vor denen wieder herrliche Tonbildnisse von Pferden, zuweilen auch von Elefanten standen. Ihre Verbreitung reicht, allerdings zuletzt an Dichtigkeit stark nachlassend, bis nahe Madras. Auf der Querfahrt von Madras nach Bombay haben wir solche Monumente nicht mehr wahrgenommen.

Mit dem Anstieg auf den Dekkan nimmt der Reiz der Landschaftsbilder stark ab. Erst jenseits Maduras erregt das Gelände wieder mehr Interesse. Auch die Tierwelt wird dann lebendiger. Auf der Station Kodaikanal war eine regelrechte Versammlung von Affen, welche zum Teil auf dem Geländer beisammenhockten, zum Teil aber ohne jede Scheu zwischen den zahlreichen Besuchern des Bahnsteiges umhergingen. Sie kamen an den Zug und gingen an der Wagenkette entlang, ausschauend, wo etwa ein freundlicher

Fahrgast ihnen eine Frucht reichte. Ihr stilles Werben war nicht ohne Erfolg, und viele Passagiere, darunter natürlich auch wir, kauften bei den Bananenhändlern Früchte, die die Affen, emporspringend, uns aus den Händen nahmen. Die Zutraulichkeit und Furchtlosigkeit der Tiere war ganz erstaunlich. Sie krochen unter den Wagen her, sprangen auch auf deren Deck und blickten von oben her zu den Fenstern herab. Erst als der Zug sich in Bewegung setzte, verließen sie in allergrößter Ruhe ihre hohen Ausschauposten. Ein Inder erzählte, daß die Tiere über die Durchfahrzeiten der Züge genau Bescheid wußten und sich jeden Tag zu jedem Zug pünktlich einstellten.

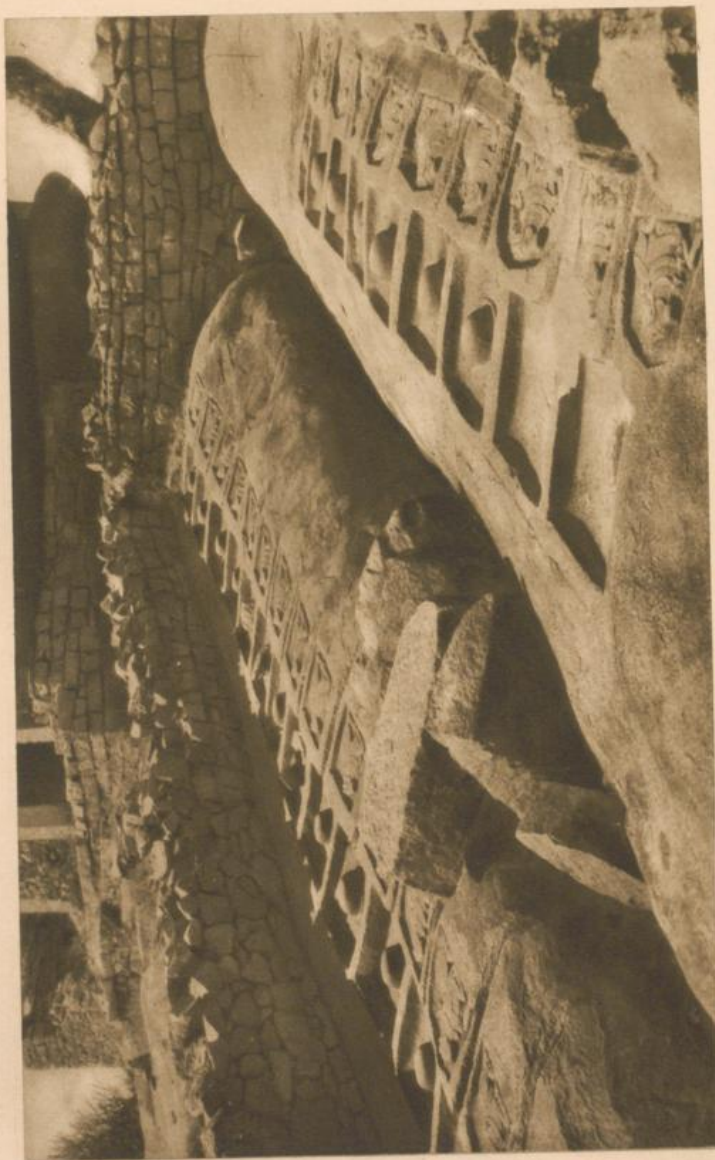
Hiernach steigt dann die Bahn langsam zwischen rechts liegenden schön geformten Hügeln und links in der Entfernung emporragenden Gebirgsketten aufwärts. Als ich auf dem Flur stehend die angenehmen Bilder aufnahm, sprach mich ein Mann an, der aus Travancore stammte. Er erkundigte sich nach meiner Reiseaufgabe und zeigte, wie die meisten gebildeten Inder, ein reges Interesse. Als ich mich nach den Tempelformen Travancores erkundigte und auch dabei auf den Durgatempel bei Calicut zu sprechen kam, erzählte er mir allerhand Interessantes. So unter anderem, daß früher, bei großem Regenmangel, eine weibliche Holzfigur hergestellt wurde, die in einen Brunnen versenkt wurde. Dieser Brunnen galt von da an als heiliger Ort, der an Festtagen mit Blumen geschmückt wurde. Auch behauptete er, daß alle zwölf Jahre ein starker Regenmangel einträte als Enderscheinung einer ständigen Regenabnahme, die mit dem Einsetzen einer neuen Zwölfjahrperiode vom Einsetzen eines Regenüberflusses abgelöst würde. Es ist auffällig, wie häufig ich nun schon von diesem Zwölfjahrzyklus gehört habe. Dieser Travancoremann erweiterte das nun schon mehrfach Vernommene dadurch, daß er von einer zweiten



Durch Ceylon im vollbepackten Citrus.



Ruinen von Anuradhapura; die Lankarama Dagoba.



Der Dienst des Gottes Shiva; das rinnende Wasser zwischen Bildern des Stieres Nandi und der Lingams; Malayantatempel in Hampi.

Zeitgliederung sprach. Fünf solcher Perioden, also ein Zeitraum von 60 Jahren, bringen abschließend ein Jahr der Katastrophen hervor, in denen dann Krankheiten, Mißernten, Streit unter den Menschen viel Unglück anrichten. In seinem Dorfe (Tiruvani) wurden nach Ablauf dieses 60. Jahres deshalb große Sühnezeremonien mit Baden und Auffahrt von Götterbildern (anscheinend besonders des Shiva-kreises) gefeiert. Ein Stern spielt hierbei eine große Rolle (offenbar Jupiter). Leider konnte er mir aber nicht klarmachen, welcher dies sei. Er schrieb mir für den Stern den Namen „YIVA“ auf*). Aber alle zwölf Jahre wurde dieses große Opfer gebracht.

Etwas nach 9 Uhr fuhren wir in Tanjore ein. Es ging mir ein Stich durch das Herz bei dem Gedanken, daß ich diesen Platz und diese Gegend, eine der mythologisch interessantesten Südindiens, wegen Zeitmangel nicht hatte aufsuchen können.

Sonntag, den 29. Dezember 1929. — Um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr fuhr der Zug in Madras ein. Ich hatte mich beizeiten mit Mr. P. V. Jagadisa Ayyar, dem gelehrten Urheber einer Reihe wichtiger Bücher über Tempel und Tempeldienst in Südindien, in Verbindung gesetzt; und richtig, nun stand er auf dem Bahnhof, begrüßte mich herzlichst, hängte mir nach indischer Sitte einen farbenprächtigen Kranz um den Nacken und drückte mir eine Zitrone in die Hand. Er begleitete unsern Umzug vom Kleinbahnhof auf den Zentralbahnhof.

Nun war ich wieder an der Stelle, an der ich vor noch nicht drei Monaten den Boden Indiens betreten hatte. Als ich in dem mir vertrauten Fahrstuhl des Zentralbahnhofes zu den angenehmen Warte- und Erfrischungsräumen heraufglitt, fuhr mir der Gedanke über das rasende Tempo der Zeit

*) Die Annahme hat sich als richtig erwiesen. Der Yiva ist der Jupiterstern.

als Schrecken durch den Kopf. Dann aber wurde mir auch ebenso schnell bewußt, was mir alles in dieser Zeitspanne gewährt war zu erleben und zu sehen, und der erste Gedanke verlor seinen Schrecken.

In Spencers Erfrischungsraum ließ ich mich mit Jagadisa nieder und verbrachte einige Stunden jenen Genusses, den die Unterhaltung mit einem so ausgezeichneten Kenner bereitet. Hier will ich zunächst das Wichtigste von dem aufschreiben, was ich an Wissen zwischen Morgen und Abend gewann.

Die Häufigkeit der Ayyanartempel in Südindien ist anscheinend eine ununterbrochene. Sie sind Kultstätten der niederen Kasten, und die Brahmanen haben nichts damit zu tun, wollen auch nichts damit zu tun haben. Die Tempel und ihre Bildnisausstellung sind anscheinend die Symbole eines niederen, wahrscheinlich uralten Shivadienstes. Die Gottheit Ayyanar selbst ist ein Sohn Shivas, den dieser mit Mohini gezeugt hat. Mohini ist die Inkarnation Vishnus in weiblichem Körper. Der mir einmal von Landleuten angegebene Name Ila als Mutter Ayyanars ist Jagadisa unbekannt.

Der Brauch, bei festlichen Gelegenheiten Ehrengästen Ehrenpforten zu errichten, ist allgemein verbreitet. Im Einfachsten bestehen sie aus drei Stangen, zwei Stützen und einem Querbalken, an den Blumen und Früchte aufgehängt werden. Ihr Name ist Pandal. Es bestehen uralte Formen aus Stein, die als Toranar bezeichnet werden.

Solche Trilithe dienen aber auch anderen Zwecken. Zunächst als Gerüste zum Aufhängen von Schaukeln (Unjal). Sie sind bei den Tempelbauten und Kultstätten häufig. Zunächst für die Pilger und Festgenossen. Jagadisa betont, daß die Brahmanen alles daran setzen, daß das Volk sich bei den religiösen Zeremonien und Festen glücklich fühle. Das

Schwingen in der Schaukel sei eine der erfrischendsten Vergnüglichkeiten, die die Priester dem Volke bieten können.

Dann aber sei der Trilith auch häufig aufgerichtet als Gerüst großer Wagen für die Tulapuruschazeremonie, bei welchem der König sein Eigengewicht in Gold abwiegen und dieses unter die Priester verteilen lasse. Solches Abwiegen sei früher besonders bei astralen Sondererscheinungen usw. üblich gewesen. Diese Opfergabe der Könige habe die schlimmen Folgen aufgehoben.

Das größte der regelmäßigen Feste des Shivakultus sei das Brahma Utsawam, das Jahresfest, das wie alle großen Zeremonien nach der Ernte, wenn alle Welt viel Nahrung hat, begangen wird. Es ist ein Fest von zehn Tagen. An jedem dieser zehn Tage zieht das Bildnis des Gottes Shiva einmal um die Stadt und den Tempelbezirk, einmal des Morgens und einmal des Abends. Natürlich im Pradakschinasinne (das heißt rechts herum).

Am fünften Festtage aber, der ein solcher des Vollmondes sein sollte, zieht Shiva auch um Mitternacht um, und zwar diesmal auf seinem Reittier, dem Bullen Nandi. Die Statue wird dann meist auf einem Palankin, einer Sänfte, von Männern getragen, zuweilen, wenn auch viel seltener, auf einem Rädergestell gerollt. Diesem nächtlichen Umzug des auf Nandi reitenden Shiva beizuwohnen, ist für alle Shiva-verehrer eine hohe Pflicht. Ja, Jagadisa erklärte es als Sünde ihm fernzubleiben. Im Umkreis von zehn Meilen ist alle Welt zur Teilnahme — und zwar nicht nur, was gesund und erwachsen ist, sondern auch die Kranken und die kleinsten Kinder — angehalten.

Von irgendeiner Zeremonie, bei der der Pflug oder ein erstes Pflügen in der beginnenden Saatzeit eine Rolle spielt, wußte Jagadisa nichts, gab aber zu, sich für diese Sache niemals interessiert zu haben.

Auch eine interessante Aufklärung über die heiligen Teiche und ihre Bedeutung für den südindischen Tempelbau wurde mir zuteil. Diese heiligen Teiche — Jirulam — sind meistens rechteckig, zuweilen aber auch rund und dann oblong (eiförmig). Nun ist nach der Ansicht Jagadisas nicht etwa der Jirulam eine Zufügung des Tempels, sondern umgekehrt der Ausgangspunkt der heiligen Anlage und der Tempel demnach der Entstehung nach eine natürliche Ergänzung.

Wenn ein Teich zu einer heiligen Stätte wurde, so konnte dies nur geschehen, wenn brahmanische Sachverständige den Boden des natürlichen Teiches untersucht und geologische(?) Vorzüge festgestellt hatten. Die geologisch-mineralogische Untersuchung mußte eine Zusammensetzung feststellen, die heilkräftig war. Denn der Teich sollte vor allen Dingen Kranken, die darin baden, Genesung bieten. Erst wenn dieses gewährleistet war, wurden seine Ufer mit Steinböschungen ausgerüstet, eine Mandapa in ihr und andere Mandapas an ihren Ufern errichtet. Hiernach erst schritt man zum Bau des Tempels. Dann wurde auch der Blumen Garten (Nanda Vana) der heiligen Anlage errichtet und alle Abfluß- und Regenwässer der Umgebung in den Jirulam geleitet.

In bezug auf die Anbringung der Götterbilder am Tempel stellte er fest, daß der Hauptgott, dem der Tempel gewidmet ist, ob nun Vishnu oder Shiva, immer am Ost-Torbau zur Darstellung komme. Abgesehen hiervon sei die Westseite stets die Vishnus, die Nordseite die Brahmas und die Süd- und Ostseite die Shivas*).

*) Von Einzelheiten: Der Dreizack heißt in voller Form Irisulam, ist stets nur Emblem Shivas. — Das Motiv — zwei Schlangen auf eine Scheibe zufahrend — heißt Grahnam und bedeutet eine Eklipse. Das gleiche Motiv, bei dem aber die Fische die Schlangen vertreten, ist

Ich war stets sehr darauf bedacht gewesen, mir ein Bild davon zu machen, in welcher Form, in welchen Schichten und in welcher Beziehung zu den Dokumenten die Mythen noch lebendig, das heißt inwieweit sie in Südindien nach der einen Richtung Volkseigentum und nach der andern noch variabel sind. Ich schnitt diese Frage auch heute mehrfach an und fand, daß die Angaben der Jagadisas das Selbstbeobachtete fast durchweg bestätigten.

Man kann sagen, daß das Wissen in der Mythologie in den höheren Schichten Südindiens im großen und ganzen mit dem Schriftbestand der zweiten Literaturperiode übereinstimmt. Es ist nicht viel anders als bei uns das Volkswissen von den Erzählungen des alten Testaments. Kein Wunder. Während mehrerer tausend Jahre haben die Brahmanen die Möglichkeit gehabt, dem Volke alles dies einzuhämmern. Noch heute kann dieser Prozeß beobachtet werden, zumal in den großen Tempeln. Es saßen z. B. im Tempel von Madura stets in mindestens zehn Winkeln alte Brahmanen mit Büchern vor sich, aus denen sie vorlasen. Die Zuhörer waren Bauern und Händler, Handwerker und Kulis. Zum Teil hatte es mit dem Vortrag seine Erledigung. Hie und da griff aber auch wohl ein Brahmane ein und gab, die Vorlesung des Kollegen unterbrechend, den Zuhörern eine weitere Erklärung. Des ferneren werden im Anblick der Götterbilder die alten Sagen aufgefrischt. So kann wohl gesagt werden, daß das Allgemeinwissen in einer Menge klischeeartig gleichförmig ausgeprägter Erzählungen beruht. Dies betrifft Brahmanen und Priester ebenso wie „das“ Volk. Dies würde heißen, daß wir für Südindien eine erstarre Mythologie

Jagadisa merkwürdigerweise unbekannt. Die Stirnzeichen der Vishnuverehrer sind stets senkrecht. Von den drei Strichen sind die äußeren weiß, die mittleren rot. Das Zeichen heißt Namam. Die drei Stirnstreifen der Shivaverehrer sind weiß und wagerecht. Dieses Zeichen heißt Jiru-Neru.

als Grundlage des mythologischen Denkens anzusetzen hätten. Hierzu kommt nun vielerlei weiteres.

Zum ersten sagte mir Jagadisa, daß die alten Brahmanenfamilien früher, sicherlich viele alte, nur in ihren Familien vererbte Legenden gekannt hätten. Dieses wertvolle Altgut sei aber so gut wie verloren, und zwar gab er als Grund hierfür den immer schwerer gewordenen Lebenskampf und ein entsprechend notwendig gewordenes Stoffdenken der letzten Generationen an. Die Sorge um das tägliche Brot sei im Laufe der letzten Dezennien so gewachsen, daß die alte Beschaulichkeit so gut wie aus dem Tempel getrieben sei. Jagadisa gab aber zu, daß in entlegenen Orten doch wohl noch allerhand lebendiges Legendengut im Kreise alter Brahmanenfamilien aufzutreiben sei.

Dies bezieht sich besonders auf die zweite hier zu erörternde Materialgruppe: auf die Lokalsagen. Wie Jagadisa ja in seinen eigenen Werken belegt hat, leben noch in fast allen größeren Tempelbezirken kleine Anekdoten und Überlieferungen. Aber sie haben sich alle — vorausgesetzt, daß sie einmal anderer Natur waren — im Laufe der Zeit den Formen und der Sinngebung, die durch das eingehämmerte Buchwissen klischeemäßig eingehämmert sind, angepaßt.

Zum dritten kommt als Ausnahme zur verhärteten Schriftmythologie das astrologische Denken in Betracht. Dieses astrologische Wissen nimmt insofern eine höchst beachtenswerte Sonderstellung ein, als es zwar einerseits ebenfalls durch überlieferte Schriftformulierungen fixiert, aber andererseits dadurch, daß es im Lesen der Horoskope stets wieder von flutendem Leben durchtränkt wird, nicht organisiert werden kann. Diese Unterschiedlichkeit zweier sich sonst so nahe verwandter Materien der Weltanschauung verdient die höchste Beachtung. Kein Zweifel, daß „das Erlebnis“ der Gestirne zur ersten Gestaltung der hohen Mytho-

logie geführt hat, und daß die sogenannte „Astrologie“ eine verhältnismäßig späte Abzweigung dieses Werdens darstellt. In der Trennung schlugen aber hohe Mythologie und Astrologie fast gegensätzlich verlaufende Wege ein. Die Mythologie schuf sich das Kleid des Kultus und gelangte, da ihre Auswirkung sich zumal auf Zusammenballen gemeinsam und gleichmäßig interessierter Massen erstreckt, verhältnismäßig früh zur Erstarrung. Vergleichen wir z. B. die „Beweglichkeit“ der sumerisch-akadisch-assyrischen Mythologie, so erkennen wir, daß eigentlich die einzige Quelle neuer Variationen darin beruhte, daß die Stadtkulturen individualisierende Kulte und individuelle Gottheiten bildeten, daß diese im Machtverhältnis untereinander wechselten und so zu neuen „Formen“ führten, die aber eben nur Formen und keine „Gestalten“ mehr waren. Das Ende dieser Entwicklung der Dinge ist dann tatsächlich am besten charakterisiert durch die indische Mythologie, in der heute sogar anfänglich fremdartige Anschauungsgruppen zu einer leblosen Stoffmasse verfilzt wurden.

Ganz anders der Weg der Astrologie, die doch auch aus dem „Erlebnis der Gestirne“ geboren wurde. Sie hat sehr früh und jedenfalls in kürzerer Zeit der Abwandlung ihre endgültigen Formulierungen gefunden. Aber diese Formulierungen erfüllen ihren Sinn nicht in der Existenz als solcher. Die Aufgabe der Astrologie liegt genau wie die des Götterkultus in der Anwendung. Bei letzterer findet zuletzt die Durchführung von Opfern, Prozessionen, Gebeten usw. usw. rein schematisch statt, erfolgt der Ausgang von einer unbeweglichen Sinngabe (nämlich dem zuletzt klischeemäßig fixierten Mythos) und erschöpft sich in der Anwendung auf eine schicksalsmäßig nur wenig modifizierbare Masse (die Gemeinde). Demgegenüber geht die Anwendung der Astrologie von einem stets sich Wandelnden und niemals

Gleichen aus, nämlich der Stellung der Gestirne zueinander und außerdem von dem Prinzip der Zeit. Aber Beweglichkeit nicht nur im Sinne der Konstellation! Dadurch, daß das Horoskop sich auf das Geschick bezieht, wirkt es sich mit der Voraussetzung des Geschickwandels aus, und somit kann die Astrologie nur im Wechsel der Dinge Sinn bewahren. Das Raumprinzip hat sich Mythologie und Kunst unterworfen. Das Zeitprinzip erhält die Astrologie in der Bewegung. Der Priester kann den Kultus im Tempel mechanisch ausführen. Die Stellung eines Horoskopes wird aber stets Neubildung sein müssen. Natürlich wird die Astrologie ebensogut einmal einschlafen können wie ein Kultus. An sich wird die Menschheit aber stets die Neigung bewahren, das Phänomen der Gestirne als eines des Lebens anzusehen und den Verlauf des eigenen mit dem Allumspannenden der Welt in Verbindung zu bringen, um Aufklärung zu gewinnen.

Und so ist die Astrologie in Indien seit ihrer Entfaltung nicht ausgestorben. Kein Zweifel, daß sie im Laufe der Jahrtausende Zeiten der Macht und Zeiten der Hindämmung durchlief. Aber sie lebte immer, lebte ein stilles Eigendasein, das sich augenscheinlich schon in früher Zeit vom Wissen und Werden der bunt durcheinander wirbelnden Mythologien zurückzog. Das ist eine außerordentlich wichtige Tatsache! Sie ist dadurch belegt, daß sich die Fundamentaltatsachen der Mythologie und der der Astrologie nicht decken! Der Mond und der Venusstern sind in der Mythologie männliche, in der Astrologie aber weibliche Wesen. Nun haben wir aber doch wohl alle Veranlassung, anzunehmen, daß die Astrologie ihr Instrumentarium konservativ in dem Zustande erhielt, in welchem es erwuchs. Das heißt, wir haben ein entscheidend wichtiges Material vor uns, das bis heute gut und „brauchbar“ ist und das, weil seit Entstehung ununterbrochen dem Leben dienend, niemals

rostete. Deshalb also bezeichne ich die Überlieferungsstoffe der Astrologie als noch nicht erstarrt und versteinert. Leider hatte ich selbst nur wenige Anknüpfungen, die mich über das Prinzip hier vorliegender Möglichkeiten aufklärten, selbst in ihrer flüchtigen Natur aber vollwichtige Aufschlüsse gewährten.

Als viertes Gebiet, auf dem ich Weiterforschung für hoffnungsvoll ansehe, möchte ich das des „bäuerlichen“ Aberglaubens bezeichnen. Mit diesem sieht es in Südindien folgendermaßen aus. Auch hier beruht diese Pflanzenwelt in einer Vegetation, die für das Feld und Garten bebauende Priestertum Unkraut bedeutet und von ihr bekämpft wird. Dem kunstvoll und künstlich Züchtenden bedeutet eine ältere Lebens- und Naturwelt etwas Feindliches. Aber da diese ältere fraglos naturnäher, daher keimkräftiger und überhaupt mit höherer Vitalität veranlagt ist, so wird der Vernichtungskampf niemals ein völliges Ausrotten zur Folge haben können. Ja, im Laufe langer Zeitläufe wird sogar noch manche der eingeführten und hochgezüchteten Pflanzen wieder verwildern und hier auf ursprünglich fremdem Boden sich anpassend neue Wildvarianten bilden. So daß zuletzt die Unkrautschicht nicht nur aus ursprünglich beheimateten Gewächsen besteht, diese vielmehr, je weiter der Prozeß fortschreitet, um mehr und mehr ursprünglich landfremde Arten vermehrt wird.

Wo wir es kulturmorphologisch mit einer solchen Schicht des Aberglaubens zu tun haben, da entstehen zwei Fragen, erstens die nach dem Alter und zweitens nach der Variabilität der Erscheinungen. Wie verhält es sich nun in Südindien mit diesen Dingen?

Unser Wissen von der Geschichte der Weltanschauungen in Südindien läßt uns von vornherein annehmen, daß die Unkrautschicht hier besonders dicht und buntschillernd

ist. Tatsächlich fristen ganze Sekten ein einheitliches Unkrautdasein. Die Verehrer der Pferdegottheit repräsentieren eine solche Erscheinung. Die Brahmanen bekämpfen sie. Vielerorts sind ganze Dörfer nur Verehrer dieser gespenstigen Gottheit und werden somit von den „Priestern“ in Acht und Bann erklärt. Dann wieder sind alte Kultformen, wie Verehrung der Schlangen und solche der Bäume, so eng mit dogmatisch anerkannten Örtlichkeiten hochkreditierter Kulte in Zusammenhang gebracht, daß es schier unmöglich erscheint, den Aberglauben vom orthodoxen Dienst zu scheiden.

Aber wie dem nun auch immer sei, ein Merkmal ist auch für diese Schicht bezeichnend: die Sterilität. Wie oft mußte ich nicht nach der Unterhaltung mit Priestern, Bauern, Wanderern an meine Negervölker denken, bei denen zehn Köpfe zehn Varianten eines Themas vortragen, bei denen oft Gehöft für Gehöft, Dorf für Dorf eigene Blüten, eigene Farben, eigene Pflanzen aufweisen. Hier in Indien wiederholt Mund für Mund den gleichen Bericht. Und wenn wir mit diesem Zustand der Dinge in Südindien den entsprechenden etwa im heutigen Rußland vergleichen, so wird der Zustand noch vielsagender. Gleich einem Krater speit das in Zuckungen liegende Rußland neue Balladen, die Bilder neuer Abgötter in das Volksleben. Hier eine üppig sprossende und blühende Frühlingspracht ununterbrochen triebkräftiger Keimfähigkeit. In Südindien aber nur ein Spiel mit Trümmerbrocken alter Monumente, oft wohl noch als einstmals gut geschnittene Kapitelblätter, Architravstücke, Pfeilerabschnitte zu erkennen, meist aber zu abgegriffen, zu verschliffen und zerkratzt, um das ursprüngliche Bild und den einstigen Schmuck noch erkennen zu lassen.

Somit gilt im Grunde genommen für den ganzen Bestand das gleiche: eine erstarrte Materie. Leblos gewordene

Formel und Schema. Alles zum Werkzeug geworden. Werkzeug in der Hand der Priester und Werkzeug in der Hand der Laien. Nirgends eine jungblühende Pflanze. Das gleiche Bild wie dieses mörderisch starre Kastenwesen. Alles Ausdruck unheimlichen Alters und meist auch solcher steril gewordener Senilität.

Aber liegt denn alles nur etwa in dem hohen Alter begründet? Sollte es nicht so sein, daß jeder um die Stirne dieser rein materialistisch und schwach im Gemüt entwickelten Dravida gelegte Blütenkranz zu leblosem Goldschmuck erstarren muß?

* * *

Um 10 Uhr fuhren wir alle gemeinsam in das Museum, in dem uns Dr. Gravely sehr herzlich empfing und auch alle Hilfe zur Verfügung stellte, trotzdem doch heute Sonn- und Feiertag war. Es liegen hier außerordentlich sorgfältig angelegte Sammlungen, und während einiger Stunden konzentrierter Arbeit konnte ich eine Reihe wertvollster Funde in mein Taschenbuch retten. Das, was hier an prähistorischem Gut, an Tonsärgen, Eisenwaffen, Perlen usw. usw. aufgespeichert war, deckte sich durchaus mit dem, was mir schon aus privaten Sammlungen in Mysore und Bangalore bekannt geworden war. Die gute Bestimmung der Stücke bot aber Sicherheit in Fragen der Kulturschichten und der Chronologie. Das, was hierüber zu berichten ist, wird an geeigneter Stelle Verwendung finden. — Aber auch sonst wurde mir manche neue Kenntnis. Zumal über die „Murti“, die Götterbilder. Nach der Ansicht der heutigen Autoritäten der Provinz Madras müssen „echte“ und vollgültig heilige Bilder erstens aus Bronze (oder Kupfer) bestehen (niemals aber aus Messing), und müssen sie zweitens voll gegossen sein. Messing kommt höchstens als Verbrämung, als Kleid

oder so in Betracht. Das einzige bisher durch Inschrift klar datierte Götterbild aus Bronze stammt aus dem Jahre 1510. Ältere Stücke sind bisher nicht festgestellt. —

Bei der Rückkehr von diesem Besuche traf ich im Bahnhofshotel die indischen Diener in einer Ecke stehend und in Gemeinsamkeit einem großen Heiterkeitsausbruch verfallend. Als ich sie nach dem Grunde fragte, sagten sie, sie hätten soeben eine Geschichte von einem Bauern gehört, die sehr komisch sei. Ich bat sie, mir dieselbe zu wiederholen, und finde sie meinerseits ebenfalls originell genug, um sie aufzuzeichnen:

Ein sehr ehrgeiziger kleiner Bauer kam eines Tages auf der Wanderung in eine Stadt. Ihm begegnete der Zug des just von der Jagd zurückkehrenden Radschas. Der Radscha ritt auf einem Elefanten. Der von dem Anblick entzückte Bauer folgte dem Zuge, und es gelang ihm, bis in den Elefantenstall vorzudringen und es mitzerleben, wie das Tier in das Innere geführt wurde. Er konnte sich nun des Wunsches nicht entschlagen, ebenfalls einen solchen Elefanten zu besitzen. Also fragte er den Stallwärter, was dazu gehöre, einen solchen Elefanten zu warten. Der belustigte Wärter sagte, es gehöre eben ein Stall dazu. Der kleine Bauer wurde bedenklich und fragte, was nun jemand machen solle, der zwar einen Elefanten, aber nur einen kleinen Ochsenstall besitze. Der Wärter entgegnete: Nun, wer in so schlimmer Lage sei, der müsse dem Elefanten eben so viel von den Beinen, dem Schwanz und dem Rüssel abhauen, als nötig sei, um die entsprechende Kleinheit zu erreichen.

Den Bauern ließ diese Sache nicht in Ruhe. Er blieb noch einige Tage in der Stadt, beobachtete, wie die Elefanten behandelt wurden, und eines Nachts gelang es ihm, einen derselben zu stehlen. Mit dem gestohlenen Elefanten

langte er glücklich in seinem Heimatdorfe an. Als die andern Bauern ihn mit dem großen Tiere ankommen sahen, sagten sie zu ihm, nun müsse er wohl sogleich einen großen Stall bauen. Das Bäuerlein aber antwortete, das wäre nicht nötig. Der Mann holte ein großes Beil herbei und begann damit, von dem Riesenkörper abzuschlagen, was ihm notwendig erschien. Erst schlug er ihm die Beine ab, dann den Schwanz und zuletzt den Rüssel.

Nun bestand das Leben des Elefanten in einer kleinen Edelsteinkugel, die in dem Rüssel ruhte. Als nun der Bauer den Rüssel abschlug, rollte die kleine Edelsteinkugel heraus und auf dem Wege von dannen. Der Bauer stand nun mit Entsetzen dem Kadaver des gestorbenen Tieres gegenüber. Die Edelsteinkugel rollte aber in den Wald. Dasselbst verwandelte sie sich wieder in einen Elefanten. Kaum war aber der Elefant entstanden, so rannte er mit großer Wut in das Dorf, zermalmte erst das Gehöft und dann den Bauern selbst, um dann heimzulaufen in den Stall seines fürstlichen Herrn. —

Abends kam Jagadisa noch zur Bahn, um sich zu verabschieden. Dann kletterten wir in unsere Abteilungen und rollten von dannen, Bombay zu.

Kapitel 11.

Abfahrt.

(Madras — Bombay — Zanzibar.)

Eisenbahnfahrt nach Bombay — Ein Reisebegleiter berichtet über Opfer, Periodenbau und Götterdienst in Kumbakonam — Haremsleben im Eisenbahnabteil — Die Neujahrswelle auch über Indien — Auf das Auswanderertransportschiff — Inder als Transportartikel — Leichtfertige Hygiene — Die vernachlässigten Seychellen — Pocken an Bord — Quarantäne — Dr. Chocksy, ein Inder über Mythologie und Kultur im Norden — Wieder im alten Afrika.

Bombay, 31. Dezember 1929.

Es war früher gesagt worden, daß man auf der Strecke von Madras nach Bombay ebensogut zweiter Klasse fahren könne wie erster, ohne eine besondere Unterschiedlichkeit im Komfort verzeichnen zu müssen. So hatten wir, unsere durch die Notwendigkeit langen Rückumweges arg geschundene Geldkatze in Betracht ziehend, die einfachere Klasse gewählt. Als ich in Madras aber hörte, daß diese nur mit acht Bettlagern eingerichtete Wagen böte, ahnte mir sogleich, was uns nun als nicht mehr zu umgehendes Erlebnis bevorstand. An sich sind die Abteile sehr weit und geräumig, da die Lagerbänke, je zwei übereinander, an den vier Wänden angebracht sind. Da sie aber — auch die Damenabteile — Frauen aller Rassen und Kulturen zur Verfügung stehen, so liegt bei zweinächtiger Fahrt die Gefahr recht unliebsamer Zusammenpferchung heterogener Elemente auf der Hand. In der ersten Nacht verlief alles allerdings sehr glatt. Ja, es ging uns sogar recht gut, da sowohl meine beiden Damen wie ich in ihren „Schlafsälen“ einzige Gäste waren. Wehe aber über die zweite. Bei meiner Frau hielten

einige Griechinnen und außerdem ein kleiner Harem, bestehend aus Großmutter, Mutter und Kind, dazu eine Dienerin mit voller Kriegsausrüstung, d. h. Speise- und Küchengerät und allem, was zur Kinderfürsorge gehört, Einzug. Ich selbst wurde auch mit sieben indischen, nämlich sechs männlichen und einem weiblichen, Fahrtkameraden bedacht.

Natürlich machte ich mir persönlich die Gelegenheit zu nutze. Auch hier wieder begünstigte mich das Glück. In meinem Abteil war ein Mann aus der Stadt Kumbakonam eingestiegen, der meinen Namen auf der Abteilnotiztabelle las und mich alsbald fragte, ob ich der deutsche Forscher sei, von dem letzthin in den Zeitungen gestanden habe. Damit war ein guter Anknüpfungspunkt geboten. Aus den bald allgemein werdenden Fragen und Antworten ergab sich, daß der Vater des Mannes ein sehr strenger Hindu gewesen sei, der die Traditionen sorgfältig aufrechterhalten und über sie gesprochen hatte. So konnte mir denn dieser auch schon an 50 Jahre alte Brahmane vor allen Dingen von dem für Kumbakonam so bedeutenden Maha Magha, dem großen Opferfest, berichten.

Dieses wird auch heute noch alle zwölf Jahre einmal gefeiert. Diese Zwölfjahresfrist ist ein Abschnitt der Jugaräa, an deren jedesmaligen Ende Shiva die Welt vernichtet. Das Maha Magha in Kumbakonam gilt als Erinnerung an die letzte Weltvernichtung. Von allen Seiten strömen am Festtage, der durch eine (meinem Berichterstatter leider nicht mehr erinnerliche) Sternkonstellation bestimmt wird, die Menschen zusammen. Viele, viele Tausende. Ein Festestaumel ergreift noch heute die Menge. Vordem steigerten sich die Wogen der Erregung so ungeheuer, daß Hunderte sich freiwillig opferten. Die sich so Weihenden, nahmen im heiligen See ein Bad. Danach traten sie unter Bäume, ließen sich das Haupt an niedergezogene Äste binden. Dann voll-

führten sie den Todesstreich an sich selbst. Je höher der zurückschnellende Ast das Haupt in die Luft schleuderte, desto sicherer der Opfererfolg. Den Höhepunkt erreichte die Festlichkeit dadurch, daß der König in eigener Person ein Bad nahm, auf ein Schafott stieg und sich eigenhändig die Kehle durchschnitt. Aber alle diese Sitten gehören der Vergangenheit an. Es ist Erinnerung an ganz, ganz alte Zeit. An ihre Stelle trat das „sich in Gold oder Reis abwiegen“, das auch heute noch ausgeführt wird.

Ein Punkt blieb mir bei alledem und trotz aller Versuche meiner Reisekameraden mich aufzuklären unverständlich. Er kam nämlich immer wieder auf die große Bedeutung des Wassers zu sprechen, das, in Teiche gefaßt, den Bannkreis Kumbakonams vor allem heiligt. Kein Zweifel, daß hier noch Reste wertvoller Lokallegenden einzuheimsen sind. Die Göttin Durga scheint in ihrer Fischnatur (nicht Fischgestalt) ihre Urheimat zu haben, aus der sie entweder aufgestiegen ist, oder in der sie in bestimmten Zeiten verankert ist. Ohne behaupten zu wollen, daß ich damit genau das Richtige ausspreche, möchte ich doch sagen, daß hier eine Beziehung zum Venusstern durchleuchtet; denn sicher scheint mir, daß Durga in diesem Gewässer in den Tagen, ehe der Morgenstern aufgeht, als Seebewohnerin gefeiert und ihr beim ersten Anblick dieses Gestirnes ein besonderes Opfer dargebracht wird — oder wurde. Aber dies blieb unklar, und ich möchte annehmen, hauptsächlich deshalb, weil der Brahmane mir Näheres über ein bei dieser Gelegenheit gefordertes Menschenopfer nicht mitteilen wollte. Kein Zweifel, daß nähere Nachforschungen an Ort und Stelle durch einen speziell Sachkundigen noch allerhand wichtige Traditionen ans Tageslicht bringen werden.

Während ich so in behaglichem Plaudern die Stunden genoß — das dicke Ende kam erst nach —, erging es meinen



Der große Gott Shiva mit Tiara und dem Haupt des heiligen Nandistieres; Slg des Verfassers; Höhe 24 cm.



Särge in Stierform für Adlige: Insel Bali.
(Nach Photographie im Besitz von Frau von Bredow.)

Damen recht übel. Um ein Uhr nachts kam meine Frau und bat mich um ein Einschreiten. Der Harem hatte nämlich mittlerweile seine ganze ethnographische Eigentümlichkeit entwickelt. Es hatte ein ständiges Ein- und Auspacken von mehr oder weniger übel duftenden Speisen, ein genußreiches „Präpeln“ und eine nicht gerade plattzuständige Abwäscherei von Geschirr usw. stattgefunden. Das Kind hatte nach reichlichem Genuß von allerhand Speisen sich dem menschlichen Behagen hingegeben; nun stellte das Abteil den Anblick wasserbedeckten Bodens dar und strömte den Geruch orientalischer Völlerei aus. Als ich kam, waren auch schon der Schaffner und der Herr des Harems erschienen. Noch einige Worte meinerseits, und der ganze Harem wurde zusammengepackt und als buntes Knäuel grollender Menschheit dem Gatten wieder anvertraut, der für seine Lieben einen geeigneteren Unterkunftsart suchen mochte.

Danach war drüben die Ruhe hergestellt. Mittlerweile begann nun aber meine Reisebegleitung auch der langen Nacht zu gedenken und die Speisekörbe auszupacken. Brrrrr! —

Mit Sonnenaufgang liefen wir hier in Bombay ein, wo wir in dem bescheidenen „Apollohotel“ abstiegen, aus dessen Bereich wir glücklicherweise von vornherein keinerlei apollinische Genüsse erwarteten.

1930, Bombay, 1. Januar, 1 Uhr morgens.

Wir hatten einen behaglichen Abend in der Familie Wolff verbracht, die uns sehr viele Freundlichkeiten erwiesen hatte. Dann waren wir frühzeitig in unsere apollinischen Gefilde zurückgekehrt. Die Straßen waren schon um 11 Uhr sehr belebt, nicht weniger als in europäischen Mittelstädten. Als die Turmglocken aber die zwölfte Stunde einläuteten, begann ein derartiges Gelärm, Gebrülle, Getöse die

Stadt zu durchgrölen, daß ich von meinem Buche aufschreckte. Alle Autohupen wurden in Bewegung gesetzt, Schüsse und „Frösche“ knatterten, Menschen brüllten, und das dumpfe Dröhnen der regelmäßigen Glockenschläge klang dazwischen wie ein grollendes Murren. Als diese Flut von Geräuschen zu mir emporstieg, mußte ich daran denken, daß diese Tonwelle die Neujahrsnacht ja mit dem Fortrücken der Uhr ebenmäßig über die Erde hinwälzt — 24 Stunden lang —, auch ein Ausdruck der Weltwirtschaft, der mit der Wucht einer schweren Walze alle älteren und volkstümlichen Eigenarten zermalmt. Denn von den mehreren hundert Millionen von Einwohnern sind nur ein geringer Bruchteil Christen, und alle anderen Konfessionen haben ihre eigenen Zeitgliederungen und abweichenden Jahresbeginn. Und doch brüllt — wie man mir sagt — zwischen dem 31. Dezember und 1. Januar auch ganz Indien mit.

Freitag, den 2. Januar 1930, „Karagola“.

Auf wie mancherlei Kähnen ich nun auch schon auf dem Meere gefahren bin, so will es mir doch so erscheinen, als ob diejenigen, die den Verkehr zwischen Afrika und Indien vermitteln, die merkwürdigsten — ja gewissermaßen ethnographische Kuriosa seien. Das Bezeichnendste ist, daß der Dampfer, der mich im September von Durban nach Madras trug Inder aus Afrika nach Indien zurücktransportierte, während die „Karagola“ Inder von Bombay nach Mombassa ausführte. Und zwar in welcher Menge! Es sind deren gegen 800 an Bord. Ein wenig viel. Für das übliche Publikum von weißen Fahrgästen bedeutet das natürlich keine „Verschönerung“, denn die Düfte der vielen Küchen verschiedenster Nahrungsmittelbereitung verleihen natürlich keinen sonderlichen Reiz; auch ist es wenig behaglich, daß ein großer Teil des Verkehrs zwischen Hinter- und Vorderdeck

über unser Promenadendeck geleitet wird, so daß die braune Mannschaft mehr als wünschenswert zwischen uns einherwandelt. Für mich ist es recht störend, daß die Inder bei ihrem großen Reinlichkeitsbedürfnis in Massen zu den Badekammern strömen und dabei Waschungen und Mundspülungen vornehmen, die an sich wohl schätzenswert, andererseits aber geeignet sind, einem beobachtenden Europäer die Lust am Baden gründlich zu verderben.

Aber ich nehme das für mich gern in Kauf. Ich persönlich habe daran auch wieder meinen allergrößten Genuß; denn ich kann nun von oben her ein Völkergewimmel beobachten, von dem die Trachten und Gebahrungen Dutzender von verschiedenen Stämmen ihren Lebensstil dokumentieren. Auch hoffe ich, noch mancherlei belehrende Unterhaltung gewinnen zu können. Der indische Bordarzt bietet allerdings wenig Hoffnung, denn er ist Parse. Aber sonst ist in der zweiten, ja sogar in unserer ersten Klasse noch mancher beachtenswerte Fahrgast.

Verblüfft bin ich über die Leichtfertigkeit, mit der die Verfrachtung der Menschenladung vor sich ging. Nur die in Portugiesisch-Goa aufgenommenen Leute sind wirklich medizinisch beobachtet und geprüft. Die Hunderte von Leuten aus dem Norden, die zum Teil aus zur Zeit von Pockenepidemie heimgesuchten Provinzen stammen, sind weder richtig untersucht noch geimpft. Dies scheint mir leichtfertig, und ich hoffe, daß uns diese Oberflächlichkeit nicht Ungelegenheiten bringt.

Aber die Linie, der die Karagola gehört, nimmt auf ihre Passagiere wenig Rücksicht. Wir bewegen uns wie in einer Heringstonne. Die Karagola diente im Kriege wie ihre Schwesterschiffe Lazarettzwecken und erhielt so das ganze Oberdeck angefüllt mit Kabinen. Während ihre Geschwister aber dieses Übermaßes wieder entkleidet wurden, behielt die

Karagola die Einrichtung, und so kommt es, daß bei vollbesetztem Schiff für jeden Fahrgast auf dem Promenadenplatz je zwei Quadratmeter Raum für Spiele, Promenieren und Langstühle zur Verfügung stehen. Unter diesen Umständen ist die übermäßige Anwendung des Grammophons eine Qual.

Ein wenig wird diese quälerische Unbequemlichkeit dadurch gutgemacht, daß das Schiff einen geradezu prachtvollen Kapitän, Mr. Oliver, hat, der in vollem Verständnis der Sachlage alles tut, die Gäste zu zerstreuen.

Karagola, 7. Januar 1930, nachts, bei Maha Seychellen.

Heute früh warfen wir vor Maha Anker und verbrachten den Tag über auf der Insel. Wir drei und ein knappes Dutzend Mitpassagiere, Männer, Frauen, Kinder. Wir fuhren in drei Autos an der Uferstraße 20 Meilen weit, machten ein Picknick unter Palmen und verbrachten den Tag über badend und spielend am Strande. Es war echt englische, kindliche Fröhlichkeit. Auch die absolute Problemlosigkeit hat ihren Scharm.

Die Insel besteht, soweit wir sie sahen, aus gehäuften Felsbrocken. Die stark gekurbte Küste bietet herrliche Gelegenheit zu Korallenriffen. Das Land selbst ist echtes Farmland und trägt allenthalben Kokospalmen und Gewürzpflanzen. Aber überall nimmt das Auge des ernstern Beobachters in den Kronen der Palmen fleckige Blätter wahr. Krankheit! Es ist von der Regierung ein Pflanzungsdirektor eingesetzt. Aber es geschieht anscheinend wenig, um die um sich greifende Krankheit zu bekämpfen.

Überhaupt macht der ganze Zustand der Insel, der Lebensstil der Bewohner und der Anwesen, den Eindruck schon sehr weit fortgeschrittener Verschlafenheit. Alle Bewohner beschwerten sich über die Vernachlässigung durch

die europäische Regierung. Land und Leute kommen nicht vorwärts, und der Plantagenwert ist im Sinken begriffen. Und was wäre aus diesen herrlichen Inseln zu machen!

Die Landessprache ist in der in allen Rassen und Schattierungen, zwischen dem europäischen Weiß, dem chinesischen Gelb, dem indischen Braunrot und dem afrikanischen Schwarzbraun, schimmernden Bevölkerung Französisch geblieben. Allgemein ist die Sage verbreitet, daß die ersten Ansiedler der Seychellen in den Bergen verwilderte Ziegen, aber sonst leider keinerlei Spuren von Menschen fanden. Von etwa zufällig aufgefundenen Belegen irgendwelcher voreuropäischer Kultur scheint nichts bekannt.

Karagola, Mittwoch, den 8. Januar 1930.

Da haben wir den Salat! Der Schiffsarzt hat unter den Zwischendeckpassagieren Pocken festgestellt. Auch angenommen, daß die Krankheit nicht um sich greift, sind uns nun die lieblichsten Scherereien an der afrikanischen Küste sicher. Verdammter Schlendrian. Und das auf einer englischen Linie! Aber dieser Fall soll sich, wie wir jetzt hören, auf jeder dritten Fahrt der Karagola wiederholen.

Nun, was mich anbelangt, so habe ich in einem indischen Arzt, Dr. Chocksy, der in der Keniaprovinz mediziniert, einen prachtvollen Lehrer gefunden, der mir nun täglich mehrere Stunden widmen will. Ein kluger, interessierter und auch sehr belesener Mann, der in der Volksanschauung selbst gründlich Bescheid weiß.

Karagola, 11. Januar 1930, vor Sansibar.

So liegen wir nun und setzen den größten Teil unserer indischen Zwischendeckpassagiere aus. Sie kommen auf Prisonerisland in Quarantäne.

Karagola, Sonnabend, 12. Januar 1930, Mombas.

Dr. Chocksy und all die andern Inder, die mir hie und da Rede und Antwort standen, haben uns nun verlassen. Sie alle und besonders der erstgenannte haben mir viel gegeben, und ich blicke ihnen mit Wehmut nach. Dies ist der eigentlich tatsächliche Abschied von Indien. Als ich gestern in meinen Notizen nachblättere, stellte ich fest, daß es just 100 Tage her sind, daß ich auf der Umzumbi das erstmal mit Indern in belehrende Unterhaltung kam.

Hier nun die Hauptergebnisse der Besprechungen auf der Karagola:

1. Zur Geschichte des Götterdienstes. Die verbreitetste Anschauung über die Geschichte des religiösen Geisteslebens Nordindiens scheint eine Art Kurve der Umbildung darzustellen. Diese Linie setzt ein in den Veden. Wenn hier Indra als Gott des Regens, Agni als der des Feuers, Varuna als der des Wassers usw. angesehen wird, so ist das wohl eine Verehrung der Materie, die aber durch den Menschen vergeistigt wurde. Es war also eine hochstehende Vorstellungsweise, die die Menschheit auf weiterem Wege einbüßte. Die Menschheit stieg nämlich herab, und deshalb bildete sich der Dienst der Götter aus, der die Menschen in grober Weise zur Kontemplation führen mußte und auch führte. Ein Höchststadium der so wieder ansteigenden Kurve wurde erreicht im Jogitum, das in der Kontemplation und Meditation gipfelt und die Lehre Krishnas, die in der Bagavadghita der Mahabharata gegeben ist, erfüllt. Der höchste Punkt, der dem Ausgange der Kurve wieder entspricht, ist erreicht, wenn die Menschen nun auch die Jogipraxis nicht mehr benötigen, und die Vergeistigung der vedischen Zeit wieder erreicht haben werden. —

2. Die verschiedenen Götterlehren und ihre Kreise anbelangend: Heirat ist nur im allerengsten Sektenkreise mög-

lich. Also war es nicht nur nicht möglich, daß Kinder aus Vishnu- und Shivakreisen sich gegenseitig heirateten, sondern die kleinsten Sektenunterschiede spielten eine Rolle. So zerfallen die Brahmanen in 84 Sekten. Jeder Brahmane muß in die eigene Sekte heiraten und darf nicht aus einer der 83 andern sein Weib nehmen. Sogar die kleinsten Endspaltungen machen die Überbrückung durch Verehelichung der Kinder unmöglich. — Außerdem heiratet man niemals aus einer Provinz in die andere. — Die Vishnuanhänger und die Jainisten sind ausschließlich Vegetarier, nur in Madras und Bango sind einige Sippen, die Fische als Zukost essen. Dagegen essen die Shivaanhänger aller Schattierungen Fleisch. — Vor allem: Wechsel einer Sekte ist Unmöglichkeit, und Shivaismus hier, Vishnuismus dort bedeutet einen unüberbrückbaren Gegensatz!

3. Ursprünglich waren die Brahmanen Shivaisten(!?!). Einige von ihnen waren aber mit dem Shivadienste unzufrieden und gaben die Veranlassung zu einer Sezession. Sie lehrten, obwohl selbst Shivaisten, ihre Schüler die Lehren von Vishnu. Ihr Anführer war Gaswami Mahary. Dies ist auch der Beginn des Vegetariertums unter den Anbetern der Götter. — Diese Sezession erfolgte erst in nachbuddhistischer Zeit.

4. Stirnzeichen. — Die Vishnuverehrer in Nordindien rot oder auch weiß, Name Tila. Die Form a Ramadandaleute

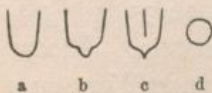


Fig. 48. Nordindische Stirnzeichen der Vishnuverehrer; a ist rot und heißt tila; b weiß; c ebenso aber das Innenteil rot; c besonders im Madrasgebiet; a und d Abzeichen auch der Krishnaverehrer. (Nach Dr. Chocksy.)



Fig. 49. Nordindische Stirnzeichen der Shivaverehrer; e in weißer Farbe, f rot von Frauen getragen, die Durga anbeten; dies Zeichen heißt chanla. (Nach Dr. Chocksy.)

besonders im Madrasgebiet. Die Krishnaverehrer tragen ebenfalls Tila. — Die Shivaverehrer tragen b auf der Stirn, für das mein Berichterstatter keinen Namen weiß. Es wird in weiß mit Asche gemalt, weil Shiva als Jogi gilt, die sich alle mit Asche bestreuen. Die Bemalung der Tempelwände und heiligen Bäume in braunroten Streifen, die für den Shiva-dienst Südindiens so charakteristisch ist, fehlt scheint's dem Norden zu. Die Frauen tragen zumeist das Zeichen c in roter Farbe auf der Stirn und geben sich damit als Verehrer einer Göttin, wohl meist Durgaś, zu erkennen. Dies Zeichen heißt Chanla. Aber nur verheiratete Frauen und auch wohl junge Mädchen tragen dies Stirnzeichen, niemals hat eine Witwe hierzu das Recht. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß früher auch Armringe nur von der verheirateten Frau getragen werden durften, und daß diejenige, die ihren Gatten verlor und nun Witwe war, damit auch das Recht zur Bemalung mit den Chanla und das Tragen der Armringe einbüßte. — Vom Volke wurden auch die Flecken im Monde als Chanla bezeichnet (siehe unter 6 und Fig. 48/9.

5. Der weitaus größte Teil der nordindischen Königsfamilie gehört zu den Sonnendynastien, der Südindiens und anscheinend aller Dravidaländer zu den Monddynastien. Im Norden und im Bereiche der Surya-vanshi werden die Königstöchter jedenfalls unbedingt rein erhalten, während im Süden, einer alten Sage nach, die Königstöchter sich zuweilen dem Tempeldienst widmeten. Nach Dr. Chocksy halten sich die Mitglieder der Sonnendynastie als unendlich erhaben über die der Monddynastie. Diese Chatriya werden ihre Töchter niemals einem Fürsten der Monddynastie zur Frau geben! Ja, das Volk ist davon überzeugt, daß die Sonnenkönige früher ihre Töchter töteten, wenn sie keinen ebenbürtigen Gatten für sie fanden.

6. In der Anschauung der Völker in Ratschputana gilt

der Mond selbstverständlich als weiblich. In allen Chastras wird er in Nordindien als weiblich angesehen. — Das Volk weist als auf ein charakteristisches Merkmal darauf hin, daß der Mond ja die Chanlaflecken der Frauen auf der Stirn trage. Alle anwesenden Inder aus Nordindien lachen darüber, daß der Mond männlich sein soll. (Zwei Sünder gehen kopfschüttelnd von dannen! Sie weisen auf die Geschichte mit der Frau Buddhas hin!)

7. Im Gegensatz zu Vishnu hat Shiva niemals eine Inkarnation erlebt. Shiva ist der Gott der Vergeistigung. Sein Aufenthalt ist der Bestattungs- oder Verbrennungsplatz der Leichen. Seine Begleiter sind meist böse Geister. — Das große Shivafest in Nordindien heißt Maha Shivratri. Es wird nur einen Tag lang einmal im Jahr gefeiert bei jung aufsteigendem Mond. Es fällt auf den 14. und 15. Tag und eine dunkle Hälfte des Mondes. Tagsüber Fasten, auch wohl Prozessionen. Nachts pilgern viele zu den Gräbern der Angehörigen. — Shivas Heim im Himalajagebiet ist ein Hügel mit Namen Kailasa. Er liegt in einem weiten Dschungelgebiet. Weit und breit Dschungel und Dschungel und keinerlei menschliche Wohnung oder gar Ansiedlung. Diese große Einsamkeit ist die Heimstätte Shivas, der von hier aus Sati, die Tochter des Himalajakönigs, heiratete. — Als der Buddhismus in Nordindien in Flor kam und den höchsten Punkt des Aufschwunges erreicht hatte, erfolgte von Südindien her eine Reaktion, und zwar war ihr Führer der südindische Brahmane Schankerascharia, natürlich ein Shivapriester, der aus der Provinz Madras kam. Dieser war der Leiter der Strömung, die den Shivaismus wieder in Nordindien einführte. — Die Shivapriester haben früher einen Trank genossen, der vor allem Bhang, dann aber auch noch einige andere Ingredienzien enthielt. Dieser Trank ermöglichte es ihnen, die Anstrengungen des Götterdienstes

Nächte hindurch ohne Ermüdung spielend zu ertragen, und schützte sie nicht nur vor Einschlafen, sondern verlieh ihnen auch die Gabe höchster Inspiration.

8. Über den Dienst der Göttinnen. — Lakschmi, die Gattin Vishnus hat nirgends eigene Tempel. Sie wird eben auch nur in Heiligtümern Vishnus verehrt. Mit Sarasvati, der zweiten Frau Vishnus, der Tochter Brahmas, ist es im allgemeinen auch nicht anders. Diese hat aber in Indien einen eigenen Tempel, und zwar in der gleichen Stadt Pushkar, in der auch Brahma seinen einzigen Tempel für ganz Indien hat. Und zwar liegt Brahmas Tempel in der Stadt, der seiner Tochter Sarasvati aber außerhalb auf einem Hügel. — Sieht man von dieser einzigen und charakteristischen Ausnahme ab, so kann gesagt werden, daß die indischen Göttinnen durchweg keine eigenen Kultstätten haben — durchweg bis auf die eine Durga, Kali, Sati, Parvati oder wie sie sonst genannt wird. Diese Durga hat aber viele Tempel; wie viele Leute Nordindiens meinen, ebenso viele wie ihr Gatte Shiva. In Nordindien sind diese Heiligtümer durchaus selbständig und nicht mit denen Shivas vereinigt. Ich erinnere daran, daß da, wo in Südindien Shiva und Durga einen gemeinsamen Tempelbezirk innehaben (wie z. B. in Madura), dieser doch eine scharfe Zweiteilung aufweist, die vor einer Verschmelzung des Dienstes schützt. — In Bangu wird alljährlich im Durga- oder Kalitempel ein zehntägiges Fest, das Durga-pudja, im Dekkan, bei den Mahratti nahe Puna, ein gleiches mit Namen Garpati-pudja gefeiert. Zu diesem Zwecke wird eine Figur der Göttin aus Ton hergestellt, die nachher in den Fluß geworfen wird. (Denke an die Tonfiguren, die am Durgatempel auf dem Wege nach Calicut ausgegraben wurden.) — Im großen und ganzen sind die Tempelmädchen, die den Priestern dienen (die Tempeltänzerinnen) und auch Kinder haben *m ü s s e n*, in Südindien

auf den Kreis des Shivadienstes beschränkt. (Zumal der Durga.)

9. Goswami Mahary war der Shivapriester (Brahmane), der die Lehre Vishnus als erster verkündete. Wenn sein Fest gefeiert wird, darf kein Feuer vom heimischen Herd geholt, sondern muß dieses durch Quirlen neu erzeugt werden. Die Sage berichtet nämlich, daß, als Goswami gestorben und auf den Scheiterhaufen gelegt war, aus seinem großen Zeh eine Flamme aufleuchtete, die den Scheiterhaufen in Brand setzte. — Das gewöhnliche Feuerzeug der Inder ist Flintschlagzeug; zuweilen wird auch Brennglas verwendet. Vom Quirlfeuerzeug sagen die rationalistischen Inder des Nordens und von heute, daß es als Nachahmung vom Waldbrand entstanden sei, indem nämlich die Menschen beobachtet hätten, daß zwei trockene Bambushalme, vom Sturme gepeitscht, sich quirlend selbst entzündet hätten.

10. In ganz Nordindien gibt es nur eine einzige Stelle, an der der Götterwagen eine Rolle spielt. Die ist in Jaganath. Hier ist der Tempel mit dem Bilde Balrams, des älteren Bruders Krishnas. Hier Umfahrt und Wagenfest (Ratriatra). Früher bewegte sich dieser Wagen mit eigener Kraft in der Prozession um den Tempel. Heute muß er von Menschen gezogen werden. Früher stürzten sich Menschen in der Begeisterung ebenso unter die Räder wie in Südindien (oder wie in Ägypten unter die Hufe der Reiter der heiligen Prozession). Aber diese Wagenfahrt ist für Nordindien nur eben lediglich in dem nahe Kalkutta gelegenen Jaganath bekannt. — Dagegen sind die Boots- oder Flußzeremonien noch in vielen Gebieten Nordindiens im Schwunge und heißen auch Ratriatra. Sie finden in der Mitte des Monsuns statt, wenn alle Flüsse und Teiche voll Wasser sind. — Balram, der ältere Bruder Krishnas, ist vor allen Dingen eine Gottheit der Bauern. Erzählungen aus dem

Leben des Gottes existieren nicht. Das wichtigste Stück der Verehrung ist sein aus Holz geschnitztes Bildnis. Dieses wurde früher alljährlich zerstört, und zwar nach der zweiten Umfahrt des Wagens (Ratriatra), die einen Monat nach der ersten stattfand — wenn ich meinen Berichterstatter genau verstand. Das Bild wurde jedenfalls alljährlich (?) verbrannt und dann neu geschnitzt, und zwar heißt es, daß Lord Vishnu früher das Stück Holz, aus dem er hergestellt wurde, zu solchem Zwecke selbst sandte. Das heißt, es war eines Tages unversehens da und angelangt, ohne daß jemand sein Kommen beobachten konnte. — Das Interessante am großen Balramfeste war, daß im Balramtempel alle Pilger gemeinsam aus einer Schüssel ihre Speise (gekochten Reis) genossen, und zwar Brahmanen edelster Abkunft ebenso wie Bettler niederster Kaste. Natürlich war diese Vereinigung durchaus auf die Anwesenheit im Tempelbezirk beschränkt, und sobald die Pilger ihn verließen, waren die Kasten wieder in unüberbrückbarer Weise gespalten. —

11. In bezug auf Jaganath erzählt Dr. Chocksy etwas Goldwertiges: Wenn das Bildnis Balrams erneuert wurde, so wurde in alter Zeit ein König getötet. Es war ein Priester, der diese Tat ausführte, und der dann auch den Nachfolger des Geopferten einsetzte. — Dies bezieht sich auf den Jaganathtempel, der in der Stadt Jaganath-puri liegt.

12. Es gibt vier große Verehrungsplätze in Indien, die nach den vier Himmelsrichtungen liegen. Norden: Hardwar für Shiva, Süden: Shwedbandu Rameshwar für Shiva, Westen: Dwarka für Krishna, Osten: Jaganath für Balram. — Der nördliche Hardwartempel liegt schon im Himalajagebirge. Es ist dorthin eine schwierige Reise. Die Pilger müssen durch Wälder und über Flüsse reisen, welche letztere in Körben überquert werden, die wie ein Hängekorbtrans-

port in unseren Bergen an Seilen durch die Lüfte gleiten. Die Reise wird am Ende des Winters und unbedingt vor Beginn des Sommers zurückgelegt. Dann liegt dort oben noch Schnee und es wird wochenlang an der Modellierung eines Lingams aus Schnee gearbeitet, der dann später dahinschmilzt. — Der Tempel des Südens, der Rameshwartempel, liegt westlich Tuticorin auf der Südspitze Indiens. Er wurde von Rama, der selbst Shivaverehrer war (?), gebaut, als er nach Ceylon übersetzte. — Dwarka ist ein Hafen nördlich Bombays, und Jaganath liegt bei Kalkutta. — Jeder religiös veranlagte Inder sucht in seinem Leben alle diese vier heiligen Tempel, die das allerheiligste in Indien darstellen, auf Pilgerschaften zu erreichen und so das größtmögliche Verdienst zu gewinnen.

* * *

Hierzu habe ich nun zu bemerken, daß die Angaben sich durchweg auf Nordindien beziehen. Eine Reihe von Notizen ist zu kontrollieren, denn es mangelt nicht an inneren Widersprüchen. So z. B. wenn Dr. Chocksy mit aller Prägnanz behauptet, daß das Brahmanentum absolut nur und allein dem Shivaismus entstamme. Dies widerspricht der Tatsache des Veda, der ja ohne Kenntnis des Shivadienstes dem Brahmanentum entstammt. — —

Natürlich läßt man uns nicht an Land. Wir sind ja das Quarantäneschiff! —

Karagola, 13. Januar, Sansibar.

Hier durften wir an Land. Ein herrlicher Tag. Sei mir wieder begrüßt, mein altes liebes Afrika. —

Kapitel 12.

Die Geburt des Schicksals.

Der Hinduismus ein Bund von Religionen — Der Shivaismus als Religion von Werden und Vergehen! — Der Vishnuismus als Religion des fließenden Lebens! — Die Arier als Stifter des Bundes — Vergleich zwischen dravidischer, sumerischer und erythräischer Religion — Die Geburt des Schicksals und seines Gehäuses.

Als am 12. Januar Dr. Chocksy und seine Stammesbrüder unser Schiff verlassen hatten, war für mich das Erlebnis Indien und meine praktische Lehrzeit in Dingen der indischen Weltanschauung und Mythologie abgeschlossen. Lange Wochen der Seefahrt standen mir bevor — Wochen der Ordnung, der Besinnung, der Versenkung, Wochen, in denen der nun so direkt durch Auge, Ohr und Gemüt eingedrungene Neusinn in den Bereich des Altwissens eingliedert werden sollte, Wochen, in denen der aus vielen Einzelbrocken gehäufte Stoff Gestalt gewinnen mußte.

Die Gestalt ward!

Als ich dann aber das Entstandene mit dem verglich, was ich als, wenn auch sicherlich nicht sehr tiefes und umfangreiches Schulwissen mit nach Indien gebracht hatte, da zeigte sich, daß die Gestalt des Erlebten mit der des Erlernten wenig gemein hatte, ja sich so fremdartig gegenüberstand wie Wespenbau und Schmetterling. Dem durch solche Erkenntnis Beunruhigten und der Ursache Nachspürenden erschloß sich im Weitervergleichen eine bemerkenswerte Erkenntnis höherer Bedeutung:

Vor mir die japanische Mythologie mit ihrem Gestaltreichtum: e i n Bild, eine Einheit, ein Gebäude! Die polyne-sische mit ihren Maui, Tangaroa, Rangī, Papa, Tane und wie sie alle heißen müssen: e i n Bild, eine Einheit, ein Gebäude! Die der Süderythräer, der atlantischen Joruben, der Mexi-kaner: eine jede e i n Bild, eine Einheit, ein Gebäude.

Aber diese Weltanschauung der Hindus, dieser Hinduismus, kein Bild, sondern ein Bilderbuch; keine Einheit, sondern eine Vielheit; kein Gebäude, sondern ein Stadtviertel! Dieses aber in einem ganz eigenartigen Sinne. — Wir wissen, daß mehrere Götter der hohen griechischen Mythologie stoffmäßig ausländischen Ursprungs sind. Bei Homer sind sie aber schon so sinngemäß griechisch, daß nur der mythologische Analytiker an ihrer Herkunft Interesse hat. Daß sich in Babylon Götter verschiedenster Herkunft vereinigten, wissen wir; aber die babylonische Mythologie wurde eine Einheit und, wenn man es so benennen will, e i n e Religion.

Aber der Hinduismus ist k e i n e Religion. Der Hinduismus ist ein Religionsb u n d. Man kann sogar sagen, daß dieser Religionsbund im Gegensatz zur „Religionsgeschichte“ anderer Völker bei äußerlicher E i n r a h m u n g innerer Weiter-spaltung zuneigt. Die letzten Erscheinungen dieser Art sind historisch leicht faßbar. Man ist berechtigt, sie vielfach als „Sektenbildungen“ zu bezeichnen. Jede der zum Hinduistenbunde zusammengetretenen Religionen weist wohl Hunderte von Sekten auf. Das Bild ist durch diese verwirrende Erscheinung unklar geworden. Fassen wir die Sekten jedoch näher ins Auge, so werden sie als Varianten, als Spielart nur weniger Grundformen erkennbar. Von diesen sind es besonders zwei, die von hervorragend mythologischen Interesse sind, die eine um die Figur Shivas, und die andere um die Vishnus aufgebaute Religion. Von diesen beiden

Religionen will ich im nachfolgenden etwas sagen. Die Hauptfigur des Hinduismus, der Gott Brahma, ist ein als Ergänzung von innen heraus gewachsenes Konstruktionsglied priesterlicher Spekulation, der „dritte im Bunde“, der es aber nicht einmal zu einem eigenen Kultus gebracht hat. (In ganz Indien hat er nur einen wesentlichen Tempel.) Wenn wir den indischen Religionsbund als Ergebnis einer *pax hindica* bezeichnen können, so müssen wir Brahma als den verbindenden Mittler ansehen. —

Ihrer Natur, ihrem Ursprunge und ihrer Vergangenheit nach haben die beiden Religionen, die des Shiva und die des Vishnu, fast nichts miteinander zu tun.

* * *

Der Gott Shiva ist der bevorzugte Gott der Draviden Südindiens (ebenso wie Vishnu der der Hindus Nordindiens ist). Die entscheidenden Charakterzüge im Wesen dieses höchsten Gottes sind: Sein Reittier ist der weiße Bulle Nandi; seine Gattin ist die Göttin Durga; sein Symbol ist der in Yoni (einer Vulvaschale) errichtete Lingam (ein Phallus); sein Stirnschmuck, auch als drittes Auge bezeichnet, ist der Mond; sein Wohnort der Berg Kailasa (im Norden Indiens); seine Lieblingsaufenthalte sind Leichenverbrennungsstellen und vorgeschichtliche Bestattungsorte; die Verehrer Shivas tragen an vielen Stellen der Körper drei Striche in weißer Farbe, auf der Stirn dazu einen Fleck; die wagerechten Linien auf der Stirn werden als Bild des Wassers, der Fleck als der des Mondes gedeutet.

Shivas Gattin ist (außer einigen heute weniger oder nur lokal verehrten Genien und Nymphen) die einzige „mythologisch“ bedeutsame Göttin Indiens. Allerdings haben alle großen Götter Indiens Frauen; diese stellen aber nur poten-

zierte Eigenschaften der entsprechenden Gatten dar, sind also Spekulationsprodukte und unmythologisch. Aber Durga ist im höchsten Grade mythologisch. Es ist die einzige indische Göttin, die in Tempeln verehrt wird, und zwar so weitgehend, daß an vielen Orten sogar der eigene Gatte und Hauptgott ihr gegenüber zurücktritt. Das Wichtigste in der Verehrung der Durga ist ihre Natur als Sati, als die, welche die Sitte der Witwenverbrennung erweckte.

Für die entsprechende Mythe fand ich in der Volkserzählung eine Spielform, die von der der Schriften abweicht. Nach der mündlichen Überlieferung war der Schwiegervater des Shiva, der Dämon des Berges Himalaja, über Shiva erregt, weil er seine Tochter Sati (einer der vielen Namen der Göttin Durga) geheiratet hatte. Der Schwiegervater schloß den Gott Shiva im Berge ein, Sati aber opferte sich für ihn durch eigenen Tod. Der Gott ward gerettet, und die beiden kehrten gemeinsam zurück. — Damit ist für alle Frauen das Beispiel zur Nachfolge im Falle des Gattentodes gegeben. Wie Sati demaleinst für Shiva starb, so soll die Gattin dem Ehemann in den Tod folgen und ebenso seine Seele erretten. Vor dem Besteigen des Scheiterhaufens verschenkt die Sati ihr Geschmeide an die Umstehenden.

Die Göttin Durga weist im Mythos zweierlei Natur auf, einmal die der liebenden Gattin und der Göttin der Liebe überhaupt, dann aber auch die der Kriegerin; sie ist es, die die schwersten Kämpfe mit den Riesen siegreich besteht. Also Göttin der Liebe und Göttin des Kampfes. Dazu aber als Ambika auch „Mutter der Welt“. Ihr Tier ist der Löwe als Gattin Shivas die Kuh Bhagavati, ihr Element das Wasser, ihr Symbol einigenorts eine sechzehnstrahlige Rosette (siehe S. 149), ihr Gestirn der Venusstern (als solcher heißt sie im Volksmund Bhawani; siehe auch das astro-

logische Werk „Kalaprakssika“); in der Hand trägt sie die Schlange.

Im Dienste der Tempel des Shiva und der Durga standen viele Mädchen, Tänzerinnen, Hierodulen. Deren Fruchtbarkeit war erwünscht. Die Religion der Shivaisten barg den Kern einer tiefen Verehrung der Zeugung. Hochzeiten der Rinder wurden ebenso wie Hochzeiten zusammengepflanzter Bäume festlich begangen. Shiva war der Erzeuger, Durga die Mutter des Alls.

Aber wie dem Lebensbeginn, so war dem Lebensende der Sinn dieser Religion gewidmet. Nicht nur, daß Shiva die Stätten der Toten bevorzugte, und Durga-Sati das Vorbild für das Gattenopfer darstellt. Die Herrscher aller jener Fürstengeschlechter, die seit alters der Shivareligion ergeben sind, und die sich heute noch als Chandravanshi, als Monddynastien bezeichnen, waren vordem zum rituellen Königsmord verpflichtet. In jedem zwölften Jahre, wenn der Jupiter wieder in das Sternbild des Löwen eintrat, waren sie dem Tode geweiht. Aber auch sonst trugen die Könige dieser Dynastien die Verantwortung für das Schicksalsmäßige. Bei Finsternissen und gewissen Gefahr bringenden Konstellationen mußten sie sich selbst oder ihr Gewicht in Gold den Priestern darbringen.

Das Horoskop war ihr Schicksal.

* * *

So wie die Shivaisten in Südindien und bei den Draviden, so herrschen die Vishnuisten in Nordindien und unter den Hindus vor. Vishnus Charakterzüge sind: Sein Reittier ist der Göttervogel Garuda*); seine Natur wandelt durch

*) Gerade die Figur der Garuda, des Sonnenvogels, dessen Verehrung in Indien heute so gut wie erloschen erscheint, dürfte geeignet sein, einmal außerordentlich aufschlußreich zu werden für die Vorgeschichte religiöser Vorstellungen und ihrer plastischen Wiedergabe. Ich

eine Inkarnation nach der andern; eine altmythologische Gattin hat er nicht; er ist Vegetarier in jedem Sinne des Wortes; das Abzeichen auf der Stirn seiner Diener ist die Flamme in einem Becher oder ein Fleck als Sinnbild der Sonne.

Während Shiva unter der Hand der Priester nur den äußeren Habitus gewechselt hat, indem seine Mondnatur in den Mantel frommer Versenkung gehüllt wurde, ist Vishnu ein Priesterprodukt, zu dessen Herstellung ein Stoff früherer Zeit verwendet wurde. Dieser Stoff ist zu erkennen aus der Natur zweier der Inkarnationen Vishnus: aus der als Krishna und aus der als Rama. Vergegenwärtigen wir uns das, was die reiche Überlieferung uns an Motiven über Krishnas Leben in den Schriften bietet: Krishna ist Fürstenkind und als solches von dem grausamen König Kamsa bereits vor der Geburt verfolgt; sechs ältere Geschwister wurden so schon ermordet; der ältere Bruder Bala Rama wird nur dadurch gerettet, daß die schützenden Götter ihn in den Schoß der Gattin Kamsas verpflanzen; so sollte auch Krishna selbst geboren werden; Zeichen am Himmel erschrecken den grausamen Kamsa; Krishna, der Königssproß, mit dem Zeichen der Sonne auf der Stirn geboren, wird wieder durch Mutterwechsel gerettet und wächst auf dem

habe diesem Buche einige Zeichnungen beigegeben. Die eine Serie (Fig. 55, 57, 54) zeigt ihn mit ausgebreiteten Flügeln, aber mit einem Kopfe, der deutlich den Einfluß des anscheinend östlichen Sonnentieres, den Löwen zeigt. Hier und da trägt diese Garuda oder dieser Garuda-löwe auch noch die Schlange im Schnabel (Fig. 55). In einer zweiten Serie steigt einmal der Löwe, zum zweiten ein Vogel, zum dritten Vishnu selbst aus dem Rachen des Weltmeerungeheuers, des Makarra, empor. Hier sind der Sonnengott, der Sonnenlöwe und der Sonnenvogel gleichgesetzt (Fig. 50—52.) — Die Darstellung des Sonnenvogels mit ausgebreiteten Flügeln kennen wir sowohl aus Altägypten und Assyrien wie aus der Südsee. Die Verbindung des Sonnenvogels (mit ausgebreiteten Schwingen) mit einem Löwenhaupt kennen wir schon als Stadtwappen der altsumerischen Kultur!



Fig. 50. Vishnu entsteigt dem Rachen des Makaraungeheuers.
Sehr altes Holzschnitzwerk in Njanjanyud. Originalbildbreite 81 cm.

Lande unter den Hirten auf; zunächst ein neckischer Geselle, dessen Streiche ebensoviel Witz wie Mut und Kraft vertragen; schon als Knabe überwindet er den Drachen, resp. die Wasserschlange, als sein Ball in deren Brunnen gefallen ist (vgl. Fig 14); schon als Jüngling bezaubert er durch herrliches Flötenspiel die Menschen und die Tiere; da er Allerweltsliebhaber ist, hört auch Kamsa von ihm und ruft ihn in seine Umgebung; Krishna besteht alle Proben siegreich und tötet zuletzt Kamsa, befreit seine Eltern; Krishna heiratet acht Königstöchter, vernichtet einen trügerischen Doppelgänger, hilft den Pandu gegen die Kuru; Krishna wirft den Riesenkönig nieder, befreit aus dessen Gefangenschaft 16 000 Prinzessinnen und heiratet diese; in der Zeit zwischen Abend und Morgen läßt er mit Hilfe der himmlischen Baumeister die Stadt Dwarka mit 16 000 Palästen (für jede Gattin einen)



Fig. 51. Ein Vogel entsteigt dem Rachen des Makaraungeheuers.
Von einem Götterwagen in Gaday. Bildbreite 71 cm.

entstehen; jede der Gattinnen gebiert zehn schlimme Söhne; nachdem sein Bruder Bala Rama schon von der Erde geschieden, verläßt auch Krishna die Welt; zwei Versionen werden von seinem Tode berichtet; nach beiden legt er sich todesbereit unter einen Baum nieder, die Füße unbedeckt, so daß die heiligen Zeichen seiner Sohlen leuchten; nach der einen Version beißt ihn eine Schlange, nach der andern schießt ein Jäger einen Pfeil hinein; nach Krishnas Tode wird Dwarka mit den 160 000 schlimmen Söhnen vom Meer verschlungen. —

Die wunderbare Geburt, der koboldartige Jünglingscharakter, die Überwindung der Proben, der Glanz des Siegreichen und die Entstehung der Strahlenstadt, die Befreiung der Gefangenen, die Pracht des Herrschertums, der Tod durch Schlange und Pfeilschuß lassen diese ganze Gruppe

von Dichtungen als eine solche des typischen Sonnenhelden erkennen. Also die späte Form einer Sonnenreligion eines ackerbaureibenden Volkes. Deshalb ist auch Bala-Rama der ältere Bruder mit der Pflugschar ausgerüstet; deshalb ist im Namen des Gottes selbst das Wort für Pflug enthalten; deshalb ist das Weib Ramas, eines anderen Helden der gleichen solaren Religion, auch die „Ackerfurche“. Deshalb tragen Krishna und seine Anhänger die Sonne als Symbol auf der Stirn.

Aber noch ein anderes Mythengebilde ist für die Urnatur dieser zuletzt im Wesen eines Vishnu symbolisierten Sonnenreligion bezeichnend. Vishnus Reittier ist der Göttervogel Garuda. Die große Dichtung*) über den Kampf der Garuda mit der Naga ist zwar erst spät niedergeschrieben worden und heute in Indien nicht mehr volkstümlich. Trotzdem ist der Sonnenvogel das natürliche Tier und Ebenbild Vishnus verblieben**).

Wie der Mondreligion Shivas im Süden Indiens die Monddynastien, so entsprechen der Sonnenreligion Vishnus im Norden die Sonnendynastien, die Suryavanchi. Der Geist, der diese Königsfamilien beherrschte, zeigt klar und deutlich den Unterschied zweier Religionen: Von der Lebensart der Chandravanchi (Monddynastien) erzählen Bewohner der Malabarküste gelegentlich und vertraulich, daß die Könige ihre Töchter dem Dienste in den Shivatempeln weihten und sie zu Hierodulen machten; die Könige der Suryavanchi pflegten dagegen nach Angabe frommer Hindus ihre Töchter, wenn sie sie nicht standesgemäß verehelichen konnten, zu ermorden.

Zwei Religionen! —

* * *

*) Gemeint ist die Dichtung „Sauparna“.

**) Siehe auch die vorhergehende Anmerkung.

Aber „zwei Religionen“ nicht etwa nur im Sinne verschiedener Kulte, verschiedener Mythen und Vorstellungen, verschiedenen Ursprunges. Das Unterscheidende trennt hier so gewaltig, daß wir berechtigt sind, von ihnen als den Gestaltungen zweier fast gegensätzlich sich auswirkender Lebensgefühle zu sprechen.

Hier der Vishnuismus als Ausdruck und Anerkennung des in Buntheit dahinfließenden Lebens. Schon in einfachsten Begriffen eine Gliederung in Gut und Böse. Die Anerkennung männlicher Tugenden. Anerkennung der Geschicke, die ein männlicher Geist in treuer und geduldiger Hingabe erträgt im Hinblick auf einen endgültig guten Ausgang. Wie das Sonnengestirn Symbol dieser Religion ist, so ist ihre Mythenlehre licht. Eine sonnige Welt mit Kinderlachen, Bubenstreichen und adligem Sinn. Ein fröhliches Abenteurertum. Vor allem Frömmigkeit!



Fig. 52. Bild eines Makara im Tempel Dodda Basappa in Dambal.
Relief in Stein.

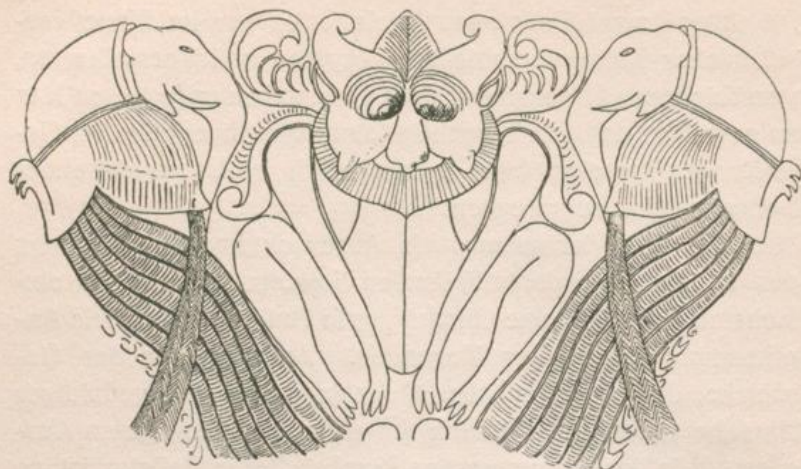


Fig. 53 Geschnitztes Holzreliefbild am Götterwagen von Ron bei Gadag.
Bildbreite ca. 50 cm.

Dort der Shivaismus, die dunkle Verherrlichung eines düsteren Schicksals. Des Schicksals, das als unabwendbare Macht über allem Dasein vernichtend dahinwuchtet; unabwendbar, unbeeinflußbar! Alles abschließend mit Zerstörung, Tod. Dieses Schicksal kann nur durch sklavische Unterwerfung, durch dramatisch treu nachgebildete Hingabe erträglich werden. Die Gottheit und alles Geschehen herrisch und so ernst, daß unter ihrem zermalmenden Walten keine zartere Regung wie Tugend, Heldensinn, Frömmigkeit aufkommen kann. Fast weiblich absolut, und so Blut, Selbstopfer und jede letzte Konsequenz fordernd. An Stelle eines der Postulate innerer Ethik herrscht eine hartherzige Priesterschaft, die das Grauensvolle bevorzugt und dies noch drastischer hervortreten läßt durch Überwurf eines äußeren Vorhanges von kindlichen Spielen und Täuschungen.

Beide so scharf gegensätzlich fundierten und ausgestalteten Lebensgefühle zwar heute noch das eine mehr dem Lande eigen, in dem die arische Natur herrschend wurde

und die Oberhand gewann, das andere mehr im Süden im Gebiete der Dravida vorherrschend, aber doch auch wieder vereinigt im Zeichen dieses Religionsbundes, der den Namen Hinduismus trägt. Und beide Religionen geleitet und gehegt durch die Priesterkassen, die, wo wir sie auch treffen, sich als Nachkommen der vor 3000 oder 4000 oder mehr Jahren von Norden her eingewanderten Arier bezeichnen.

Beide Religionen zusammen ein unüberbrückbarer Kontrast! Und doch geben die Brahmanen an, diese Götterwelten, also beide Religionen „geschaffen“ zu haben. — Hier wird das Unmögliche Behauptung. Der Mensch kann formen. Die Gestalt aber entfaltet sich im Menschentum. Die beiden Lebensgefühle müssen uralt sein und die Naturen der beiden Religionen zwei alten Kulturen entsprechen. Diese an sich theoretische Behauptung scheint mir auch dem zu entsprechen, was dem historischen Aktenmaterial entnommen werden kann.

Zunächst einmal die Tatsache, daß die alten Veden weder die eine noch die andere Religion kennen. Die in den Pandjab einwandernden Arier besitzen aber überhaupt

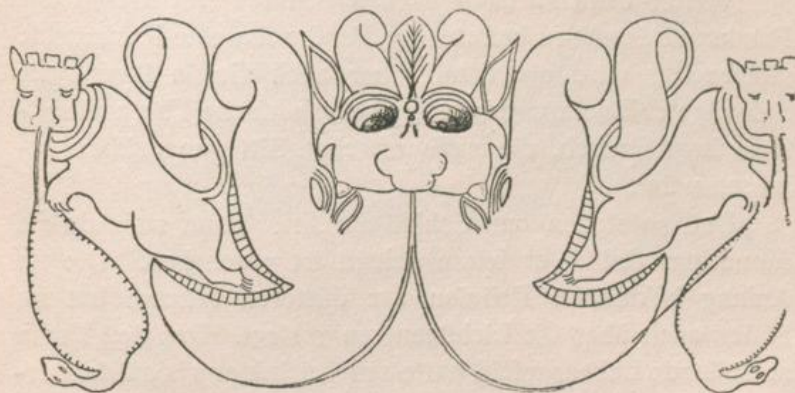


Fig. 54. Geschnittes Flachreliefbild am Götterwagen in Ron bei Gadag.
Circa 50 cm breit.

weder eine straff formulierte Mythologie noch eine ausgeprägte Priesterkaste im Sinn der hinduistischen „Brahmanen“. Der König ist gleichzeitig Priester und Fürbittender gegenüber den Göttern, denen die Menschen sich im Gebet nahten. Die Götterlehre ist zunächst blaß, die Frömmigkeit um so tiefer.

Die Arier stießen von Norden her in ein Bereich, das schon Kultur in bunter Mischung aufweist. Die neuesten Ausgrabungen*) bestätigen nur, was wir schon aus der Schilderung der alten Texte entnehmen können: es bestanden hier reiche Königsstaaten zwischen niederen barbarischen Horden. Den ersten Vorstößen folgten auch Verbindungen und Bünde mit eingeborenen Stämmen. Die Gestalt Krishnas, des Fürsten der Yadawa, taucht in der Legende als historische Persönlichkeit auf. Und doch wissen wir, daß es ein Sonnengott war! Und so sehen wir denn als erste Folge des Aufsaugens einheimischer Ideen die Tatsache, daß die Arier sich als Sonnensöhne bezeichnen. Das will heißen, daß die Arier sich zunächst mit den Stämmen der Sonnenreligion befreundeten.

Weiter dann zu einer nächsten Stufe! Im Kampf der Pandu mit den Kuru heiratet der Pandusohn eine Prinzessin; gleichzeitig wird sie damit aber auch Gattin ihrer vier Schwäger. Eine ausgesprochen polyandrische Ehe nach altindischem Brauch, die nach arischer Sitte undenkbar gewesen wäre.

Und so stehen zum Schluß die Arier dann stolz da als Monddynastie! Der letzte Schritt ist geschehen. Die im Anfang bekämpfte Religion der düsteren Mächte hat im Süden auch über die Lichtsinnigen gesiegt. Das den Raum ausfüllende Lebensgefühl hatte sich auch hier als stärker er-

*) In Nordindien im Pandjab und in Sind (Harappa und Moheujodaro).

wiesen als der erobernde Heldengeist. Das aus dem Raum Gestaltete war unüberwindlich. Die Priester der „Sieger“ übernahmen die Erbschaft der alteingesessenen Religion.

Stimmen diese Annahmen, dann würden die beiden Religionen des Sonnen- und des Monddienstes in Indien älter sein als die arischen Einwanderer. — Daß diese dann ihre Problematik hinzutragen, daß diese die tiefinnerliche Welt eines Buddhismus, das Meditieren der Jogi erweckten, daß unter der Führung ihrer Geistigkeit endlich aus dem vordem wahrscheinlich feindlichen Religionen ein Religionsbund wurde — das alles würde auf der andern Seite zu buchen sein. —

* * *

Unter den Gliedern dieses Bündnisses von Religionen muß uns hier, das heißt im Zusammenhang mit der Forschungsreise von 1928 bis 1930 natürlich diejenige des Mondgottes, des Shiva, am meisten beschäftigen. An diesem entscheidenden Punkte angelangt, darf ich den Leser bitten, seine Aufmerksamkeit noch einmal dem ersten Kapitel des Buches zu widmen. Jene ersten Seiten überfliegend, wird er:

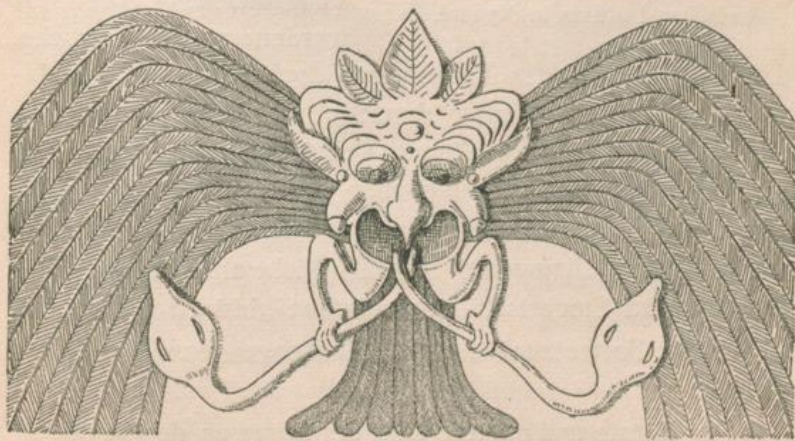


Fig. 55. Geschnittes Holzrelief an einem Götterwagen in Hampi. 54 cm breit.

— unsern Ausgangspunkt finden! Simbabwe, das Symbol der südeythräischen Kolonialkultur mit dem Gepräge des sakralen Staates, mit dem Mondstiergott, der Venusgöttin und dem heiligsten Opfer des Königsmordes als Besiegelung der aus den Konstellationen geborenen Schicksalsidee!

— auf den Vergleich mit der altbabylonischen Kultur stoßen! Die Höllenfahrt der Ishtar; Tamuz und der Mondstiergott; der sakrale Königsmord als Brauch in

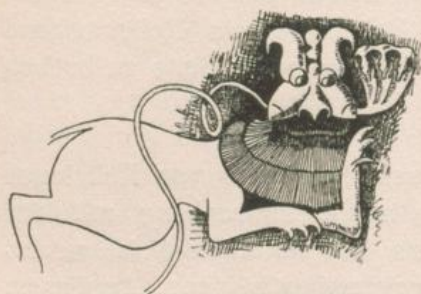


Fig. 56. Löwe mit Sheshaschlange im Maul vom Hoysalesvaratempel in Halebip. Vom südlichen Toreingang. Nach Photo im Besitz des archäologischen Instituts in Mysore.

Demütigung des Herrschers und Strangtod eines Stellvertreters gespalten! Als Sitte überreif aber noch deutlich die Geburt der Schicksalsidee durchscheinen lassend!

— an unsern Hinweis betreffend die Herkunft des Venusdienstes erinnert werden; an die Tatsache, daß die Herkunft des Venusjahres doch wohl aus der elamisch-kaukasischen Kultur abgeleitet werden muß; an Elam, das in der Blütezeit dieser Religionen Babylonien zur Rechten, die Dravidastaaten aber zur Linken hatte; Elam, von dessen archaistischer Monumentalität wir heute noch wenig — ach, allzuwenig wissen! Nicht allzuviel mehr als das, was im Sumerisch-babylonischen „historisch“ wurde!

In der Fortsetzung dieses Gedankenganges nun die Vergleiche:

Der älteste und oberste Gott der Sumerer, der Mondgott mit der Tiara, der Mondgottkönig, das Königsideal, das im

Stier sein Symbol findet, weshalb der König auf dem jährlichen Wege der Demütigung vor einem weißen Stier betet; der Gott, der die Könige krönt. — Demgegenüber Shiva mit dem weißen Nandibullen und dem Mond auf Tiara und Stirn; Shiva, der Chef der Brahmanen; Shiva, das große göttliche Vorbild der Monddynastien in der Dravidakultur. —

Der Venusstern in beiden Kulturen die große Göttin. In beiden Kulturen ist diese Göttin die Herrin der Liebe und die Herrin des Kampfes, in beiden „Allmutter“; in beiden ihr heiliges Tier die Kuh, in beiden ihr Symbol der Löwe, ihr Untertan die Schlange; in beiden auch Göttin des Wassers, als syrische Atargatu hier, als fischäugige Durga, deretwegen die Fische gespeist werden, dort; die Tempel dieser Göttinnen in beiden Kulturen Heim der Hierodulen.



Fig. 57. Von einem gestürzten Pfeiler im Westen Seringapattams. Bildhöhe 46 cm.

Vor allem: die Höllenfahrt der Ishtar kehrt wieder in dem Selbstopfer der Göttin Durga-Sati! In schauerlicher Konsequenz mußte jede hochstehende Witwe Indiens, wenn sie volle Anerkennung gewinnen wollte, das Beispiel der Göttin nachleben und sich mit dem verstorbenen Gatten verbrennen lassen — bis Europa solche Opfer verbot. Und welche Bedeutung gerade diese Mythe hat, wurde im ersten Kapitel gezeigt. Der sakral-dramatische Tod der Göttin setzt das Hinscheiden des Gottgatten voraus; auch dieser Vorgang wurde in der Weihe des Königs als des höchsten

Opfers in Mesopotamien und bei den Dravida in regelmäßigen Zeitabständen in gleicher Weise realistisch gefeiert. Bei beiden vordem durch den Strang!

Dieser Gleichheit der großen Gestalten im Weltanschauungs-drama beider Kulturen entspricht Gleichbildung der Bühnenbilder und Requisiten, Gleichsinn der Regie. In beiden Religionen die gleiche Anlage der Tempel in Dreigliederung; in beiden die gleiche Bedeutung der heiligen Seen und Flüsse, gleiche Götterwagen, gleiche Prozessionen in Booten; in beiden die große Bedeutung der Zahl 6 und eine zahlenmäßige Verwandtschaft der Weltzeitalteranlagen. —

Soviel über die Kulturen im Norden des Indischen Ozeans.

* * *

Danach aber zurück zu jenen Ländern in Südafrika, deren reiche Mythenwelt Aufschluß und Verständnis heischend und fordernd den Anlaß gab zur Reise nach Indien. Süderythraea!

Ist dort nicht der gleiche Mondgottkönig mit seinem heiligen Bullen als Symbol, die gleiche Venussterngöttin als Herrin der Liebe und des Krieges und gleichzeitig Allmutter, gleiche „Höllenfahrtlegende“ und gleiche Dramatik des rituellen Königsmordes? — Wollte ich dies Bild hier noch einmal kopieren, der Anblick würde nur ermüden.

* * *

Eine Galerie von Religionen an den Gestaden des Indischen Ozeans! Bilder einer Schule, geworden aus der Schöpfungskraft eines ganz großen Meisters, eines Lebensgefühls, das in hehrer Erhabenheit einstmals himmelhoch über allen bis dahin erwachsenen Kulturphänomenen emporstrahlte. Dann:

Entfernen wir von all den einzelnen Gestaltungen, wie sie uns Dravida, Sumer, Südeytheraea bieten, die äußeren, dem Stile der Landschaften und dem Typus des Alters entsprechenden Schalen und Hüllen, so bleibt nur ein Sinn, eine Idee, eine Einstellung als ein ganz Großes, Gewaltiges, Erhabenes und als ein Neues im Werden menschlichen Geistes: die Geburt des Schicksals, des Schicksals als Idee; des Schicksals als einer ebenmäßig und unbeirrbar dahinrollenden Fügung, die nur erträglich wird durch völlige Hingabe, Unterwerfung, durch ein Leben, das seinem Sinn nachgelebt wird, durch eine Selbstopferung nach dem Vorbild der erhabensten Erscheinung im großen, in der kosmischen Welt.

Dieses Lebensgefühl, geboren aus der Entdeckung der erhabenen und ewigen „Gesetze“ des Gestirnwandels, wurde zu einem der größten Lehrmeister der Kultur der Menschheit. Bis dahin mögen heldisch abenteuerlicher Geist, frohsinniger Wagemut, Mannestugend und mythenschaffender Dichtersinn gelebt, geblüht, gewirkt haben. Der Sinn für das unwandelbare Schicksal wurde der Menschheit aber erst

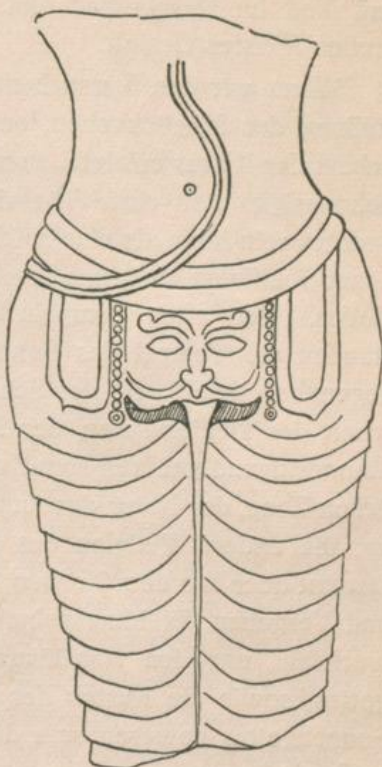


Fig. 58 Torso einer Vishnufigur, beim 9 Tagfesttempel in Hampi liegend. Original 61 cm hoch.

mit der Erhabenheit dieses Lebensgefühls bewußt — gleichgültig, ob vorher kleine Ansätze hierzu vorhanden waren oder nicht. Das Bewußtsein vom Mysterium, die Zeugung und Tod im Dasein bedeutet, gewann erst unter diesem großen Meister Gestalt.

Wenn wir den Versuch machen wollen, uns eine Vorstellung der Möglichkeiten, aus welchen diese große Neugeburt der Kultur erfolgte, zu machen, so gelangen wir ohne Schwierigkeit zu einer Theorie (die auch zunächst nichts anderes sein kann als eine solche). Schon das älteste Sumer kennt Schifffahrt nach den Inseln und Küsten des Persischen Golfes. Den alten Tempeln des Mondgottes in Ur usw. standen die Tempel des Sonnengottes in anderen Städten gegenüber, des Gottes der Schifffahrt, des Fluges, der Abenteuer, des Heldensinnes, der Mannestaten. Schifffahrt und Mannestugend gehören somit wohl älterer Zeit und der südlichen Zone, der Natur des ununterbrochenen Pflanzenlebens an, die andere Religion des Mondgottes, der Venusgöttin stammt aber aus dem Norden, einem Lande, in dem Werden und Vergehen, Frühlingsgeburt und Wintertod einander abwechseln, aus den Nordländern des kontinentalen Mondgottes, sowie die Küsten der Südländer die des maritimen Sonnengottes gewesen sein dürften und — heute zum Teil noch sind.

Aus dem Norden muß dieses Mysterium des Tod-Lebensgeheimnisses gekommen sein, muß dies Lebensgefühl stammen; nur hier kann die Geburt des Schicksalsgedankens erfolgt sein, der von da an und Jahrtausende hindurch seinen schöpferischen Geist walten ließ. Vom Schicksalstod des Gottes über die Dramatik des heiligen Königsopfers bis zur Gestaltung der christlichen Idee, das alles und noch mehr stellt die erhabene Schöpfungskraft dieses gewaltigen

Meisters dar. Indem dieser Schicksalsgedanke gestaltet wurde, trat das schaffende Lebensgefühl in seine Würde als Meister der Jahrtausende.

* * *

Solche Art des Betrachtens mag denen als zu weit gespannter Bogen erscheinen, die es vorziehen, im Vergleich der Formen zu beharren. Um so lieber wenden wir uns noch einmal an diese, der dem Wesen des Paideuma gemäß innerem Wandel auch stets Umbildung des Formgehäuses entsprechen muß. Werfen wir noch einen letzten Blick über das, was uns nach dieser Richtung das geographische Bild zu sagen vermag. (Siehe Kartenskizze Fig. 1.)

Die Verbreitung der Sitte des rituellen Königsopfers an den Gestaden des Indischen Ozeans zeigt einen Winkel, dessen Spitze in Westasien ruht. Nach durch Dion Chrysostomos gegebenen Mitteilungen (deren Kenntnis Prof. H. Lommel mir übermittelte) waren große Königsopferfeste auch im nördlichen Persien heimisch. Es liegt aber kein zwingender Grund vor, ihren Ursprung von Babylon her zu leiten. Der kaukasische Kulturstrom kann in seinem Vorrücken nach Süden sie als Meilensteine seines Marsches von Norden her zurückgelassen haben. Dem „Venusjahr“ wurde wohl in der kaukasischen Kultur Elams ein Zentrum der Ausstrahlung. Jedenfalls wurde der Kultus der Schicksalsgöttin von hier aus mit der Dravidakultur nach Nordindien getragen, die Dravidakultur dann aber durch die einfallenden Arier nach Südindien gedrängt.

Einmal im Bereiche der Schifffahrt des Indischen Ozeans angelangt, erfolgte eine koloniale Ausstrahlung über das Meer. Hier ist nur die Form, nicht aber die zeitbestimmte Einzelheit faßbar. Der Shivaismus drang bis Kambodja und Bali vor, wo wir die Könige in Holzsärgen von Stierform

begraben sehen (siehe Tafel 32), so wie in Südafrika im „ausgehöhlten“ und plastisch naturalistisch aufgerichteten Stierkadaver. Wann und in welchem Zusammenhang diese Ischtarkultur nach Südostafrika übersiedelte, können wir heute noch nicht sagen. Jedenfalls im Gefolge einer mit Bronzegußkenntnis ausgestatteten Metallkultur. Daß diese Kultur auch weite, wohl schon vorher befahrene Seewege zurücklegte, scheint die Herrschaft des Venuskalenders im alten Mexiko zu belegen. Aber ob die Venuslegenden der herrlichen japanischen Mythologie dieses Inselreich über den Kontinent oder auf dem Wasserweg erreichten, entzieht sich noch der Beurteilung. Für alles das wird bei fortgeschrittener Kenntnis der Archäologie das Fundament der Ausgrabungen entscheiden. —

Wichtig für die Altgeschichte dieser Weltvorstellung wird vor allem die Geschichte eines neben Mond- und Sonnenjahrbeobachtung sich ausbildenden Kalenders. Elam hatte einen Venuskalender, beobachtete aber auch andere Gestirne. Die Draviden haben einen Jupiterturnus, die alten Ägypter das Siriusjahr, die Erythraer ein Venusjahr, die Loango wieder eine Siriusbeobachtung. Das sind alles Testimonia aus der Zeit, in der (wie Alfred Jeremias so treffend sagt) der nächtliche Himmel den Menschen noch ein Bilderbuch war. Der Gedanke des Schicksals wurde am Himmel gebildet und von dort aus Erlebnis und Bekenntnis des Irdischen. In fernerer Entwicklung wurde dann der Nachthimmel zum Rechenbuche. Es wurde die Astrologie geboren, die bis heute noch besteht.

Das Horoskop ist nach dieser Richtung der letzte matte Schatten der einst so gewaltigen Entdeckung des Schicksals.

Verzeichnis der Textfiguren.

- Figur 1:* Karte der Verbreitung des heiligen Königsmordes.
- Figur 2:* Jogi. Pfeilerbild aus dem Bazar. Hampi. Bildhöhe 33 cm.
- Figur 3:* Darstellung des Varunadienstes. Pfeilerbild aus dem Vittalatempel. Hampi. Bildhöhe 57 cm.
- Figur 4:* Hirte. Pfeilerbild aus dem Malayantatempel. Hampi.
- Figur 5:* Pfeilerbild im Ramachandratempel. Hampi. Bildhöhe 29 cm.
- Figur 6:* Lingamdienst. Pfeilerbild vom Bazareintrittspfeiler. Hampi. Bildhöhe 50 cm.
- Figur 7:* Lingamdienst. Pfeilerbild vom alten Bazar. Hampi. Bildhöhe 30 cm.
- Figur 8:* Lingamdienst. Pfeilerbild aus dem unterirdischen Tempel. Bildhöhe 35 cm.
- Figur 9:* Lingamdienst. Pfeilerbild aus dem unterirdischen Tempel. Hampi. Bildhöhe 35 cm.
- Figur 10:* Vishnu auf der Sheshaschlange ruhend. Wandbild im Ramachandratempel. Hampi. Bildbreite etwa 60 cm.
- Figur 11:* Szene aus dem Ramachandratempel. Bild von einem zertrümmerten Pfeiler. Hampi. 38 cm.
- Figur 12:* Krishna hat den badenden Frauen die Kleider gestohlen. Pfeilerbild aus dem Malayantatempel. Hampi. Bildhöhe 69 cm.
- Figur 13:* Krishna hat den badenden Frauen die Kleider gestohlen. Pfeilerbild aus dem Malayantatempel. Hampi. Bildhöhe 62 cm.
- Figur 14:* Krishna überwältigt die Schlange, nachdem er seinen Ball in deren Brunnen geworfen hat. Bild von einem Pfeiler im Busch von Hampi. Bildhöhe 32 cm.
- Figur 15:* Schlangenstein (Nagakal) Madura. Krishna tanzend. Bildhöhe 48 cm.
- Figur 16:* Krishna stiehlt der Adoptivmutter die Butter. Pfeilerbild im Vittalatempel. Hampi. Bildhöhe 41 cm.
- Figur 17:* Schakram aus „Bronze“ (Kupferguß), 21,5 cm hoch. Privatbesitz in Hubli. Ein ganz ähnliches Stück im Museum in Madras.
- Figur 18:* Der König auf seinem Wagen. Bild von einem unvollendeten Werkstück im Busch neben dem 9-Tagfestpalast in Hampi.

- Figur 19:* Dienende Dame. Pfeilerbild aus dem Ramachandratempel. Hampi. Bildhöhe 38 cm.
- Figur 20:* Dienende Dame mit Wedel. Pfeilerbild aus dem Ramachandratempel. Hampi. Bildhöhe 37 cm.
- Figur 21:* Höfische Spiele. Gaukler. Bild von einem Fries des Vittalatemfels. Hampi. Bildhöhe 30 cm.
- Figur 22:* Höfische Spiele. Gaukler. Bild von einem Friestrümmel. Vittalatemfel. Hampi. Bildhöhe 25 cm.
- Figur 23:* Höfische Spiele. Tänzerin. Pfeilerbild vom Vittalatemfel. Hampi. Bildhöhe 40 cm.
- Figur 24:* Darstellungen des höfischen Lebens. Pfeilerbild aus dem Vittalatemfel. Bildhöhe 60 cm.
- Figur 25:* Darstellungen des höfischen Lebens. Pfeilerbild aus dem Vittalatemfel. Bildhöhe 62 cm.
- Figur 26:* Stirnzeichen der Vishnuverehrer, zumal Nordindiens. a—d nach Murray; e veraltete Form nach Angabe der Njanjangudleute.
- Figur 27:* Stirnzeichen der Shivaverehrer. f, i, k in Nordindien nach Murray; g und l in Zentralindien.
- Figur 28:* Schlangenstein mit dem Bilde des tanzenden Krishna. Am Ufer des heiligen Teiches von Trichinopoly. Bildhöhe 35 cm.
- Figur 29:* Schlangenstein am Kabinifluß bei Njanjangud. Höhe des Bildes 55 cm.
- Figur 30:* Flachrelief aus der Ruine Woti zwischen Harrihar und Hospet. Bildhöhe 72 cm.
- Figur 31:* Stein mit Nagafigur. Hampi. Bildhöhe 44 cm.
- Figur 32:* Nagakanya. Vom Schlangenstein am Kabinifluß bei Njanjangud.
- Figur 33:* Pfeilerbild auf Trümmerstück. Seringampattan. Bildhöhe 35 cm.
- Figur 34:* Mastikal vom Witwenverbrennungsplatz zwischen Mysore und Kikeri. Bildhöhe 61 cm.
- Figur 35:* Mastikal vom Witwenverbrennungsplatz zwischen Mysore und Kikeri. Bildhöhe 61 cm.
- Figur 36:* Mastikal vom Witwenverbrennungsplatz zwischen Mysore und Kikeri. Bildhöhe 60 cm.
- Figur 37:* Stirnzeichen (= namo) der Vishnuanbeter im Mysoregebiet. f solche der Frauen. (Nach Zeichnung von Prof. Dr. Krischna.)
- Figur 38:* Stirnzeichen (nir) der Shivaanbeter im Mysoregebiet. d solche von Frauen. (Nach Zeichnung von Prof. Dr. Krischna.)
- Figur 39:* Pfeilerbild vom Vittalatemfel. Hampi. Bildhöhe 35 cm.
- Figur 40:* Bemalung eines Vishnuiten. Originalzeichnung Radhakrishnans.

- Figur 41:* Bemalung eines Shivapriesters. Originalzeichnung Radhakrishnans.
- Figur 42:* Unterschied westlicher Kleidertracht zwischen Frauen des Vishnu- und Shivadienstes. Originalzeichnung Radhakrishnans.
- Figur 43:* }
Figur 43a: } Religiöse Masken. Originalzeichnung Radhakrishnans.
Figur 44: }
Figur 44a: }
- Figur 45:* Darstellung eines „Selbstopfers“ auf einer Stele in Madura. Bildhöhe 63 cm.
- Figur 46:* Tempelwandmalerei im großen Tempel von Madura. Eine noch schönere Wiederholung des gleichen Motivs an der Decke einer anderen Halle.
- Figur 47:* Felsgravierung. Anuradhapura. 21. Dezember 1929.
- Figur 48:* Nordindische Stirnzeichen der Vishnuverehrer; a ist rot und heißt tila; b weiß; c ebenso aber das Innenteil rot; c besonders im Madrasgebiet; a und d Abzeichen auch der Krishnaverehrer. (Nach Dr. Chocksy.)
- Figur 49:* Nordindische Stirnzeichen der Shivaverehrer; e in weißer Farbe, f rot von Frauen getragen, die Durga anbeten; dies Zeichen heißt chanla. (Nach Dr. Chocksy.)
- Figur 50:* Vishnu entsteigt dem Rachen des Makara-Ungeheuers. Sehr altes Holzschnitzwerk in Njanjangud. Originalbreite 81 cm.
- Figur 51:* Ein Vogel entsteigt dem Rachen des Makara-Ungeheuers. Von einem Götterwagen in Gadag. Bildbreite 71 cm.
- Figur 52:* Bild eines Makara im Tempel Dodda Basappa in Dambal. Relief in Stein.
- Figur 53:* Geschnitztes Holzreliefbild am Götterwagen von Ron bei Gadag. Bildbreite etwa 50 cm.
- Figur 54:* Geschnitztes Flachrelief am Götterwagen in Ron bei Gadag. 50 cm breit.
- Figur 55:* Geschnitztes Holzrelief an einem Götterwagen in Hampi. 54 cm.
- Figur 56:* Löwe mit Sheshaschlange im Maul vom Haysalesvaratempel in Halebip. Vom südlichen Toreingang. Nach Photo im Besitz des archäologischen Instituts in Mysore.

Verzeichnis der Bildtafeln.

- Tafel 1:* Säulen im Höhlentempel von Karlé zwischen Bombay und Poona.
- Tafel 2:* Hampi; ein Stück der mittelalterlichen Festungsmauer. — Hampi; ein Ausschnitt aus der Umfassungsmauer des Ramajandra-Tempels.
- Tafel 3:* Gott Vishnu in der Löwengestalt, die Göttin auf dem Knie. Slg des Verfassers. (Der Göttin ist in der mittelalterlichen Zeit der islamischen Bilderzerstörung der Kopf abgeschlagen worden.) Metallguß. Höhe 13 cm.
- Tafel 4:* Hampi; die steinerne Wage, auf der vordem die Könige im Falle bedrohlicher Konstellation ihr Gewicht feststellen ließen, dessen Gegengewicht in Gold den Priestern als Opfergabe zufiel.
- Tafel 5:* Der Witwenverbrennungsplatz zwischen Mysore und Kikeri. — Malabarküste; aus dem anstehenden Laterit geschnittene und sonnengetrocknete Luftziegel.
- Tafel 6:* Malabarküste; die Architektur mit Doppeldächern. — Malabarküste; Sonnenhutschild und Tragstange der Eingeborenen. Der Verfasser verschenkt einen Obolus.
- Tafel 7:* Malabarküste; der große Tempel in Calicut; Blick von der Seitengasse in den Tempelbezirk. — Malabarküste; Seitenansicht der schuppenförmigen Gebäude des großen Tempels in Calicut.
- Tafel 8:* Malabarküste; große Fruchtbarkeits- und Schreckfigur in einer neuen Farmanlage bei Calicut.
- Tafel 9:* Malabarküste; die Fassade des großen Durgatempels Valurkavu bei Manantody.
- Tafel 10:* Malabarküste; beim Ausschachten eines Brunnens im Gebäude des Durgatempels bei Manantody gefunden, anscheinend neolithische Tonfigur. Slg des Verfassers; Höhe 28 cm.
- Tafel 11:* Büßer aus den Nilgeribergen in den Straßen von Mysore.
- Tafel 12:* Almosenheischende Vishnuverehrer mit der Muscheltrompete in den Straßen von Mysore.
- Tafel 13:* Am Cauvery-Fluß bei Mysore. — Am Kabinifluß bei Nanjangud.

- Tafel 14:* Gerüst eines Hauses aus gespaltenen Granitsteinplatten zwischen Mysore und Kikeri. — Hütte mit Steinstützen aus gespaltenem Granit bei Seringapattam.
- Tafel 15:* Stelen; Schlangensteine (Nagakals) bei Seringapattam. — Stelen; Viragals, Heldenverehrungssteine bei Gadag.
- Tafel 16:* Stelen; Mastikal, Stein gesetzt zur Erinnerung an eine Witwenverbrennung; vom Witwenverbrennungsplatz bei Kikeri. — Stelen; Mastikal mit Armsymbol in Kikeri.
- Tafel 17:* Stelen; die drei wichtigsten Mastikals mit Armsymbol und Venussternrosette in Kikeri.
- Tafel 18:* Nilgeriberge; der Dom resp. Tempel der Toda bei Ootakamund.
- Tafel 19:* Der Götterwagen in Hampi unterhalb des Malayantatempels.
- Tafel 20:* Der Wagen des Gottes Rama in Nanjangud.
- Tafel 21:* Götterwagen in Trichinopoly.
- Tafel 22:* Pferd auf Götterwagen in Nanjangud. — Ayyanarkultus; heiliges Pferd des Dravida auf Ceylon.
- Tafel 23:* Ayyanarkultus; heiliges Pferd aus Terracotta mit Geisterhüttchen; vom Fuße der Nilgeriberge.
- Tafel 24:* Ayyanarkultus; Terracottapferd in natürlicher Größe aus der Gegend von Karur.
- Tafel 25:* Ayyanarkultus; Verehrungsstätte mit Riesenpferden, Schaukel und aufgestellten Lanzen; Gegend von Karur.
- Tafel 26:* Ayyanarkultus; Allee von Terracottatieren zwischen Trichinopoly und Madura.
- Tafel 27:* Das Pferd in der indischen Plastik; „geschnitzte“ Steinpfeiler im großen Tempel von Trichinopoly.
- Tafel 28:* Die riesigen „Götterberge“ (Dagobar) auf Ceylon. Die Ruvanveli in Anuradhapura. — Die Abhayagiriya in Anuradhapura.
- Tafel 29:* Durch Ceylon im vollbepackten Citrus. — Ruinen von Anuradhapura; die Lankarama Dagoba.
- Tafel 30:* Der Dienst des Gottes Shiva; das rinnende Wasser zwischen Bildern des Stieres Nandi und der Lingams; Malayantatempel in Hampi.
- Tafel 31:* Der große Gott Shiva mit Tiara und dem Haupt des heiligen Nandistieres; Slg des Verfassers; Höhe 24 cm.
- Tafel 32:* Säрге in Stierform für Adlige: Insel Bali. (Nach Photographie im Besitz von Frau von Bredow.)

Die soeben vollendete Reihe

ERLEBTE ERDTEILE

gibt einen Querschnitt durch das gesamte kultur-
morphologische Lebenswerk des Forschers

LEO FROBENIUS

7 Bände in Ganzleinen gebunden

Vorzugspreis von RM. 35

- Band I **AUSFAHRT**
Von der Völkerkunde zum Kulturproblem
- Band II **ERSCHLOSSENE RÄUME**
Das Problem Ozeanien
- Band III **VOM SCHREIBTISCH ZUM ÄQUATOR**
Planmäßige Durchwanderung Afrikas
- Band IV **PAIDEUMA**
Umriss einer Kultur- und Seelenlehre
Dritte bedeutend erweiterte Auflage
- Band V **DAS STERBENDE AFRIKA**
Die Seele eines Erdteils
Erste vollständige Ausgabe
- Band VI **MONUMENTA AFRICANA**
Der Geist eines Erdteils
- Band VII **MONUMENTA TERRARUM**
Der Geist über den Erdteilen
Zweite Auflage der „Festlandkultur“

Einzelpreis (Taschenformat, Dünndruckpapier) mit zahlreichen Karten
Tabellen und Planskizzen broschiert RM 4. Ganzleinen RM 6.

„PAIDEUMA“ und „DAS STERBENDE AFRIKA“ auch als Einzel-
ausgaben in besonderem Einband und Schutzumschlag erhältlich.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

SOCIETÄTS-VERLAG GMBH FRANKFURT A. M.

W. BÜXENSTEIN, BERLIN

ERSTE ERDTHEILE

LEO FROBENIUS

00/17142

T 50 395 359

00-17142

BUCH-NR. 50.395.359 ✓

22

31

12. AUG. 1975

Z 20. 8. 75

03. Sep. 1982

Z 11. 1. 83

